Schiller







Schillers sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Karl Berger, Erich Brandenburg, Th. Engert, Conrad Höfer, Albert Köster, Albert Leitzmann, Franz Muncker

herausgegeben von

Otto Güntter und Georg Witkowski.

Achtzehnter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Über
die ästhetische Erziehung des Menschen
in einer Reihe von Briefen.
1795.

Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen.

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Teil unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt und bei einer Untersuchung, wo man ebensooft genötigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Teil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmütigerweise mir zur Pflicht und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfnis für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr sein, mich durch Mißbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verleugnen, werden sich eher jedes anderen Fehlers als der Sektiererei

schuldig machen und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtenteils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden 5 Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgendeine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich sein. Ihre eigene Emp- 10 findung wird mir die Tatsachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkkraft wird die Gesetze diktieren, nach welchen verfahren werden soll.

Über diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Teil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die 15 Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Ansprüche der gemeinen Vernunft und als Tatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur 20 dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verstand das Objekt des inneren Sinns erst zerstören, wenn er es *sich* zu eigen 25 machen will. Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Be- 30 griffe zerfleischen und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wiederfindet und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

35 Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zustatten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen

Erfahrungen gilt, muß in einem noch höheren Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimnis, und mit dem notwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben. 5

Zweiter Brief.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen besseren Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens außer 10 der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein so viel näheres Interesse darbieten und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunst- 15 werke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem anderen Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist ebensogut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es 20 unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht sein, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen? 25

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vorteil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet sein werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst 30 des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. 35 Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist

das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle
Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das
geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Auf-
munterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden
5 Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Unter-
suchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz
nach der anderen, und die Grenzen der Kunst verengen sich,
je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie
10 des Weltmannes auf den politischen Schauplatz geheftet, wo
jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit
verhandelt wird. Verrät es nicht eine tadelnswerte Gleich-
gültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine
Gespräch nicht zu teilen? So nahe dieser große Rechts-
15 handel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden,
der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Ver-
handlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere inter-
essieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht
des Stärkeren beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint,
20 vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht,
und wer nur immer fähig ist, sich in das Zentrum des
Ganzen zu versetzen und sein Individuum zur Gattung zu
steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts
betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich
25 Partei ist und näher oder entfernter in den Erfolg sich
verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache,
die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt;
es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als ver-
nünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtigt ist.

30 Wie anziehend müßte es für mich sein, einen solchen
Gegenstand mit einem ebenso geistreichen Denker als libe-
ralen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen und einem
Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der
Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie
35 angenehm überraschend, bei einer noch so großen Verschieden-
heit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die
Verhältnisse in der wirklichen Welt nötig machen, Ihrem
vorurteilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem näm-

lichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger 5 dem Bedürfnis als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, 10 ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als 15 mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antizi- 20 pierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her und findet sich 25 — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Not richtete denselben nach bloßen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Notstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen 30 und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden sein — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Notwendigkeit, wie er in so vielen anderen Stücken durch 35 seine Freiheit von ihr scheidet, wie er, um nur *ein* Bei-

spiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfnis der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach,
5 bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung notwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals
10 nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es
15 auch behaupten und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten; denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten End-
20 zwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heißen
25 kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze gibt, um sich mit
30 Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie notwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den
35 problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch notwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts

besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Tierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz festzuhalten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der *Zeit* keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der *Idee* sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr geraten darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staates muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstsüchtig und gewalttätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich ebensowenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den ersteren mit Gesetzen übereinstimmend, den letzteren von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Übergang bahnte und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwickelung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel ist gewiß: nur das Übergewicht eines solchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Prinzipien unschädlich machen, und auch
5 nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo alles mit strenger Notwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir
10 wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem absoluten Wesen die physische Notwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll,
15 so muß es Natur sein, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner
20 Person kann und darf keine physische Nötigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beibehalten und nichtsdestoweniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte sein, so kann dies nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Trieb-
25 federn im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt; daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

30 Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist*). Dieser reine Mensch, der sich mehr

---

35 *) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten", von meinem Freund Fichte, wo sich eine

oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentiert durch den Staat, die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit 5 mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin ebenso viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch 10 in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg; denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form 15 auch der Inhalt zählt und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der 20 ersteren ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtsein, das Gesetz der anderen durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine 25 Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet sein, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken imstande ist. Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren und, indem er das un- 30 sichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzutun: 35

---

sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Teile willen, sondern an den Teilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nämliche Masse legt, so trägt er ebensowenig Bedenken, ihr Gewalt anzutun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektiert er nicht im geringsten mehr als der mechanische Künstler; aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Teilen dient, dürfen sich die Teile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz anderen Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgibt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht bloß subjektiv und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innere Wesen muß er ihrer Eigentümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation sein soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insofern wirklich werden, als sich die Teile zur Idee des Ganzen hinauf gestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältnis zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisierung seines Betragens seine Eigentümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner inneren Gesetzgebung sein. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des ersteren dem letzteren den Sieg verschaffen

kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu sein, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darnieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.

Fünfter Brief.

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereignisse zeigen? Ich richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläuftigen Gemälde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkür ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht bloß; jenseits und diesseits steht

er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine *physische* Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf
5 den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die *moralische* Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

10 In seinen Taten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Äußersten des menschlichen Verfalls, und beide in *einem* Zeitraum vereinigt!

15 In den niederen und zahlreicheren Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung eilen. Es mag also sein, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte,
20 sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solange es noch galt, ihre Existenz zu verteidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Kohäsionskraft zu
25 binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der anderen Seite geben uns die zivilisierten Klassen
30 den noch widrigeren Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sei;
35 aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Natursohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände

nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt. Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir 5 ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektierte Dezenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffiniertesten Ge- 10 selligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urteil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unseren Willen 15 ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigen- 20 tum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, 25 uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt und die Maxime des leidenden Gehorsams 30 für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt. 35

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel getan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen anderen: daß ich zuviel dadurch bewiesen habe. Dieses
5 Gemälde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

10 Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht
15 gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zustatten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu sein. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch
20 eine Simplizität, die unserem Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend,
25 zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals, bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte, hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes
30 Eigentum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, miteinander feindselig abzuteilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Notfall ihre Verrich-
35 tungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein

und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neueren! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemütskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachteilige Verhältnis der Individuen bei allem Vorteil der Gattung? Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten.

Die Kultur selbst war es, welche der neueren Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der anderen das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte notwendig machte, so zerriß

auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand verteilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren
5 Grenzen sie jetzt anfingen mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxu-
10 rierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in
15 dem inneren Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte; aber anstatt zu einem höheren animalischen Leben
20 zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß und, wenn es not tat, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammen-
25 stückelung unendlich vieler, aber lebloser Teile ein mechanisches Leben im ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig
30 nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er
35 bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Anteil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbsttätig geben (denn wie dürfte

man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?), sondern wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält. Der tote Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtnis leitet sicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem anderen den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsterung des Verstandes zu gut hält, wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer ebenso großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüts vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Tätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Anteil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf sein, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereien übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfnis des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschließen wird (und wer kann ihm unrecht geben?), seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu teilen.

Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genötigt, sich die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizierung zu erleichtern und die Menschheit nie anders als

durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Teil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders
5 als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen
10 Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nötig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die
15 von innen und außen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen
20 einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln und die subjektiven
25 Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Dasein der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegenstehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besonderen Fragment von Erfahrung zu schätzen und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft
30 ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andere einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachteilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen
35 und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüts ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichtum der Einbildungs-

kraft abhängt. Nun muß aber das Übergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie notwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichtum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachteilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vorteile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingestehen, daß, so wenig es auch den Individuen bei dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrat, den er schon hatte, unausbleiblich genötigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern und nach Deutlichkeit der Erkenntnis zu streben; auch nicht höher steigen, weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höheren Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegenzusetzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isolieren und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, geraten sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge und nötigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsam-

keit auf der äußeren Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpiert und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulösen wagt, nötigt sie dort die Vernunft, zu den obersten Quellen der Erkenntnis zu steigen und das Gesetz der Notwendigkeit gegen sie zu Hilfe zu rufen.

Einseitigkeit in Übung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrtum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres Geistes in *einem* Brennpunkt versammeln und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen, zusammengenommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen erteilt, nie dahin gekommen sein würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähn, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt, ebenso ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig sein, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird so lange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrtum zu treffen.

Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Übungen bilden sich zwar athletische 5 Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenso kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhält- 10 nis stünden wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer notwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben und unserer verstümmelten 15 Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßiggange seiner moralischen Gesundheit warten und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über 20 irgendeinem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch sein, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität notwendig macht; 25 oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bei uns stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Siebenter Brief. 30

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten sein? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Übel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgibt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst 35 darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die

bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als notwendige Bedingung
5 einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegenteil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemälde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung so lange für
10 unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schimärisch erklären, bis die Trennung in dem inneren Menschen wieder aufgehoben und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerin zu sein und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu
15 verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigeren Organisationen besänftigt ist, erhebt sie sich zu
20 der edeln Bildung des physischen Menschen. Ebenso muß der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt sein, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der
25 anderen Seite muß die Selbständigkeit seines Charakters gesichert sein und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch
30 so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verräterei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gärenden
35 Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Übereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung

verknüpft und so den letzten glimmenden Funken von Selbsttätigkeit und Eigentum auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren — eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdessen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im einzelnen gelingen; aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert sein, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in anderen Weltteilen in dem Neger die Menschheit ehren und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisierte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstandes entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

Soll sich also die Philosophie, mutlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jeder anderen Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall preisgegeben sein? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit

dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen und so wenig, als der Sohn des Saturns in der Ilias, selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz heruntersteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn, wie Zeus seinen Enkel, mit göttlichen Waffen und bewirkt durch seine siegende Kraft die große Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur *Kraft* werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen *Trieb* aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurteile und diese Verfinsterung der Köpfe bei allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen Grundsätze zu berichtigen; der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten; die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es emp-

funden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdrucke versteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weise zu sein. Energie des Muts gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegensetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen sein wollen. Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den Kampf mit der Not viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härteren Kampf mit dem Irrtum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die anderen, die ein besseres Los von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntnis zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so teuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Wert für sie besitzt. Sie müßten schon weise sein, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß ge-

öffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfnis der Zeit, nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Ver-
5 besserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen, und die praktische doch die Bedingung der theoretischen sein? Alle Verbesse-
10 rung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich
15 bei aller politischen Verderbnis rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

20 Von allem, was positiv ist und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann
25 er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen und der hervorbringende Geschmack von
30 dem beurteilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehn; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die
35 Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit

und Schönheit in den Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderb-

nissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Ge-
5 schäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe,
10 aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die
15 unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen
20 der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Un-
25 glück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur Tat. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen
30 oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegen-
35 wart, sobald sie sich aus der Gegenwart notwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt: aber in dem inneren, nicht bloß in dem äußeren Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüts erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Mut, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwert berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du um-

sonst bestürmen, ihre Taten umsonst verdammen, aber an
ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen.
Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren
Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren
Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo
du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geist-
reichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen
des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und
die Kunst die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie sind also mit mir darin einig und durch den Inhalt
meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf
zwei entgegengesetzten Wegen von seiner Bestimmung ent-
fernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beiden Ab-
wegen wandle und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung
und Verkehrtheit zum Raub geworden sei. Von dieser dop-
pelten Verirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt
werden. Wie kann aber die schöne Kultur beiden entgegen-
gesetzten Gebrechen zugleich begegnen und zwei widersprechende
Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden
die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe
in Freiheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und auf-
lösen — und wenn sie nicht wirklich beides leistet, wie kann
ein so großer Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist,
vernünftigerweise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Überdruß die Behauptung
hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die
Sitten verfeinere, so daß es hierzu keines neuen Beweises
mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche
Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten
Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls,
Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem un-
gebildeten gewöhnlich das Gegenteil verbunden zeigt. Man
beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beispiel der ge-
sittetsten aller Nationen des Altertums, bei welcher das Schön-
heitsgefühl zugleich seine höchste Entwickelung erreichte, und

auf das entgegengesetzte Beispiel jener teils wilden, teils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch austeren Charakter büßen. Nichtsdestoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Faktum zu leugnen, oder doch die Rechtmäßig- 5
keit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vorteilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Altertum gab es Männer, welche 10
die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohltat hielten und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmähen, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die 15
keinen anderen Maßstab des Wertes kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig sein, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äußeren und inneren Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachteilen der schönen Kultur nicht ihre 20
wesentlichen Vorteile aus den Augen setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmut im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgang als Verstellung, alle Delikatesse und Großheit im Betragen als Überspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht 25
vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während daß er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit er- 30
zwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialische Geheimnis, angenehm zu sein, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt. 35

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. „Es

ist nicht zu leugnen," sagen sie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegenteil zu tun und ihre seelenfesselnde Kraft
5 für Irrtum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, so gibt er dem Gemüt zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern.
10 Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren Wert bestimmt. Wieviele Menschen von Fähigkeit", fahren sie fort, „werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens
15 verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worin alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die
20 Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabei gewonnen,
25 daß jetzt die Schönheit dem Umgang Gesetze gibt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt sein sollte? Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen und
30 einen Wert in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen und alle Laster im Schwange gehn, die sich mit einer schönen Hülle vertragen." In der Tat muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Ge-
35 schmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tu-

gend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüter beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug getan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am nächsten an die Wildheit grenzt und ein Licht ist, das gern aus der Finsternis schimmert, welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künste herbeikam und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr: die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen und, durch morgenländische Üppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den Arabern ging die Morgenröte der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Zepter der Abbassiden erschlafft war. In dem neueren Italien zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Mediceern unterworfen und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen mutvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beinahe überflüssig, noch an das Beispiel der neueren Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältnisse zunahm, als ihre Selbständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsere Augen richten, da finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch so großer Vor-
5 zug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der Tat nicht sehr aufgemuntert sein, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Ge-
10 fahr der Rohigkeit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bei allen Vorteilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und ehe
15 man ihrem Zeugnis Gewicht einräumte, müßte erst außer Zweifel gesetzt sein, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dies scheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszusetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung, weil durch den-
20 selben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Namen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen ließe, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr
25 unser Urteil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht und schon aus der Möglichkeit der sinnlich-vernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine notwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen
30 lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und
35 Bleibende zu entdecken und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der notwendigen Bedingungen ihres Daseins zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transzendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis

der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen — aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntnis, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der 5 wird nie die Wahrheit erobern.

Elfter Brief.

Wenn die Abstraktion so hoch, als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muß. 10 Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine Person, das Wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem notwendigen Wesen 15 als eins und dasselbe denken, sind ewig zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustands beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Tätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Übereinstimmung zum Widerspruch, 20 aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren mit der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist; sie ist folglich alles 25 auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das letztere, so müßte die Person sich ver- 30 ändern; wäre das erstere, so müßte der Zustand beharren; also in jedem Fall entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht weil wir denken, wollen, empfinden, sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken 35 und wollen, weil außer uns noch etwas anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund sein, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hätten wir denn fürs erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seins, d. i. die Freiheit. Der
5 Zustand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, erfolgen; und so hätten wir fürs zweite die Bedingung alles abhängigen Seins oder Werdens, die Zeit. „Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens" ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anderes
10 als: „die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt."

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden Ich und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund
15 liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung sein soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung sein. Indem wir sagen, die Blume blüht und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung und leihen ihr gleichsam eine Person,
20 an der sich jene beiden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht bloß Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Dasein entsteht in der Zeit, und so muß
25 also der Mensch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen sein; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der Tat existieren. Nur durch die Folge seiner
30 Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Tätigkeit also oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas
35 außer ihm Befindliches im Raume und als etwas in ihm Wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig er selbst

zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntnis, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, *existiert* er; nur indem er unveränderlich bleibt, existiert er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht *werden* kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Notwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgetan in den *Sinnen*.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Äußerung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbsttätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt, und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als *Welt*, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht bloß Welt zu sein, muß er der Materie Form erteilen; um nicht bloß Form zu sein, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklicht die Form, wenn er die Zeit erschafft und dem Beharrlichen die Ver-

änderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberstellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit
5 seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengesetzte Anforderungen an den Menschen, die zwei Fundamentalgesetze der sinnlich-vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute Realität: er soll alles zur Welt machen, was bloß Form ist,
10 und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen; das zweite dringt auf absolute Formalität; er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Übereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit anderen Worten: er soll alles Innere veräußern und alles Äußere formen. Beide
15 Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Notwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das
20 Wirkliche außer uns dem Gesetz der Notwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. Der erste dieser Triebe, den ich den sinnlichen nennen will, geht aus
25 von dem physischen Dasein des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Tätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt und von sich,
30 dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieser Trieb, daß Veränderung sei, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich
35 das physische Dasein verkündigt.

Da alles, was in der Zeit ist, nacheinander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles andere ausgeschlossen.

Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicherweise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseins beschränkt. Wo also dieser Trieb ausschließend wirkt, da ist notwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Größeneinheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht und die Zeit mit sich fortreißt*).

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebes; und da alle Form nur an einer Materie, alles Absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freilich der sinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt ist. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freiesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abstraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseins, auf einen Inhalt unserer Erkenntnisse und auf einen Zweck unseres Handelns zu dringen.

---

*) Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: außer sich sein, das heißt, außer seinem Ich sein. Obgleich diese Redensart nur da stattfindet, wo die Empfindung zum Affekt und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch jeder außer sich, solange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man ebenso richtig: in sich gehen, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist außer sich, sondern: er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bei sich, welches sehr gut mit dem Außersichsein bestehen kann.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Dasein des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit 5 seines Erscheinens zu bringen und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. Da nun die letztere als absolute und unteilbare Einheit mit sich selbst nie im Widerspruch sein kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlich- 10 keit dringt, nie etwas anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung 15 auf; er will, daß das Wirkliche notwendig und ewig, und daß das Ewige und Notwendige wirklich sei; mit anderen Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erste nur Fälle macht, so gibt der andere Gesetze — Gesetze für jedes Urteil, wenn es Erkenntnisse, 20 Gesetze für jeden Willen, wenn es Taten betrifft. Es sei nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unseres Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das Objektive zum Bestimmungsgrund unseres Zustandes machen — in 25 beiden Fällen reißen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Notwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Subjekt und in diesem Moment, und ein 30 anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die 35 allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfnis gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfnis wird die Veränderung mit sich fortreißen, und,

was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstand deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll sein, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seins, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größeneinheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideeneinheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich faßt. Wir sind bei dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urteil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentiert durch unsere Tat.

Dreizehnter Brief.

Beim ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegengesetzt zu sein als die Tendenzen dieser beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beiden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beide vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objekten, und was nicht aufeinander trifft, kann nicht gegeneinander stoßen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke, daß ein Wechsel der Grundsätze sei. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will

nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixiere, daß Identität der Empfindung sei. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Übertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen und ihre Sphären verwirren *). Über diese zu wachen und einem jeden dieser beiden Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der *Kultur*, die also beiden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist und nicht bloß den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, sondern auch diesen gegen jenen

---

*) Sobald man einen ursprünglichen, mithin notwendigen Antagonism beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt *unterordnet*. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort geteilt. Die Unterordnung muß allerdings sein, aber wechselseitig: denn wenn gleich die Schranken nie das Absolute begründen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es ebenso gewiß, daß das Absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Prinzipien sind einander also zugleich subordiniert und koordiniert, d. h. sie stehen in Wechselwirkung: ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinandergesetzt in Fichtes „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre". Leipzig. 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freilich nicht; aber daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß *unter* der Form, sondern auch *neben* der Form und unabhängig von derselben etwas zu bestimmen haben. So notwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, ebenso notwendig ist es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmaße. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuspricht, schließt man das andere davon aus und setzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachteile beider überschritten werden kann.

In einer Transzendental-Philosophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien und das Notwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich bloß als Hindernis zu denken und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bei *diesem* Geschäft im Wege steht, in einem notwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im *Geiste* des Kantischen Systems, aber im *Buchstaben* desselben könnte sie gar wohl liegen.

zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: erstlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren; zweitens: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmöglichste Veränderlichkeit und Extensität sein müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, größtmöglichste Selbständigkeit und Intensität sein müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich. Seine Kultur wird also darin bestehen: erstlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen und auf seiten des Gefühls die Passivität aufs Höchste zu treiben; zweitens: dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben und auf seiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchste zu treiben. Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit und Freiheit verbinden und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältnis nun kann der Mensch umkehren und dadurch auf eine zweifache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die tätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der

leidenden Kraft gebührt, der tätigen zuteilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie *er selbst*, in dem zweiten wird er nie
5 *etwas anders* sein, mithin eben darum in beiden Fällen *keines von beiden*, folglich — Null sein*).

---

*) Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich ebenso häufig vorkommt und ebenso wichtig ist, der nachteilige Einfluß
10 einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntnis und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher, aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.
15 Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Naturwissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urteilen, bei denen sich, sobald sie konstitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren
20 — alle ihre Mannigfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich *gegen uns herein* zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft *gegen sie hinaus* streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht und des-
25 wegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bei unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beisammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewalttätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie nicht
30 unbedingt zu gebieten hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.
Ebenso schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob unsre praktische Philan-
35 thropie mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden oder durch die Rigidität unsrer Grundsätze, mehr durch den Egoism unsrer Sinne oder durch den Egoism unsrer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu teilnehmenden, hilfreichen, tätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter mit einander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des
40 Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muß. Wie können wir,

Wird nämlich der sinnliche Trieb bestimmend, macht der Sinn den Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Person, so hört sie in demselben Verhältnisse auf, Objekt zu sein, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Inhalt der Zeit ist, so ist er nicht, und er *hat* folglich auch keinen 5 Inhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beides Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unter- 10

---

bei noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere sein, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird sowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir selbst uns geben, in demselben Maße 15 unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen und den Charakter durch Grundsätze zu befestigen sucht. Weil es Schwierigkeit kostet, bei aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben, so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicher zu stellen: denn freilich ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner 20 Ruhe zu haben, als einen mutigen und rüstigen Feind zu beherrschen. In dieser Operation besteht dann auch größtenteils das, was man einen Menschen formieren nennt, und zwar im besten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht bloß des äußern Menschen bedeutet. Ein so formierter Mensch wird freilich davor gesichert sein, rohe Natur zu sein und als solche zu erschei- 25 nen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt sein, und die Menschheit von außen wird ihm ebensowenig als die Menschheit von innen beikommen können.

Es ist ein sehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurteilung anderer Menschen 30 und in den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieses zur Härte und zur Kaltsinnigkeit führen. Man macht sich freilich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem *wirklichen* Menschen, der unsre Hilfe auffordert, in Gedanken den *Ideal*-Menschen unterschiebt, der sich wahrscheinlich 35 selbst helfen könnte. Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen andere weiche Mensch es auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen andere sein; weich gegen sich und streng gegen andre ist der verächtlichste Charakter. 40

schiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältnis auf, selbständige Kraft und Subjekt zu sein, als sie sich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer
5 Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form, und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort: nur insofern er selbständig ist, ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur insofern er empfänglich ist, ist Realität
10 in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben also Einschränkung und, insofern sie als Energien gedacht werden, Abspannung nötig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene
15 Abspannung des sinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen sein, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freiheit, eine Tätigkeit der Person sein, die durch ihre moralische Intensität
20 jene sinnliche mäßigt und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebes darf ebensowenig die Wirkung
25 eines geistigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte sein, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle sein; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten und der Gewalt widerstreben, die ihr der
30 Geist durch seine vorgreifende Tätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort: den Stofftrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

35 Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die

Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des anderen zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere tätig ist.

Dieses Wechselverhältnis beider Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseins ganz zu lösen imstande ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Wortes die Idee seiner Menschheit, mithin ein Unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; vielmehr soll er das absolute Sein durch ein bestimmtes und das bestimmte Sein durch ein unendliches suchen. Er soll sich eine Welt gegenüberstellen, weil er Person ist, und soll Person sein, weil ihm eine Welt gegenübersteht. Er soll empfinden, weil er sich bewußt ist, und soll sich bewußt sein, weil er empfindet." — Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, solange er nur einen dieser beiden Triebe ausschließend oder nur einen nach dem anderen befriedigt: denn solange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und, solange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimnis. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewußt würde und sein Dasein empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden anderen in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln be-

trachtet, entgegengesetzt sein und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der sinnliche Trieb will, daß Veränderung sei, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung
5 sei. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken (es sei mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin gerichtet sein, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Sein, Verände-
10 rung mit Identität zu vereinbaren.

Der sinnliche Trieb will bestimmt werden, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen; der Spieltrieb wird also bestrebt sein, so zu empfangen, wie er selbst
15 hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der sinnliche Trieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbsttätigkeit und Freiheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschließung
20 der Freiheit ist aber physische, Ausschließung des Leidens ist moralische Notwendigkeit. Beide Triebe nötigen also das Gemüt, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüt zugleich moralisch und
25 physisch nötigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nötigung aufheben und den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Natur. Wenn
30 wir gegen einen anderen feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnötigt, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsere Neigung interessiert und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der
35 Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unserer Neigung und mit unserer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der sinnliche Trieb physisch und der Formtrieb moralisch nötigt, so läßt jener unsere formale,

dieser unsere materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unserer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unsere formale und unsere materiale Beschaffenheit, 5 zugleich unsere Vollkommenheit und unsere Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Notwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. 10 In demselben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Übereinstimmung bringen, und in demselben Maße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nötigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der 15 Sinne versöhnen.

Fünfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Lassen Sie es sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, 20 so wird ein desto freierer Gesichtskreis sich auftun und eine muntere Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Sein und alle 25 unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben 30 auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung 35 Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum 5 nichtsdestoweniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sei. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, bloße Ab- 10 straktion; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, bloße Impression. Nur indem seine Form in unserer Empfindung lebt und sein Leben in unserem Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dies wird überall der Fall sein, wo wir ihn als schön beurteilen.

15 Dadurch aber, daß wir die Bestandteile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen 20 dem Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transzendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb sein, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der 25 Notwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Forderung aufstellen, weil sie Vernunft ist — weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschließende Tätigkeit des einen oder des anderen 30 Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch tut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit sein. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schön- 35 heit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit sein kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschließend Materie, noch ist er ausschließend Geist. Die Schönheit, als Konsummation seiner Menschheit, kann also weder ausschließend bloßes Leben sein, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschließend bloße Gestalt sein, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzu sehr durch das Bedürfnis der Kunst leiten ließen, geurteilt worden ist*): sie ist das gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebes. Diesen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist und doch weder äußerlich noch innerlich nötigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüt bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfnis befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden teilt, dem Zwange sowohl des einen als des anderen entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Forderungen ernst, weil der eine sich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Notwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, sowie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nötigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht; ebenso nimmt das Gemüt die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freier und ruhiger auf, sobald solche

---

*) Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in seinen „Philosophischen Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen". Zur bloßen Gestalt macht sie, soweit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntnis ablegte: unter den Künstlern Raffael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Malerei; andrer nicht zu gedenken. Sowie in allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Prinzipien und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Notwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemein-
5 schaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammentrifft, legt das Notwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen
10 sein mir entgegenzusetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt und den frivolen Gegenständen gleichgestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein In-
15 strument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

20 Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht und seine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen,
25 das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: Mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns
30 hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des
35 wirklich vorhandenen Spieltriebes wert; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen *). Nun spricht aber die Vernunft: Das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, d. i. Schönheit sein, indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin tut sie auch den Ausspruch: Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen sein werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vor-

*) Wenn man (um bei der neueren Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Tierhatzen in Wien und das frohe schöne Leben des Korso in Rom gegeneinander hält, so kann es nicht schwer sein, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nuancieren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

nehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die
5 nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die ewig Zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lose des Götterstandes: ein bloß mensch-
10 licherer Name für das freieste und erhabenste Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriff von Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging
15 ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste, löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder
20 Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit
25 aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo
30 die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen
35 Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechselwirkung zwei entgegengesetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengesetzter Prinzipien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichst vollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen sein. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Übergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Prinzipien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine unteilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte sein, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des Bisherigen mit strenger Notwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sei: eine auflösende, um sowohl den sinnlichen Trieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten; eine anspannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beiden Wirkungsarten der Schönheit sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige sein. Sie soll auflösen, dadurch daß sie beide Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch daß sie beide Naturen gleichförmig auflöst. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beide Teile einander zugleich notwendig bedingen und durcheinander bedingt werden, und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Übergewicht einen Mangel und der Mangel ein Übergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in

der Vorstellung unterschieden wird, das ist in dem Schönen der Erfahrung der Existenz nach verschieden. Das Ideal-Schöne, obgleich unteilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigen-
5 schaft; in der Erfahrung gibt es eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es, und so wird es in allen den Fällen sein, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisiert werden sollen. So denkt der reflektierende Mensch
10 sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten fassen, bloß glückselige Tage genießen. Diese auf jene zurückzuführen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntnis, an die Stelle
15 des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen ebensowenig vor einem gewissen Überrest von Wildheit und Härte
20 bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüt sowohl im Physischen als Moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Wider-
25 stand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn teilnimmt, der nur der freien Person gelten sollte; daher findet
30 man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die
35 Natur ebensooft unterdrückt als beherrscht, ebensooft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüt im Moralischen wie im Physischen aufzulösen, so begegnet es ebenso leicht, daß mit der

Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird und daß auch der Charakter einen Kraftverlust teilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten und die verächtlichste Karikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfnis; denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfnis; denn nur allzu gern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet sein, den man in den Urteilen der Menschen über den Einfluß des Schönen und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt, dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt und daß beide Teile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besonderen Art derselben zu beweisen imstande ist. Er ist gehoben, dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfnis der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Teile werden also wahrscheinlich recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der

Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, sowie jene zwei entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Ideal-Menschen untergehen.

Siebzehnter Brief.

5 Solange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letzteren erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit 10 unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Notwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal 15 der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Be- 20 griff, sondern aus äußeren Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt sein mag, so lehrt uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im ganzen nur zwei entgegengesetzte Ab- 25 weichungen von derselben statthaben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Übereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. 30 Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nach- 35 dem entweder die einseitige Tätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört oder die Einheit seiner Natur

sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt und auf 5 diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.

Sie verleugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; 10 nur daß sie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Voll- 15 kommenheit raubt, als er von seiner individualen Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Spezies, nie als reine Gattung sich zeigen; sie wird in angespannten Gemütern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, sie wird 20 in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurteiler aus einzelnen Erfahrungen ihren 25 Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjektive Begrenzung ihrer Vollendung unauf- 30 hörlich im Wege steht und ihr absolutes Ideal auf zwei eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sei für ein angespanntes Gemüt, und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er 35 sich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausschließende Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe ist

für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelöst und in Freiheit
5 gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu tun, wird sich also unter zwei verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wird erst-
10 lich als ruhige Form das wilde Leben besänftigen und von Empfindungen zu Gedanken den Übergang bahnen; sie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Den ersten Dienst leistet
15 sie dem Naturmenschen, den zweiten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren
20 ihres Ursprunges tragen und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form sich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspan-
25 nung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüt zu erforschen suchen. Entschließen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen und mit desto sichererm Schritt auf dem Feld der Erfahrung
30 fortzuschreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der
35 Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Tätigkeit einen mittleren

Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Teil der Menschen von der Schönheit, sobald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der 5 anderen Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Tätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen 10 Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beiden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß. 15

Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Ästhetik führt. 20

Es kommt aber hierbei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bei dieser Untersuchung einander notwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwei Zustände miteinander, die einander entgegengesetzt sind und niemals eins werden können. 25 Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beide Zustände sich auf das bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: jene zwei entgegengesetzten Zu- 30 stände verbindet die Schönheit und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beide Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweites Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so 35 rein und vollständig durchzuführen, daß beide Zustände in einem Dritten gänzlich verschwinden und keine Spur der Teilung in dem Ganzen zurückbleibt; sonst vereinzeln wir,

aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben und zum Teil noch heutzutage herrschen, haben keinen anderen Ursprung, als daß man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfing oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bei der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen *Begriff* erlangen, weil sie in dem Total des sinnlichen Eindrucks nichts einzelnes unterscheiden. Die anderen, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der *Schönheit* erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas anderes als die Teile sehen und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten, die Schönheit *dynamisch*, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die anderen fürchten, die Schönheit *logisch*, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstand doch geschieden ist. Jene wollen die Schönheit auch ebenso denken, wie sie wirkt; diese wollen sie ebenso wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beide müssen also die Wahrheit verfehlen: jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachtun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben; die anderen fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Notwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der *Ausschließung gewisser Realitäten*, sondern in der *absoluten Einschließung aller* besteht, daß

sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide gescheitert sind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande teilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die 5 sie auf die Empfindung wirkt und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden *).

Neunzehnter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit 10 und ebenso viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, 15 ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freiem Gebrauch hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich

*) Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Ver- 20 gleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensualen Ästhetiker, welche das Zeugnis der Empfindung mehr als das Räsonnement gelten lassen, sich der Tat nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältnis findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. 25 Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine 30 Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduktion nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem 35 erstern mag man jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

5 Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das 10 wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen 15 Raum begrenzen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze teilen. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausschließung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Be- 20 stimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn 25 nicht durch eine absolute Tathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüts heißt urteilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

30 Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen. Ebenso mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir 35 nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freilich nur durch den Teil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Teil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Übergang vom Empfinden zum Denken bahne, so ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der 5 Tätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbständigen Vermögens kann aus dem einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Notwendiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Ver- 10 mögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Äußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündigt. Die Selbständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Ein- 15 wirkung aus; und nicht insofern sie beim Denken hilft (welches einen offenbaren Widerspruch enthält), bloß insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen 20 zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Dasein zu führen.

Dies aber setzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Ver- 25 mögen nämlich, welches von außen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beilegt, die Freiheit 30 des Gemüts positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maße unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken; aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man 35 vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als in-

sofern der Geist frei unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen
5 anderen verwickelt und die Selbständigkeit des Gemüts nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüt aus sich selbst zugleich Gründe der Nichttätigkeit und der Tätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst geteilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

10 Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders als durch Leiden tätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur, insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet.
15 Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne welche er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demselben Wesen zwei so entgegen-
20 gesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht den Transzendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen,
25 aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung ebensowenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüte als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugnis als gleich notwendige Bedingungen der Erfahrung
30 auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Inwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beiden Trieben ihn selbst unterscheidet. Beide Triebe existieren und wirken zwar in ihm, aber
35 er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft wider-

spricht, ihn bloß für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwickelung gekommen, seiner Natur nach und notwendig nach Befriedigung; aber eben darum, weil beide notwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nötigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann sich für sich selbst als eine Macht gegen den anderen verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewalttätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmütige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseins, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Notwendigkeit außer uns bestimmt unseren Zustand, unser Dasein in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkürlich, und so, wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Ebenso eröffnet eine Notwendigkeit in uns unsere Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtsein kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhangen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewußt ist, wird Vernunft, das heißt absolute Konsequenz und Universalität des Bewußtseins gefordert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphysiker sich die Schranken erklären kann, die der freie und selbständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der Physiker die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten

uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Notwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber
5 genug, das Selbstbewußtsein ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für alles, was für den Menschen ist, und für alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen
10 die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Notwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtsein, völlig ohne
15 Zutun des Subjekts, und beider Ursprung liegt ebensowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unseres Erkenntniskreises liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Mensch, vermittelst der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten
20 Existenz, hat er durch das Selbstbewußtsein die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beiden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Er-
25 fahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beide zum Dasein gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis dies geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Notwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es ist seine Sache, die
30 Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengesetzte Grundtriebe in ihm tätig sind, so verlieren beide ihre Nötigung, und die Entgegensetzung zweier Notwendigkeiten gibt der Freiheit den Ursprung*).

---

35 *) Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, notwendig zukommt und ihm weder gegeben noch genom-

Zwanzigster Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freiheit selbst eine Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen), kein Werk des Menschen sei, 5 daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich notwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch vollständig ist und seine beiden Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muß also fehlen, solange er unvollständig und einer von 10 beiden Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgibt, wieder hergestellt werden können.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in 15 welchem der Mensch noch nicht vollständig und einer von beiden Trieben ausschließend in ihm tätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form, daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb 20 kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtsein vorhergeht, und in dieser Priorität des sinnlichen Triebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, 25 weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Notwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem 30 der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die

---

men werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch, daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der ersten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine 35 Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

Vernunft eine Macht sein, und eine logische oder moralische Notwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht
5 damit getan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurücktun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte
10 eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbsttätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung frei sein und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand
15 der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem
20 größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas Positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß sie, insofern sie Begrenzung ist, aufge-
25 hoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit stattfinden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine andere entgegensetzt. Die Schalen einer Wage stehen gleich,
30 wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüt geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft *zugleich* tätig sind, eben des-
35 wegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüt weder physisch noch moralisch genötigt und doch auf beide Art

tätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den ästhe- 5 tischen heißen*).

*) Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich 10 unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Dasein und Wohlsein) beziehen: das ist ihre physische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen und uns eine Erkenntnis verschaffen: das ist ihre logische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden: das ist 15 ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich, sie kann sich auf das Ganze unsrer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu sein: das ist ihre ästhetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm sein; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung 20 einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem allen, und ohne daß wir bei seiner Beurteilung weder auf irgend ein Gesetz, noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser letztern Qualität beurteilen wir ihn ästhetisch. So gibt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung 25 zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unsrer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen, von einem falschen Geschmack verführt und durch ein falsches Räsonnement noch mehr in diesem Irrtum befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den 30 Begriff des Ästhetischen gerne mit aufnimmt, so merke ich hier zum Überfluß noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts anderm umgehen, als jenen Irrtum zu widerlegen), daß das Gemüt im ästhetischen Zustande zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt und daß diese ästhetische Freiheit sich von der 35 logischen Notwendigkeit beim Denken und von der moralischen Notwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüt dabei verfährt, nicht vorgestellt werden und, weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nötigung erscheinen.

Einundzwanzigster Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefes bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich
5 diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüt ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h. bei seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungs-
10 losigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüt ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich
15 selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus
20 innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. Sowie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuständen das Gemüt determiniert, daß der Mensch ausschließungsweise etwas — entweder Individuum oder Per-
25 son — ist, sonst aber sich ins Unendliche voneinander entfernen: geradeso trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jedes bestimmte Dasein ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie nichts und alles,
30 mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine *leere Unendlichkeit* vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine *erfüllte Unendlichkeit* betrachtet werden;
35 eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs genaueste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet und den Mangel jeder besonderen Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüt versetzt, in Rücksicht auf Erkenntnis und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moralischen Zweck aus, sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen und ist, mit einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Wert eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — daß ihm die Freiheit, zu sein, was er sein soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Eben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nötigung der Natur beim Empfinden und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken gerade diese Freiheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freilich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann; aber der Tat nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden *).

*) Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken und zu Entschließungen übergehen, die ästhetische

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht und es im übrigen unserem freien
5 Willen anheimstellt, inwieweit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit erteilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen
10 läßt.

Zweiundzwanzigster Brief.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüts in *einer* Rücksicht als *Null* betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte
15 Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der *höchsten Realität* anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich tätig sind. Man kann also denjenigen ebensowenig
20 unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntnis und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht; denn eine Gemütsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß notwendig auch jede einzelne Äußerung derselben, dem Ver-
25 mögen nach, in sich schließen; eine Gemütsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken

---

Stimmung, welche sie in dieser Zeit notwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüter können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lang' ertragen und dringen ungeduldig auf ein Resultat,
30 welches sie in dem Zustand ästhetischer Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bei andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl *des ganzen Vermögens* als einer *einzelnen* Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen.
35 Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt daß sie mit diesem Vermögen **zugleich** Realität vereinigen, fürs Ganze und zu großen Rollen geboren sind.

entfernt, muß diese notwendig auch von jeder einzelnen Äußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugs- 5 weise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle andere Übungen geben dem Gemüt irgendein besonderes Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen 10 vorhergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen; und unsere Menschheit äußert sich 15 mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unseren Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüt jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad 20 zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsere Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unseren Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältnis und raubt uns ebensoviel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größeren 25 Selbsttätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andere zuletzt notwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entraten kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß echter Schönheit dahingegeben, so sind 30 wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und tätigen Kräfte in gleichem Grad Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden. 35

Diese hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt

keinen sicherern Probierstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend-einer besonderen Empfindungsweise oder Handlungsweise vor-zugsweise aufgelegt, zu einer anderen hingegen ungeschickt
5 und verdrossen, so dient dies zu einem untrüglichen Be-weise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben; es sei nun, daß es an dem Gegenstand oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

10 Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Ab-hängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größeren Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller
15 Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besonderen Stimmung und mit einer eigen-tümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stim-mung und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserem Gemüt durch eine bestimmte Gattung der Künste
20 und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Man kann dies mit Werken aus ver-schiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der näm-lichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik
25 mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß
30 in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens ge-brauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildhauerwerke unsere Einbildungswerke erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik
35 durch ihre Materie noch immer in einer größeren Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet; weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums,

noch immer mehr partizipiert, als die innere Notwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet; weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besonderen Affinitäten mit jedem 5 höheren Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine notwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüt einander immer ähnlicher werden. Die Musik 10 in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie 15 die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst, daß er die spezifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre spezifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Be- 20 nutzung ihrer Eigentümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter erteilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der spezifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besonderen Stoffe, den er bearbeitet, 25 anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der In- 30 halt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, 35 anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit

dem Stoff einzulassen, desto triumphierender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüt des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauber-
5 kreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die
10 Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn erstlich sind es keine ganz freien Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besonderen Zweckes (des Pathetischen) stehen, und dann wird wohl kein
15 wahrer Kunstkenner leugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemütsfreiheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es; aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der un-
20 ausbleibliche Effekt des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüt eine bestimmte Tendenz zu geben.
25 Nicht immer beweist es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch seinen Inhalt Effekt macht; es kann ebensooft von einem Mangel an Form in dem Beurteiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff, ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder
30 bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bei dem glücklichsten Ganzen nur an die Teile und bei der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die ästhetische Organisation eines Werkes erst zerstören, ehe er einen Genuß
35 daran findet, und das einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch; nur gerade,

was es sein soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser genießen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht wie eine Predigt und ein naives oder scherzhaftes wie ein berauschendes Getränk; und waren sie geschmacklos genug, von einer Tragödie und Epopöe, wenn es auch eine Messiade 5 wäre, Erbauung zu verlangen, so werden sie an einem anakreontischen oder katullischen Liede unfehlbar ein Ärgernis nehmen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, 10 den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurteilung ihrer Werke zu machen.

Der Übergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem tätigen des Denkens und Wollens geschieht 15 also nicht anders als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freiheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unseren intellektuellen und moralischen Wert ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die not- 20 wendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen anderen Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht. 25

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittelung durchaus unentbehrlich sein? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: Sie können nicht nur, sie sollen 30 schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender sein, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schön- 35 heit kein Resultat weder für den Verstand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch

des Entschließens mische, daß sie zu beiden bloß das Vermögen erteile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hilfe hinweg, und die reine logische Form, der Be-
5 griff, muß unmittelbar zu dem Verstand — die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dies, behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung
10 des Gemüts erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Dasein der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbsttätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbsttätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben,
15 was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt und hat folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr: diese verlorene Bestimmbarkeit muß er notwendig erst zurückerhalten, eh' er die leidende Bestimmung mit einer tätigen vertauschen kann.
20 Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er bloß die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit
25 einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht und die Form nur an einem Stoffe realisiert werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und tätig bestimmt sein, das heißt, er wird ästhetisch werden müssen.

30 Durch die ästhetische Gemütsstimmung wird also die Selbsttätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen und der physische Mensch soweit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Ge-
35 setzen der Freiheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem

physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine bloße Freiheit vollbringen, da er sich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch ge- 5 stimmte Mensch wird allgemein gültig urteilen und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Tätigkeit in ihm eröffnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts 10 gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Dasein gibt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und großen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. 15 Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen anderen Himmel versetzen. 20

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen 25 Zustand der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Falle das Vermögen besitzen, sein Urteil und seinen Willen zum Urteil der Gattung zu machen, soll er aus jedem beschränkten Dasein den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustand zur Selb- 30 ständigkeit und Freiheit den Aufschwung nehmen können, so muß dafür gesorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum sei und bloß dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig sein, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich 35 schon innerhalb der ersteren für die letzteren geübt und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Inhalt seines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben, ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Tätigkeit gerichtet. So notwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sei, daß er eine absolute Selbsttätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkür gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet), oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage sein, welches von beiden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr, so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu tun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt *). Mit

---

*) Diese geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüt zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu sein; er muß alles andere um sich her, auch das Leblose in Freiheit setzen. Schönheit aber ist der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr tun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meint,

einem Wort: im Gebiete der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke der Glückseligkeit darf Form sein und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbsttätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sei, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen *edler* begehren, damit er nicht nötig habe,

---

welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, *über diesen Zweck noch hinaus* ins Übersinnliche gehen (welches hier nichts anders heißen kann als das Physische ästhetisch ausführen), heißt zugleich *über die Pflicht hinaus* gehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der *Wille* heilig sei, nicht daß auch schon die *Natur* sich geheiligt habe. Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Übertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deswegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Überfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Wert besitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Wert, den es haben soll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben manche ästhetischen Überfluß mit einem moralischen verwechselt und, von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch sie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es den Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsre Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft; so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davonträgt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande gibt.

erhaben zu wollen. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwirft und in der Form, die sie dem
5 äußeren Leben gibt, schon das innere eröffnet.

Vierundzwanzigster Brief.

Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwickelung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung notwendig und in einer
10 bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äußeren Dinge oder in der freien Willkür des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber
15 keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie aufeinander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen
20 Zustande, und er beherrscht sie in dem moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urteilen, selbstsüchtig, ohne er selbst zu sein, ungebunden,
25 ohne frei zu sein, Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand; alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten,
30 wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Notwendigen in ihm die Notwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechseln-
35 den Gestalten in ein Weltall zusammenbindet und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest-

hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände und will sie in sich reißen, in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältnis zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfnis gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

> Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
> Kraftvolles Mark ist sein . . . . .
> Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
> Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,
> Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
> Verbarg er seinem scheuen düstern Blick.
> Es wird zur Wut ihm jegliche Begier,
> Und grenzenlos dringt seine Wut umher.
>
> Iphigenie auf Tauris.

Mit *seiner* Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in anderen zu ehren, und der eigenen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er andere in sich, nur sich in anderen, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion *ihn selbst* von den Dingen scheidet und im Widerscheine des Bewußtseins sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so wie er hier geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammen stimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem tierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie

ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düsteren Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal
5 eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem anderen beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit
10 seiner Glückseligkeit in Übereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Prinzipien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit.
15 Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen
20 durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Notwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustande seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das Physische ganz und gar zu verlassen und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen
25 aufzusteigen nötigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung
30 auf das physische Leben sich richten und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der Tat. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schran-
35 ken der Gegenwart, in welche die bloße Tierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört,

im einzelnen zu leben und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Tierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen und bloß auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Forderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahieren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseins zu streben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Tun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfnis hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins, bloß um des Daseins und Wohlseins willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Tierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Tieres, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerten Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas anderes als die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und

die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten sein; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen mußte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu geraten. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen *Erkenntniskreise* nicht findet und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem *Gefühlkreise* suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und inneren Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des Grundlosen wenigstens zum Schweigen und bleibt innerhalb der blinden Nötigung der Materie stehen, da er die erhabene Notwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen anderen Zweck kennt als ihren Vorteil und sich durch keine andere Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm so lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche

die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Untertans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorhergeht, so gibt er dem Gesetz der Notwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglückseligsten aller Irrtümer macht er das Unveränderliche und Ewige in sich zu einem Akzidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausschreitet und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, ebenso schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Wege eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu tun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannigfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nämlichen Epoche statthaben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrtum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbnis mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sei nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe und das Physische noch mit blinder Notwendigkeit über ihn herrsche, oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe und das Moralische dem Physischen noch diene: so ist

in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Prinzip ein materielles und der Mensch, wenigstens seiner letzten Tendenz nach, ein sinnliches Wesen — mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Falle ein vernunftloses,
5 in dem zweiten ein vernünftiges Tier ist. Er soll aber keines von beiden, er soll Mensch sein; die Natur soll ihn nicht ausschließend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig voneinander bestehen und dennoch vollkommen
10 einig sein.

Fünfundzwanzigster Brief.

Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig eins mit derselben, und
15 eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst wenn er in seinem ästhetischen Stande sie außer sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben eins auszumachen*).
20 Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältnis des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift,

---

*) Ich erinnere noch einmal, daß diese beiden Perioden zwar in der Idee notwendig voneinander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr
25 oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und solang' er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen,
30 wird er auch jenem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des vierundzwanzigsten Briefs namhaft machte, sind also zwar, im ganzen betrachtet, drei verschiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menschheit und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menschen; aber sie lassen sich
35 auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden und sind mit einem Wort die notwendigen Bedingungen jeder Erkenntnis, die wir durch die Sinne erhalten.

so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigentum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Notwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungeteilter Gewalt beherrschte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, des ewig Wandelnde, steht still, indem des Bewußtseins zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Außenwelt reden und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solang er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem richtenden Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu sein, muß es die seinige erfahren. Soweit er der Materie Form gibt, und solange er sie gibt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht und zwischen unsicheren Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schrecknis der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt

hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubtiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Kontur der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Übergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der freie Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei Erkenntnis der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbsttätigkeit ohne Beimischung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Übereinstimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntnissen ergötzen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung und sehen diese letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntnis aufhörte und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es sein, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der anderen zu denken, sondern beide

zugleich und wechselseitig als Effekt und als Ursache ansehen müssen. In unserem Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den Übergang von der Tätigkeit zum Leiden und bemerken deutlich, daß das erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserem Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Sukzession zwischen der Tätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unseres Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten; zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsere Tat.

Und eben weil sie dieses beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweis, daß das Leiden die Tätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschließe — daß mithin durch die notwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie allein kann es uns beweisen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht notwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur eine sinnliche folgen könne und umgekehrt; nicht, daß beide zusammen bestehen, nicht, daß sie wechselseitig aufeinander wirken, nicht, daß sie absolut und notwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschließung des Gefühls, solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beider Naturen schließen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen besseren Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen als den, daß sie geboten ist.

Da nun aber bei dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechselung der Materie mit der Form und des Leidens mit der Tätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen sein, einen Übergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der ersteren vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und ist Freiheit etwas Absolutes und Übersinnliches, wie ihr Begriff notwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage sein, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da dieses schon in der Schönheit geschehen ist. Es kann, mit einem Worte, nicht mehr die Frage sein, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der ersten liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

Sechsundzwanzigster Brief.

Da die ästhetische Stimmung des Gemüts, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erst die Entstehung gibt, so ist leicht einzusehen, daß sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne. Ein Geschenk der Natur muß sie sein; die Gunst der Zufälle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letzteren wird sich gleich wenig entwickeln,

wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung losspricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfnis fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen 5 birgt, ewig einzeln ist und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte 10 spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da wo ein leichter Äther die Sinne jeder leisen Berührung eröffnet und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist und die siegende Form auch die 15 niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen und in der gesegneten Zone, wo nur die Tätigkeit zum Genusse und nur der Genuß zur Tätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt — wo 20 die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist. 25

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? So weit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bei allen Völkerstämmen, welche der Sklaverei des tierischen Standes entsprungen sind: die Freude am *Schein*, die 30 Neigung zum *Putz* und zum *Spiele*.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darin eine gewisse Affinität miteinander, daß beide nur das *Reelle* suchen und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines 35 Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Tatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit

einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben und der Verstand nicht unter der Wahrheit stehen bleiben. Insofern also das Bedürfnis der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des
5 Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs erste zeugt es von einer äußeren Freiheit: denn solange die Not gebietet und das Bedürfnis drängt, ist die Einbil-
10 dungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfnis gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer inneren Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußeren Stoffe sich durch sich selbst
15 in Bewegung setzt, und die Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüt, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es emp-
20 fängt, sondern an dem, was es tut.

Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folg-
25 lich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas Besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag tun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben,
30 was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben und über die
35 ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urteil zu sprechen; dies begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den notwendigen Grenzen des schönen

Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntnis des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den tierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge *sehen*, ist von dem verschieden, was wir *empfinden*; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genießen, und das Sehen für ihn einen selbständigen Wert erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei, und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich, sowie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch imstande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon getan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer anderen Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Dasein von der Natur, als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem

Menschen, als vorstellendem Subjekte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigentumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und mit demselben nach eigenen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig sein als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in acht nimmt, welche *sein* Gebiet von dem Dasein der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der *Kunst des Scheins*, und je strenger er hier das Mein und Dein voneinander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveräne Recht schlechterdings auch nur in der *Welt des Scheins*, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solang er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solang er im Praktischen darauf Verzicht tut, Existenz dadurch zu erteilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn beides kann er nicht anders zustande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Dasein zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur soweit er *aufrichtig* ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur soweit

er selbständig ist (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Übrigens ist es gar nicht nötig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sei, wenn nur unser Urteil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt; denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich ebensogut und noch ein wenig besser als eine ebensoschöne bloß gemalte gefallen; aber insoweit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl: diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphieren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare sein, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nachhelfen“ — beides ist gerne verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwert und ihr ästhetisches Unvermögen.

Auf die Frage: „*Inwieweit darf Schein in der moralischen Welt sein?*“ ist also die Antwort so kurz als bündig diese: *Insoweit es ästhetischer*

Schein ist, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird
5 sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen und, wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber
10 auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu sein, die Falschheit zu Hilfe rufen und schmeicheln, um gefällig zu sein. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweiten fehlt es an
15 Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sei und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich
20 gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein ver-
25 argen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zugunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich an-
30 maßt; sie ereifern sich auch gegen den wohltätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armseligkeit zudeckt — auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser
35 Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt; aber es verdrießt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fordert und dem inneren Gehalte

die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckigte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen und den ehemaligen gotischen Überfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen 5 durch Urteile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur insofern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten imstande ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack 10 des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer besseren Instanz besteht. Nicht daß wir einen Wert auf den ästhetischen Schein legen (wir tun dies noch lange nicht genug), sondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Dasein noch 15 nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir solange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht ge- 20 nießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde 25 hinweisen.

Siebenundzwanzigster Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden 30 sollte. Er wird nicht allgemein werden, solange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dies nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbständigen Schein nach- 35 zustreben, erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Frei-

heit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch
nötig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er
muß diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem an-
langen will. Wie übel würde er sich also raten, wenn er
5 den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg
zur Wirklichkeit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er
hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit
nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von
der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten sein. An das
10 Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß
seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals
eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem letzteren be-
darf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Emp-
findungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem
15 Wege zum Ideal sich befinden würde. Wo wir also Spuren
einer uninteressierten freien Schätzung des reinen Scheins
entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner
Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm
schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in
20 den ersten rohen Versuchen, die er zur Verschönerung
seines Daseins macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er
es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte.
Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt
vorzuziehen und an den Schein (den er aber dafür erkennen
25 muß) Realität zu wagen, so ist sein tierischer Kreis aufgetan,
und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt
und was das Bedürfnis fordert, verlangt er Überfluß; an-
fangs zwar bloß einen Überfluß des Stoffes, um der
30 Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über
das gegenwärtige Bedürfnis hinaus zu versichern; bald aber
einen Überfluß an dem Stoffe, eine ästhetische Zugabe,
um auch dem Formtrieb genug zu tun, um den Genuß
über jedes Bedürfnis hinaus zu erweitern. Indem er bloß
35 für einen künftigen Gebrauch Vorräte sammelt und in der
Einbildung dieselben vorausgenießt, so überschreitet er zwar
den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu
überschreiten; er genießt mehr, aber er genießt nicht

anders. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, hat er seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, sondern auch der Art nach veredelt. 5

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Notdurft gegeben und in das dunkle tierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubtier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; 10 mit mutvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unleug- 15 bar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfnis überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äußeren Bedürfnis. Das Tier *arbeitet*, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Tätigkeit ist, und es *spielt*, wenn der Reichtum der Kraft diese Triebfeder 20 ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Tätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt 25 verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Indivi- duums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in 30 fröhlicher Bewegung verschwelgen. So gibt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbe- grenzten und hebt hier schon zum Teil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem *physischen* 35 *Ernste* nimmt sie durch den Zwang des Überflusses oder das *physische Spiel* den Übergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen

über die Fessel jedes Zweckes erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von ferne schon in der freien Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Fessellosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben und beweisen bloß seine Befreiung von jedem äußeren sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen*). Von diesem Spiel der freien Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art ist und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch einer freien Form den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum erstenmal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlungen eines blinden Instinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränder-

*) Die mehresten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gerne sich gerade die schlaffesten Seelen diesem freien Bilderstrome zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äußern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bei ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen frei gemacht haben. Freilich ist von der bloßen Gesetzlosigkeit zu einer selbständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu tun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegenwirken und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

lichen ewigen Einheit, legt seine Selbständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber solange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstete Willkür jener Notwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stetigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenstreben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten Versuchen noch kaum zu erkennen sein, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischentritt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Überraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Übergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem selbsttätigen Widerstand, aber Stoff gibt für ein mögliches Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne sein. Mit der Form seiner Urteile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm nicht, weil sie einem Bedürfnis begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was *sein* ist, endlich durch das, was *er* ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, zu dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heiteren und freien Geist, der es wählte und aufstellte, widerscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Tierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kale-

donier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens sein, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt sein als des Schwertes tötende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Überfluß in das Notwendige zu bringen, reißt sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Notdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er *schmückt* sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnötige ist bald der beste Teil seiner Freuden.

So wie sich ihm von außen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräte, seiner Bekleidung allmählich die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen und anfangs bloß den äußeren, zuletzt auch den inneren Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmutigen harmonischen Gebärdensprache; die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Übermut blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Notwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Anteil hilft das Bündnis bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düsteren Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein großmütiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstand aufgeht, und der niedrige Vorteil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfnis, zu gefallen, unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe sein. Um diesen

höheren Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüberstehen; er muß Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem 5 einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und 10 der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmut ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet 15 die holde Röte der Scham, und Tränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Überwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn 20 sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten, fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die 25 Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken 30 beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüberstehen. 35 Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses Reichs.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß mög-

lich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie bloß (moralisch) notwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil
5 er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfnis den Menschen in die Gesellschaft nötigt und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter erteilen. Der Geschmack allein
10 bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andere Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Teil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht
15 ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle andere Formen der Mitteilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschließend entweder auf die Privatempfänglichkeit oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen
20 Menschen und Menschen beziehen; nur die schöne Mitteilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Anteil nähme; wir können also unsere sinnlichen
25 Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntnis genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserem Urteil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden
30 nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urteile anderer nicht so wie aus dem unsrigen ausschließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute
35 kann nur einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran teilnimmt. Das

absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verleugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, solang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, soweit der Geschmack regiert und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Notwendigkeit herrscht und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nötigung waltet und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äußersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmut auch über die Geister auswerfen. Der Notwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntnis unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus und verwandelt das Eigentum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfnis, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist alles — auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger, der mit dem

edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewalttätig beugt, muß sie hier um ihre Beistimmung fragen. Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte; und wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.

Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele; der Tat nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen.

Anhang.

Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Erste Fassung
aus „Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen“ nach der Zusammenstellung von Hans Schulz.



Erster Brief.

Jena, den 9. Februar 1793.

Durchlauchtigster Prinz!

Daß ich ein so langes Stillschweigen gegen Sie beobachtet habe, ist eine Beleidigung, die ich mir selbst und nicht Ihnen 5 zufügte und wegen welcher ich eher Ihr Bedauern als Ihren Unwillen verdiene.

Diese ganze Zeit über ein Opfer der Hypochondrie, höchst ungewiß über meine Gesundheit und in meinen Körper- und Geisteskräften wie gelähmt, fühlte ich mich gänzlich ungeschickt, 10 mich zu der heiteren Geistesstimmung zu erheben, die ich Ihnen gerne zeigen möchte. Aber in den wenigen hellen Sonnenblicken meines bisherigen Lebens habe ich wenigstens daran gearbeitet, Ihrer, mein ewig verehrter Prinz, nicht ganz unwert zu sein, und Ihnen sowohl als Ihrem edeln Freunde 15 eine Probe davon zu geben, dieses war es, was mich diese ganze Zeit über lebhaft interessierte und beschäftigte. Diesen Winter hoffte ich ganz gewiß, diese Arbeit zu vollenden, und sie dann in die Hände derjenigen zu liefern, denen sie mit vollem Rechte zugehört; denn wem sonst als Ihnen beiden, meine 20 Vortrefflichsten, danke ich das lang gewünschte und unschätzbare Glück, dem freien Hange meines Geistes folgen zu können? Aber meine immer wiederkehrenden Zufälle verursachten mir so viele Unterbrechungen, daß ich nun schwerlich vor Ausgang des Sommers die Endigung dieser Arbeit hoffen kann. Da 25 sich indessen meine Gesundheit nach und nach wieder herzustellen scheint, so sehe ich mit froherem Mut der Zukunft entgegen.

Das Unternehmen, gnädigster Prinz, an das ich mich wagte — denn da ich einmal am Bekennen bin, so will ich auch nichts mehr verschweigen — ist etwas kühn, ich gestehe es, aber 30 ein unwiderstehlicher Hang zog mich dazu hin. Mein jetziges Unvermögen, die Kunst selbst auszuüben, wozu ein frischer und freier Geist gehört, hat mir eine günstige Muße verschafft, über ihre Prinzipien nachzudenken. Die Revolution in der philosophischen Welt hat den Grund, auf dem die Ästhetik aufgeführt 35 war, erschüttert, und das bisherige System derselben, wenn man ihm anders diesen Namen geben kann, über den Haufen geworfen.

Kant hat schon, wie ich Ihnen, mein Prinz, gar nicht zu sagen brauche, in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft angefangen, die Grundsätze der kritischen Philosophie auch auf den Geschmack anzuwenden, und zu einer neuen Kunsttheorie die Fundamente,
5 wo nicht gegeben, doch vorbereitet. Aber so wie es jetzt in der philosophischen Welt aussieht, dürfte die Reihe wohl zuletzt an die Ästhetik kommen, eine Regeneration zu erfahren. Unsere vorzüglichsten Denker haben mit der Metaphysik noch alle Hände voll zu tun, und jetzt scheint noch das Naturrecht und die Politik
10 eine nähere Aufmerksamkeit zu erfordern. Der Kunstphilosophie scheint also von dieser Seite wenig Licht aufzugehen, und zu einer Zeit, wo der menschliche Geist alle Felder des Wissens beleuchtet und mustert, scheint sie allein in ihrer gewohnten Dunkelheit verharren zu müssen.

15 Ich glaube, daß sie ein besseres Schicksal verdient, und habe den verwegenen Gedanken gefaßt, ihr Ritter zu werden. Für jetzt zwar kann ich bloß einige flüchtige Ideen dazu liefern, weil mein Beruf zum Philosophieren noch sehr unentschieden ist, aber ich werde suchen, ihn mir zu geben. Zu Gründung einer Kunst-
20 theorie ist es, deucht mir, nicht hinreichend, Philosoph zu sein; man muß die Kunst selbst ausgeübt haben, und dies, glaube ich, gibt mir einige Vorteile über diejenigen, die mir an philosophischer Einsicht ohne Zweifel überlegen sein werden. Eine ziemlich lange Ausübung der Kunst hat mir Gelegenheit verschafft,
25 der Natur in mir selbst bei denjenigen Operationen, die nicht aus Büchern zu erlernen sind, zuzusehen. Ich habe mehr als irgend ein anderer meiner Kunstbrüder in Deutschland durch F e h l e r gelernt, und dies, deucht mir, führt mehr als der sichere Gang eines nie irrenden Genies zur deutlichen Einsicht in das
30 Heiligtum der Kunst. Dies ist es ohngefähr, was ich zu Rechtfertigung meines Unternehmens im voraus anzuführen weiß; der Erfolg selbst muß das übrige entscheiden.

Und bei Ihnen, mein verehrungswürdigster Prinz, werde ich wohl keine Apologie dafür nötig haben, daß ich die wirksamste
35 aller Triebfedern des menschlichen Geistes, die seelenbildende Kunst, zum Rang einer philosophischen Wissenschaft erhoben wünsche. Wenn ich der Verbindung nachdenke, in der das Gefühl des Schönen und Großen mit dem edelsten Teil unseres Wesens steht, so kann ich sie unmöglich für ein bloßes subjektives Spiel der Empfindungs-
40 kraft halten, welches keiner anderen als empirischer Regeln fähig ist. Auch die Schönheit, dünkt mir, muß wie die Wahrheit und das Recht auf ewigen Fundamenten ruhn, und die ursprünglichen Gesetze der Vernunft müssen auch die Gesetze des Geschmacks sein. Der

Umstand freilich, daß wir die Schönheit fühlen und nicht erkennen, scheint alle Hoffnung, einen allgemein geltenden Grundsatz für sie zu finden, niederzuschlagen, weil alles Urteil aus dieser Quelle bloß ein Erfahrungsurteil ist. Gewöhnlich hält man eine Erklärung der Schönheit nur darum für gegründet, weil sie mit dem Ausspruch des Gefühls in einzelnen Fällen übereinstimmend ist, anstatt daß man, wenn es wirklich eine Erkenntnis des Schönen aus Prinzipien gäbe, dem Ausspruch des Gefühls nur deswegen trauen sollte, weil er mit der Erklärung des Schönen übereinstimmend ist. Anstatt seine Gefühle nach Grundsätzen zu prüfen und zu berichtigen, prüft man die ästhetischen Grundsätze nach seinen Gefühlen.

Dies ist der Knoten, dessen Auflösung leider selbst Kant für unmöglich hält. Was werden Sie also, gnädigster Prinz, zu dem Einfall eines Anfängers sagen, der erst seit gestern in das Heiligtum der Philosophie hineinblickte, nach der Erklärung eines solchen Mannes noch eine Auflösung dieses Problems zu versuchen? In der Tat würde ich nie den Mut dazu gehabt haben, wenn nicht Kants Philosophie selbst mir die Mittel dazu verschaffte. Diese fruchtbare Philosophie, die sich so oft nachsagen lassen muß, daß sie nur immer einreiße und nichts aufbaue, gibt, nach meiner gegenwärtigen Überzeugung, die festen Grundsteine her, auch ein System der Ästhetik zu errichten, und ich kann es mir bloß aus einer vorgefaßten Idee ihres Schöpfers erklären, daß er ihr nicht auch noch dieses Verdienst erwarb. Weit entfernt, mich für denjenigen zu halten, dem dieses vorbehalten ist, will ich wenigstens versuchen, wie weit der entdeckte Pfad mich führt. Führt er mich gleich nicht zum Ziel, so ist doch keine Reise ganz verloren, auf der die Wahrheit gesucht wird.

Dies leitet mich auf eine Bitte, von der ich wünschte, mein vortrefflichster Prinz, daß sie Eingang bei Ihnen finden möchte. Ich wünschte meine Ideen über die Philosophie des Schönen, ehe ich sie dem Publikum selbst vorlege, in einer Reihe von Briefen an Sie richten und Ihnen stückweise zusenden zu dürfen. Diese freiere Form wird dem Vortrage derselben mehr Individualität und Leben, und der Gedanke, daß ich mit Ihnen rede und von Ihnen beurteilt werde, mir selbst ein höheres Interesse an meiner Materie geben. Reiner und lichter Sinn für Wahrheit mit warmer Empfänglichkeit für alles, was schön und groß und gut ist, verbunden, ist das Eigentum weniger Sterblichen, und unsere mehresten Gelehrten besonders sind so ängstlich in ihre Systeme eingeschnallt, daß eine etwas ungewohnte Vorstellungsart ihre mit dreifach Erz umpanzerte Brust nicht durchdringen kann. Wenige

sind es, in denen das zarte Schönheitsgefühl durch Abstraktion nicht erstickt wird und noch weit wenigere halten es der Mühe wert, über ihre Empfindungen zu philosophieren. Ich muß es durchaus vergessen, daß ich von solchen Menschen beurteilt werde, 5 und nur für freie und heitere Geister, die über den Staub der Schulen erhaben sind und den Funken reiner und edler Menschheit in sich bewahren, kann ich meine Ideen und Gefühle entfalten. . . .

Zweiter Brief.

10 Jena, den 13. Juli 1793.

Durchlauchtigster Prinz!

Wie sehr haben Sie mich durch die gnädige Aufnahme meiner Bitte geehrt, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne in einer Reihe von Briefen vorlegen zu dürfen. Könnte 15 das Vergnügen, das dieser unschätzbare Beweis Ihrer Wohlgewogenheit mir gewährt, noch durch etwas erhöht werden, so würde es durch die Erklärung geschehen sein, womit Sie die mir gegebene Erlaubnis begleiteten. Sie erlassen mir, gnädigster Prinz, die Fesseln eines dogmatischen Vortrags und machen mir eben das 20 zur Pflicht, was ich mir als eine Gunst von Ihnen hatte erbitten wollen. Die Freiheit des Vortrags, welche Ew. Durchlaucht verlangen, ist nicht Zwang, sondern Bedürfnis für mich, und großmütig lassen Sie mir den Schein eines Verdienstes, wo ich nicht einmal eine Wahl habe. Viel zu wenig bekannt mit dem Gebrauche 25 schulgerechter Formen, um durch Mißbrauch derselben mich zu versündigen, werde ich vor der Gefahr wenigstens sicher sein, Ihre Geduld methodisch zu ermüden. Meine Philosophie wird ihren Ursprung nicht verleugnen, und, wenn sie je verunglücken sollte, eher in den Untiefen und in den Strudeln der poetisierenden 30 Einbildungskraft untersinken, als an den kahlen Sandbänken trockener Abstraktionen scheitern. Eine Frucht meines eigenen Nachdenkens, und aus meinem beschränkten Erfahrungskreise geschöpft, wird sie sich vielmehr jedes anderen Fehlers, als der Sektiererei schuldig machen, und eher aus eigener Gebrechlichkeit fallen, als 35 durch Autorität und fremde Hilfe sich aufrecht erhalten. Auch da, wo ich mich an die kritische Philosophie anschließen werde (und ich leugne nicht, daß dies sehr oft geschehen dürfte), hoffe ich, die Freiheit Ihres Geistes zu respektieren und Ihrer selbstrichtenden Vernunft eine freiwillige Beistimmung abzugewinnen.

40 Manchen Kantischen Sätzen gibt die strenge Reinheit und die scholastische Form, in der sie aufgestellt werden, eine Härte und eine Sonderbarkeit, die ihrem Inhalte fremd ist, und von dieser

Hülle entkleidet, erscheinen sie dann als die verjährten Aussprüche der allgemeinen Vernunft. Philosophische Wahrheiten, habe ich oft bemerkt, müssen in einer anderen Form gefunden, und in einer anderen angewandt und verbreitet werden. Die Schönheit eines Gebäudes wird nicht eher sichtbar, als bis man das Geräte des Maurers und Zimmermanns hinwegnimmt und das Gerüste abbricht, hinter welchem es emporstieg. Aber die mehrsten Schüler Kants ließen sich eher den Geist als die Maschinerie seines Systems entreißen, und legen eben dadurch an den Tag, daß sie mehr dem Arbeiter als dem Baumeister gleichen.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, vortrefflichster Prinz, wie angenehm mich Ihr Geständnis überraschte, daß Sie von der Unduldsamkeit unserer philosophischen Weltverbesserer schlecht erbaut seien; und daß Sie diese Besorgnis auch auf mich zu erstrecken scheinen, vermehrt, wenn es möglich ist, meine Ehrfurcht vor Ihrem Geiste und erhöht mein Vertrauen, da gerade dies der einzige Fehler ist, von dem ich frei zu bleiben hoffe. Ihre liberale Art zu denken verschafft mir die glückliche Freiheit, unabhängig von jedem System bloß meiner eigenen Überzeugung zu folgen. Das Reich der Vernunft ist ein Reich der Freiheit, und keine Knechtschaft ist schimpflicher, als die man auf diesem heiligen Boden erduldet. Aber viele, die sich ohne innere Befugnis darauf niederlassen, beweisen, daß sie nicht freigeboren, bloß freigelassen sind.

Sollte ich indessen, bei noch so lebhafter Abneigung gegen Systemsucht, doch zuweilen Ihre Befürchtungen wahr machen, gnädigster Prinz, und in den unfruchtbaren Steppen der Spekulation mich verlieren, so werden Sie die Grazien mir zu Hilfe schicken und den Verirrten auf den rechten Weg zurückrufen. Ich erbitte es mir von Ihrer Gnade, schenken Sie mir nichts, verzeihen Sie mir nichts. Dulden Sie nicht, daß ich die Sache der Schönheit mit Waffen verfechte, die der Schönheit nicht würdig sind, daß ich die Vorschriften des Geschmacks in demselben Moment verletze, wo ich den Beweis für ihre Gültigkeit führe.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ew. Durchlaucht verstattet wird, nicht vielleicht einen besseren Gebrauch machen können, als Ihnen meine Ideen von Schönheit und schöner Kunst vorzulegen? Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu bekümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel näheres Interesse darbieten?

Ich liebe die Kunst und was mit ihr zusammenhängt über alles, und meine Neigung, ich bekenne es, gibt ihr vor jeder anderen Beschäftigung des Geistes den Vorzug. Aber es kommt hier nicht darauf an, was die Kunst *mir* ist, sondern wie sie sich gegen den

menschlichen Geist überhaupt und insbesondere gegen die Zeit verhält, in der ich mich zu ihrem Sachwalter aufwerfe.

Ich möchte nicht gerne in einem anderen Jahrhundert leben, und für ein anderes wirken. Man ist ebensogut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist. Wenn es unschicklich und unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gebräuchen des Volks, bei dem man sich aufhält, und des Zirkels, worin man lebt, loszusprechen; warum sollte es weniger Pflicht sein, sich in der Wahl seiner Tätigkeit nach dem Geschmack und dem Bedürfnis des Zeitalters zu richten?

Was an sich gut ist, möchte man vielleicht sagen, ist zu jeder Zeit gut, und das ist jede Untersuchung der Wahrheit. Aber es gibt viele Wahrheiten, die zu untersuchen sind, und bei der Wahl, die man darunter anstellt, gebührt, meiner Meinung nach, dem Zeitbedürfnis und dem Zeitgeschmack eine entscheidende Stimme.

Nun scheint aber diese Stimme keineswegs zum Vorteil der schönen Kunst auszufallen. Der Lauf der Begebenheiten im Politischen, und der Gang des menschlichen Geistes im Literarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der idealisierenden Kunst entfernt. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit einer gewissen Kühnheit über das Bedürfnis der Gegenwart erheben, denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis, und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen und ihn je mehr und mehr mit der unidealischen Wirklichkeit verstricken, hemmt jeden freien Aufflug in die Regionen des Idealischen. Selbst die spekulierende Vernunft entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der anderen, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft die ihrigen erweitert.

Besonders aber ist es jetzt das politische Schöpfungswerk, was beinahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts sind für die Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Rechte erwarten, daß ich diesen merkwürdigen Stoff zum Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung machte, die Sie mir mit so viel Großmut und Güte zugestanden haben.

Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bei einem Aufstande keine Partei nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu sein, wo das große Schicksal der

Menschheit zur Frage gebracht ist, und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste sein muß, schuldig zu machen. Eine geistreiche, mutvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurückzuversetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist. So sehr dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Angelegenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren und die Konvenienz zu entscheiden hatte, ist vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht und maßt sich wenigstens an, als ob sie nach Prinzipien abgeurteilt sein wollte. Jeder selbstdenkende Mensch aber darf sich (soweit er fähig ist, seine eigentümliche Vorstellungsart zu generalisieren, sein Individuum zur Gattung zu erweitern), als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts ansehen, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und in den Erfolg sich verflochten sieht. Es ist nicht nur seine eigene Sache, welche bei diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, sondern es wird auch nach Gesetzen gesprochen, die er als mitbestellter Repräsentant der Vernunft zu diktieren berechtigt und aufrechtzuerhalten verpflichtet ist.

Was könnte also wohl, vortrefflicher Prinz, anziehender und interessanter für mich sein, als mich in das Innere dieses großen Gegenstandes mit einem ebenso geistreichen Denker als humanen Weltbürger einzulassen, der mit schönem Enthusiasmus das große Ganze der Menschheit umreicht, dessen heller und vorurteilsfreier Sinn die Vernunft rein und unverstellt widerstrahlt? Eine Unterhaltung dieses Inhalts würde einen um so größeren Reiz für mich haben, je mehr der Standort, aus welchem ich, der Privatmann, die politische Welt betrachte, von demjenigen verschieden ist, aus welchem Sie, der Fürst und mithandelnde Staatsmann, in die Flut der Ereignisse niederschauen. Was kann aber entzückender sein, als einander in der Denkart zu begegnen, wo die äußeren Verhältnisse die weiteste Entfernung bewirken, und aus einem noch so unermeßlichen Abstand in der wirklichen Welt doch in demselben Mittelpunkt der Ideenwelt zu konvergieren?

Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und zu der schriftlichen Unterhaltung, die Ew. Durchlaucht mir verstatten wollen, eine Materie in Vorschlag bringe, die von dem Lieblingsgespräch des Zeitalters so sehr entlegen ist, geschieht nicht aus über-

wiegender Neigung für diesen Gegenstand, obgleich ich mich einer solchen Neigung nie schämen werde; nicht meine Vorliebe für die Kunst, sondern ein Grundsatz bestimmte meine Wahl, und ich glaube, sie rechtfertigen zu können. Wenn ich also gleich in der
5 Behandlung meines Gegenstandes höchstens auf Ihre Nachsicht Anspruch machen kann, so möchte ich über die Wahl desselben gern Ihren Beifall haben.

Wäre das Faktum wahr, — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft
10 übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen.
15 Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja, ich bin soweit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen.

Ehe diese Ereignisse eintraten, gnädigster Prinz, konnte man
20 sich allenfalls mit dem lieblichen Wahne schmeicheln, daß der unmerkliche aber ununterbrochene Einfluß denkender Köpfe, die seit Jahrhunderten ausgestreuten Keime der Wahrheit, der aufgehäufte Schatz von Erfahrung die Gemüter allmählich zum Empfang des Besseren gestimmt und so eine Epoche vorbereitet haben müßten,
25 wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen und das Licht über die Finsternis siegen könnte. So weit war man in der theoretischen Kultur vorgedrungen, daß auch die ehrwürdigsten Säulen des Aberglaubens zu wanken anfingen und der Thron tausendjähriger Vorurteile schon erschüttert ward. Nichts schien
30 mehr zu fehlen, als das Signal zur großen Veränderung und eine Vereinigung der Gemüter. Beides ist nun gegeben — aber wie ist es ausgeschlagen?

Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen,
35 hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Teil Europas und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation,
40 die ihn nicht wert war, und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht ent-

wachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Tierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt. 5

In seinen Taten malt sich der Mensch — und was für ein Bild ist das, das sich im Spiegel der jetzigen Zeit uns darstellt? Hier die empörendste Verwilderung, dort das entgegengesetzte Extrem der Erschlaffung: die zwei traurigsten Verirrungen, in die der Menschencharakter versinken kann, in einer Epoche vereint! 10

In den niederen Klassen sehen wir nichts als rohe gesetzlose Triebe, die sich nach aufgehobenem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut ihrer tierischen Befriedigung zueilen. Es war also nicht der moralische Widerstand von innen, bloß die Zwangsgewalt von außen, was bisher ihren Ausbruch 15 zurückhielt. Es waren also nicht freie Menschen, die der Staat unterdrückt hatte, nein, es waren bloß wilde Tiere, die er an heilsame Ketten legte. Hätte der Staat die Menschheit wirklich unterdrückt, wie man ihm schuld gibt, so müßte man Menschheit sehen, nachdem er zertrümmert worden ist. Aber der Nachlaß der 20 äußeren Unterdrückung macht nur die innere sichtbar, und der wilde Despotismus der Triebe heckt alle jene Untaten aus, die uns in gleichem Grad anekeln und schaudern machen.

Auf der anderen Seite geben uns die zivilisierten Klassen den noch widrigeren Anblick der Erschlaffung, der Geistesschwäche, und 25 einer Versunkenheit des Charakters, die um so empörender ist, je mehr die Kultur selbst daran teil hat. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Verderbnis das Abscheulichere sei, aber die Erfahrung bestätigt sie auch hier. Wenn die Kultur ausartet, so 30 geht sie in eine weit bösartigere Verderbnis über, als die Barbarei je erfahren kann. Der sinnliche Mensch kann nicht tiefer als zum Tier herabstürzen; fällt aber der aufgeklärte, so fällt er bis zum Teuflischen herab und treibt ein ruchloses Spiel mit dem Heiligsten der Menschheit. 35

Die Aufklärung, deren sich die höheren Stände unseres Zeitalters nicht mit Unrecht rühmen, ist bloß theoretische Kultur und zeigt, im ganzen genommen, so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnung, daß sie vielmehr bloß dazu hilft, die Verderbnis in ein System zu bringen und unheilbarer zu machen. 40 Ein raffinierter und konsequenter Epikurism hat angefangen, alle Energie des Charakters zu ersticken, und die immer fester sich zuschnürende Fessel der Bedürfnisse, die vermehrte Abhängigkeit

der Menschheit vom Physischen hat es allmählich dahin geleitet, daß die Maxime der Passivität und des leidenden Gehorsams als höchste Lebensregel gilt. Daher die Beschränktheit im Denken, die Kraftlosigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmäßigkeit im
5 Hervorbringen, die unser Zeitalter zu seiner Schande charakterisiert. Und so sehen wir den Geist der Zeit zwischen Barbarei und Schlaffheit, Freigeisterei und Aberglauben, Roheit und Verzärtelung schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhält.
10 Und ist dieses nun die Menschheit, möchte ich fragen, für deren Rechte der Philosoph sich verwendet, die der edle Weltbürger in Gedanken hat, und an welcher ein neuerer Solon seine Ideen von einer Staatsverfassung realisieren möchte? Ich zweifle sehr. Nur seine Fähigkeit, als ein sittliches Wesen zu handeln, gibt dem
15 Menschen Anspruch auf Freiheit; ein Gemüt aber, das nur sinnlicher Bestimmungen fähig ist, ist der Freiheit so wenig wert als empfänglich. Alle Reform, die Bestand haben soll, muß von der Denkungsart ausgehen, und wo eine Verderbnis in den Prinzipien herrscht, da kann nichts Gesundes, nichts Gutartiges aufkeimen.
20 Nur der Charakter der Bürger erschafft und erhält den Staat und macht politische und bürgerliche Freiheit möglich. Denn wenn die Weisheit selbst in Person vom Olymp herabstiege und die vollkommenste Verfassung einführte, so müßte sie ja doch Menschen die Ausführung übergeben.
25 Wenn ich also, gnädigster Prinz, über die gegenwärtigen politischen Bedürfnisse und Erwartungen meine Meinung sagen darf, so gestehe ich, daß ich jeden Versuch einer Staatsverbesserung aus Prinzipien (denn jede andere ist bloßes Not- und Flickwerk) so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung
30 so lange für schwärmerisch halte, bis der Charakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben worden ist — eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert. Man wird zwar unterdessen von manchem abgestellten Mißbrauch, von mancher glücklich versuchten Reform im einzelnen, von manchem Sieg der
35 Vernunft über das Vorurteil hören, aber was hier zehn große Menschen aufbauten, werden dort fünfzig Schwachköpfe wieder niederreißen. Man wird in anderen Weltteilen den Negern die Ketten abnehmen und in Europa den — Geistern anlegen. Solange aber der oberste Grundsatz der Staaten von einem empören-
40 den Egoismus zeugt, und solange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlsein beschränkt ist, so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben.

Soll man also aufhören, danach zu streben? Soll man gerade die wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten einer gesetzlosen Willkür, einem blinden Zufall anheimstellen, während daß das Reich der Vernunft nach jeder anderen Seite zusehends erweitert wird? Nichts weniger, gnädigster Prinz. Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.

Vielleicht dürften Sie mir einwenden, Durchl. Prinz, daß hier ein Zirkel sei, und daß der Charakter des Bürgers ebensogut von der Verfassung abhänge, als diese auf dem Charakter des Bürgers ruht. Ich gebe dieses zu und behaupte also, daß man, um diesen Zirkel zu vermeiden, entweder auf Mittel denken muß, dem Staat aufzuhelfen, ohne den Charakter dabei zu Hilfe zu nehmen, oder dem Charakter beizukommen, ohne den Staat dabei nötig zu haben. Das erste enthält einen Widerspruch, weil sich keine Verfassung erdenken läßt, die von der Gesinnung der Bürger unabhängig wäre. Vielleicht aber findet sich Rat zu dem zweiten, und es lassen sich zu Veredelung der Denkungsart Quellen eröffnen, die von dem Staat nicht abgeleitet sind und sich also bei allen Mängeln desselben rein und lauter erhalten.

Auf den Charakter wird bekanntlich durch *Berichtigung der Begriffe* und durch *Reinigung der Gefühle* gewirkt. Jenes ist das Geschäft der *philosophischen*, dieses vorzugsweise der *ästhetischen* Kultur. Aufklärung der Begriffe kann es allein nicht ausrichten, denn von dem Kopf ist noch ein gar weiter Weg zu dem Herzen, und bei weitem der größere Teil der Menschen wird durch Empfindungen zum Handeln bestimmt. Aber das Herz allein ist ein ebenso unsicherer Führer, und die zarteste Empfindsamkeit wird nur ein desto leichterer Raub der Schwärmerei, wenn ein heller Verstand sie nicht leitet. Gesundheit des Kopfes wird also mit der Reinheit des Willens zusammentreffen müssen, wenn der Charakter vollendet heißen soll.

Das dringendere Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntnis der Wahrheit und des Rechts, als an der Wirksamkeit dieser Erkenntnis zu Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur.

Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung, und zugleich für dasjenige, welches von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig, und also auch ohne Hilfe des Staats zu erhalten ist.

5 Und hier ist es nun, gnädigster Prinz, wo die Kunst und der Geschmack ihre bildende Hand an den Menschen legen, und ihren veredelnden Einfluß beweisen. Die Künste des Schönen und Erhabenen beleben, üben und verfeinern das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes 10 zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbsttätigkeit zu mischen. Die wahre Verfeinerung der Gefühle besteht aber jederzeit darin, daß der höheren Natur des Menschen und dem göttlichen Teil seines Wesens, seiner Vernunft und seiner Freiheit, ein Anteil daran 15 verschafft wird.

Wenn Sinneslust und Sinnesschmerz,
Vereinigt um des Menschen Herz
Den tausendfachen Knoten schlingen
Und zu dem Staub ihn niederziehn,
20 Wer ist sein Schutz? Wer rettet ihn?
Die Künste, die an goldnen Ringen
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn
Und durch den Reiz veredelter Gestalten
Ihn zwischen Erd' und Himmel schwebend halten.

25 Zwar ist nicht zu leugnen, daß auch die Kunst (die redende sowohl als die bildende) gerne an den Geist des Jahrhunderts sich anschmiegt. Wenn sich der beurteilende Geschmack zum Gemeinen und Schlechten wendet, so nimmt auch der hervorbringende nicht selten eine ähnliche Richtung, denn der Künstler 30 wird zum Teil doch durch seine Zeit gebildet und will seiner Zeit gefallen. Aber wenn es ihm gleich erlaubt ist, sich an den Geist des Jahrhunderts anzuschließen, so soll er doch seine Gesetze nicht von demselben empfangen. Die Gesetze der Kunst sind nicht in den wandelbaren Formen eines zufälligen und oft ganz ent- 35 arteten Zeitgeschmacks, sondern in dem Notwendigen und Ewigen der menschlichen Natur, in den Urgesetzen des Geistes, gegründet. Aus dem göttlichen Teil unseres Wesens, aus dem ewig reinen Äther idealischer Menschheit strömt der lautere Quell der Schönheit herab, unangesteckt von dem Geist des Zeitalters, der tief 40 unter ihm in trüben Strudeln dahinwallt. Daher kann auch die Kunst, mitten unter einem barbarischen und unwürdigen Jahrhundert, rein wie eine Himmlische wandeln, sobald sie nur ihres

hohen Ursprungs eingedenk bleibt und sich nicht selbst zur Sklavin niedrigerer Absichten und Bedürfnisse erniedrigt. So wandelt noch jetzt der griechische Geist in seinen wenigen Überresten durch die Nacht unseres nordischen Zeitalters, und sein elektrischer Schlag weckt manche verwandte Seele zum Gefühl ihrer Größe auf. 5

Damit aber der Kunst nicht das Unglück begegne, zur Nachahmung des Zeitgeistes herunterzusinken, den sie zu sich erheben soll, so muß sie Ideale haben, die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten, wie tief auch das Zeitalter sich entwürdigen mag, so muß sie durch ein eigenes Gesetzbuch sowohl 10 vor dem Despotismus eines lokalen und einseitigen Geschmacks, als vor der Anarchie eines verwilderten (vor Barbarei) sichergestellt werden. Ideale besitzt sie zum Teil schon in den unsterblichen Mustern, die der griechische und der ihm verwandte Genius einiger Neueren gebar, und die, ewig unerreicht, jeden Wechsel 15 des Modegeschmacks überdauern werden. Aber ein Gesetzbuch ist es, woran es ihr bisher gemangelt hat, und dieses ihr zu verschaffen, eins der schwersten Probleme, welche die philosophierende Vernunft sich aufgeben kann — denn was kann schwerer sein, als die Wirkungen des Genies unter Prinzipien zu bringen und die 20 Freiheit mit Notwendigkeit zu vereinigen.

Werde ich mir nun nicht zuviel schmeicheln, Durchl. Prinz, wenn ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß eine Philosophie des Schönen von dem Bedürfnis des Zeitalters nicht so entlegen sei, als es scheinen möchte, und daß dieser Gegenstand selbst die Auf- 25 merksamkeit des politischen Philosophen verdiene, weil jede gründliche Staatsverbesserung mit Veredlung des Charakters beginnen, dieser aber an dem Schönen und Erhabenen sich aufrichten muß? Aber vielleicht hat meine Vorliebe für schöne Wissenschaft und Kunst mich hingerissen, ihnen Wirkungen zuzutrauen, deren sie 30 nicht fähig sind. Vielleicht hätte ich vor allem anderen den Einfluß ästhetischer Kultur auf die sittliche außer Zweifel setzen sollen. Erlauben Sie mir also, gnädigster Prinz, daß ich die Ausführung dieses Beweises dem folgenden Brief aufbehalte, da der gegenwärtige seine Grenzen schon so weit überschritten hat. 35

Möchte dieser erste Versuch, Materien von dieser ungeschmeidigen Natur in das leichte Gewand eines Briefs einzukleiden, Ew. Durchlaucht nicht abgeschreckt haben, sich diese Unterhaltung noch fernerhin von mir gefallen zu lassen! Mit rascheren Schritten kann ich den angefangenen Weg jetzt verfolgen, nachdem ich damit 40 fertig geworden bin, die Karte des Landes aufzunehmen, durch welches Ihre ermunternde Aufmerksamkeit mich begleiten will; und so lange mußte ich diesen ersten Brief zurückhalten. Jetzt bin ich

vollkommen frei, und werde mich in vollem Maße der gnädigen Erlaubnis bedienen, womit Ew. Durchl. mich erfreut haben. . . .

Dritter Brief.

Ludwigsburg, den 11. Nov. 1793.

5 . . . . Ich habe mich in einigen Stellen meines vorigen Briefes etwas unbestimmt ausgedrückt, und Eure Durchlaucht geben mir durch Ihre geistreiche Bemerkung Gelegenheit, meinen Fehler zu verbessern. Ich habe das Bedürfnis unserer Zeit auf die praktische Ausbildung eingeschränkt und der theoretischen Kultur des Jahr-10 hunderts ein günstigeres Zeugnis gegeben, als sie Ihnen, gnädigster Prinz, bis jetzt zu verdienen scheint. Vielleicht kann ich, durch eine bestimmtere Erklärung, Ihren Zweifel auflösen.

Es ist vollkommen wahr, wie Eure Durchlaucht behaupten, daß der größere Teil des Übels, welches wir dem laufenden Jahr-15 hundert zum Vorwurf machen, in nicht genug berichtigten Begriffen und Vorurteilen seinen Grund hat, und von einer Verfinsterung der Köpfe zeugt, die dem Zeitalter der Aufklärung sehr wenig Ehre bringt. Mangel an theoretischer Kultur ist daher allerdings eine der nächsten Ursachen der Verwilderung, an der 20 unsere Zeitgenossen krank liegen — eine der nächsten Ursachen, aber die letzte nicht. Denn ich frage wieder: woher dieser Mangel theoretischer Kultur bei allen Riesenschritten der Philosophie, bei allem Licht, das eine gründlichere Kenntnis der Natur, ein tieferes Studium des Menschen und seiner Verhältnisse aufsteckte, bei 25 allen Bemühungen denkender Köpfe, diese Kenntnisse zu verbreiten und allgemein zu machen? Das Magazin ist gefüllt und aller Welt geöffnet, aus dem der gemeinste Menschenverstand Licht und Wahrheit schöpfen kann — warum sind derer so wenige, welche daraus schöpfen? Das Zeitalter ist aufgeklärt, damit will ich 30 sagen, die Kenntnisse sind wirklich gefunden und ausgestellt, welche unsere Begriffe berichtigen könnten. Eine gesündere Philosophie hat die Wahnbegriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute — warum steht dieser Thron noch jetzt? Eine bessere Moral hat unsere Politik, unsere Legislation, 35 unser Staatsrecht gemustert und das Barbarische in unseren Gewohnheiten, das Mangelhafte in unseren Gesetzen, das Ungereimte in unseren Konvenienzen und Sitten aufgedeckt — woran liegt es, daß wir nichtsdestoweniger noch Barbaren sind?

Es muß also in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden 40 sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell strahlte, im Wege steht, und was sie hindert, sich in den Besitz des Besseren zu setzen, das ihnen zur Schau getragen wird. Die

Alten haben es geahndet, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: Sapere aude.

Ermanne Dich, weise zu sein. Kraft und Energie des Entschlusses gehört also dazu, die Hindernisse zu besiegen, welche teils die natürliche Trägheit des Geistes, teils die Feigheit des 5 Herzens der Aufnahme der Wahrheit entgegensetzen. Nicht umsonst wird uns die Weisheitsgöttin in der Fabel als eine Kriegerin vorgestellt, die in voller Rüstung aus Jupiters Haupte stieg. Denn schon die erste Verrichtung der Weisheit in den Köpfen ist kriegerisch. Schon in ihrer Geburt muß sie den schweren Kampf 10 mit der Sinnlichkeit bestehen, die sich unter fremder Vormundschaft viel zu wohl befindet, als daß sie die Epoche der Mündigkeit nicht soweit als möglich zurücksetzen sollte.

Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und 15 abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und inneren Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte. Das ganze Maß seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Notwendige, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue Geistesarbeit sein Bedürfnis. Zufrieden, daß er selbst nur nicht denken 20 darf, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und erspart sich durch eine blinde Resignation in fremde Weisheit die sauere Notwendigkeit der eigenen Prüfung. Geschieht es, daß in seinem Kopf und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der 25 Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten, und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden.

Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk 30 bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinn hat man recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staats zu 35 betrachten. Wäre das physische Wohl nicht die Bedingung, unter welcher allein der Mensch zur Mündigkeit seines Geistes erwachen kann; um seiner selbst willen würde es bei weitem nicht so viel Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er 40 muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.

Diese unglückliche Menschenklasse, welche ihre besten Kräfte

im Ringen mit der physischen Not verzehrt, verdient indessen mehr
unser Mitleid als unsere Verachtung, wenn sie nicht zum Licht der
Vernunft erwacht. Aber diese Entschuldigung kommt denjenigen
nicht zustatten, welche ein besseres Los vom Joch der Notwendig-
keit entbindet, aber ihre eigene Wahl und Neigung zu Sklaven
der Sinne macht. Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet,
davon schreckt diese eine strafbare Weichlichkeit ab. Man muß sich
ermannen zur Weisheit, und das mögen sie nicht. Der Ent-
schluß zur Aufklärung ist ein Wagestück, welches Losreißung aus
dem Schoße der Trägheit, Anspannung aller Geisteskräfte, Ver-
leugnung vieler Vorteile und eine Beharrlichkeit des Muts er-
fordert, die dem verzärtelten Sohn der Lust viel zu schwer wird.
Sie ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wobei man leb-
hafter empfindet und die freiere Phantasie sich nach eigenem
Belieben bequeme Gestalten bildet, dem Tageslicht deutlicher Er-
kenntnisse vor, die das beliebte Blendwerk ihrer Träume verjagen.
Das Unbestimmte ist ihnen gerade recht, weil sie dadurch über-
hoben werden, sich nach den Dingen zu richten, und sich einbilden
können, der Natur das Gesetz vorzuschreiben. Sie fliehen die
Aufklärung nicht bloß um der Mühe willen, womit sie erworben
werden muß; sie fürchten sie ebensosehr um der Resultate
willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen
aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und
mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu
sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen. Wie
viele Menschen gibt es, deren ganzes Lebensglück auf einem Vor-
urteil ruhet, das bei dem ersten ernsthaften Angriff des Ver-
standes zusammenfallen muß! Wie viele gibt es, die ihren ganzen
Wert in der Gesellschaft auf ihren Reichtum, auf ihre Ahnen, auf
körperliche Vorzüge gründen! Wie viele andere, die mit zu-
sammengerafften Gedächtnisschätzen, mit einem unschmackhaften
Witze, mit einer Scheingröße des Talents prunken und im Wahn
einer Wichtigkeit glücklich sind, die keine Probe aushalten würde.
Alle diese Menschen müßten die Aufklärung mit dem harten Opfer
ihres besten Reichtums erkaufen; sie müßten damit anfangen, alles
zu verlieren, worauf sie stolz gewesen sind, ehe sie die Vorteile der
besseren Erkenntnis schmeckten. Um aber einen, dem ersten An-
scheine nach, so mißlichen Tausch zu treffen, müssen sie eine Ver-
leugnungsgabe, eine Stärke des Geistes, eine Energie des Ent-
schlusses besitzen, die man aus den Armen der Üppigkeit selten mit-
zubringen pflegt. Sie müßten sich Herz fassen zur Weisheit, weil
es in der Tat Herzhaftigkeit erfordert, seine gegenwärtigen Be-
sitzungen für Güter der Erwartung aufzugeben.

Diese Männlichkeit des Geistes ist der Gegenstand praktischer Kultur, und insofern also Energie des Entschlusses nötig ist, um aus dem Zustand verworrener Begriffe zu deutlichsten Erkenntnissen überzugehen, muß der Weg zu der theoretischen Kultur durch die praktische geöffnet werden. Aus diesem Grunde, gnädigster Prinz, hielt ich mich für berechtigt, die letztere für das dringendere Bedürfnis unserer Zeit zu erklären, weil alle Erfahrungen mich überzeugen, daß nicht sowohl objektive Hindernisse (Unzulänglichkeit der Wissenschaft) als vielmehr subjektive Hindernisse (Fehler des Willens) sich der Aufklärung entgegensetzen, und daß es bloß an der Schlaffheit des Geistes liegt, wenn wir jetzt noch das Joch der Vorurteile tragen.

Indem ich behaupte, daß die Kultur des Geschmacks diesem Übel abhelfe und das wirksamste Mittel sei, die Gebrechen des Zeitalters zu verbessern, so bin ich weit entfernt, sie für das einzige zu halten und den großen Anteil zu übersehen, den eine gründliche Forschung der Natur und eine pragmatische Philosophie an der Bildung des Menschengeschlechts haben. Nur, ist meine Meinung, werden sich Philosophie und Erfahrung so lange umsonst vereinigen, den Menschen über das Wesen der Dinge und über seine Pflichten aufzuklären, als die subjektiven Hindernisse nicht hinweggeräumt werden, welche seinen Sinn vor der Kenntnis der Wahrheit verschließen, und, wenn diese auch wirklich den Zugang zu ihm gefunden, ihm das Vermögen rauben, sich seiner besseren Einsicht gemäß zu betragen. Diese schlimme Disposition zu verbessern, ist meiner Meinung nach das Werk der ästhetischen Kultur, welche also der wissenschaftlichen beständig zur Seite gehen muß. Der Geschmack allein vermehrt unser Wissen nicht, berichtigt unsere Begriffe nicht, lehrt uns nichts über die Objekte. Die Wissenschaft allein reicht ebensowenig hin, unsere Grundsätze nach unserem besseren Wissen umzuformen, und unsere Kenntnisse zu praktischen Maximen zu erheben. Sie gibt uns nur die Materialien zur Weisheit; jener hingegen gewinnt unser Herz dafür, und verwandelt sie in unser Eigentum. . . .

[Einschluß]

Durchlauchtigster Prinz!

In meinem vorigen Briefe habe ich die beiden Extreme, Verwilderung und Erschlaffung, als die herrschenden Gebrechen des gegenwärtigen Zeitalters angegeben, und die Kultur des Geschmacks als das wirksamste Mittel vorgestellt, diesem doppelten Übel zu begegnen. Wie ein kultivierter Geschmack diese Wirkung leisten kann, das ist es, gnädigster Prinz, wovon der gegenwärtige Brief Sie

unterhalten wird; und ich beantworte diese Frage um so lieber, weil sie mir Gelegenheit gibt, ein Mißverständnis zu berichtigen, das nicht selten auch das Urteil philosophischer Köpfe über diesen Gegenstand irre leitet.

5 Es ist schon so oft wiederholt worden, daß ein verfeinertes Gefühl des Schönen Charakter und Sitten veredle, daß es vielleicht überflüssig scheint, diese Materie einer neuen Untersuchung zu unterwerfen. Man beruft sich auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Altertums, die der Schönheit bekanntlich auch 10 am meisten gehuldigt hat, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener barbarischen Völker, alter und neuer Zeit, die ihre Vernachlässigung des Geschmacks durch eine traurige Verwilderung büßen. Aber so sehr auch diese Erfahrungen zum Vorteil der schönen Künste zu sprechen scheinen, so fällt es dennoch zuweilen denkenden 15 Köpfen ein, entweder das Faktum zu leugnen, oder die Rechtmäßigkeit der Schlußfolge anzugreifen. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Verwilderung, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so günstig von jener Verfeinerung, die man an den gebildeten preiset. Ja, sie gehen so 20 weit, zu behaupten, daß der Gewinn das Opfer nicht wert sei. Schon im Altertum gab es Männer, die die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohltat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten des Geschmacks den Eintritt in ihre Republik zu verweigern.

25 Und in der Tat wird man kaum einen einzigen Fall in der Geschichte aufweisen können, wo ästhetische Kultur mit bürgerlicher Tugend und politischer Freiheit Hand in Hand gegangen wäre. Solange Griechenland seine Unabhängigkeit behauptete und unter seinen Bürgern Miltiaden, Aristiden und Epaminondasse 30 zählte, waren Geschmack und Kunst noch in ihrer Kindheit; als unter Perikles und Alexandern das goldene Alter der Künste erschien, war es vorbei mit Griechenlands Tugend und Freiheit. Die Römer, wissen wir, mußten sich erst unter das Joch der Julischen Familie beugen, ehe sie die griechische Kunst adoptierten und 35 den sanften Einfluß der Grazien und Musen empfanden. Auch den Arabern ging die Morgenröte der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter der unumschränkten Herrschaft der Abbassiden erschlafft war. In dem neueren Italien erschien bekanntlich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der 40 republikanische Geist unterdrückt war, und der herrliche Lombardische Bund sich aufgelöst hatte. Ich darf Eure Durchlaucht nicht erst an das Beispiel Frankreichs erinnern, das die Epoche seiner Verfeinerung von der Epoche seiner völligen Unterjochung datiert,

und in der Person seines vierzehnten Ludwigs zugleich den Wiederhersteller des Geschmacks verehrt, und den furchtbarsten Unterdrücker seiner Freiheit verabscheut. Wo wir nur hinsehen in der Geschichte, finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, und die Kunst nur auf dem Grabe des Heroismus sich ihren Thron aufrichtet. 5

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, womit gewöhnlich die ästhetische Verfeinerung erkauft wird, die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, die kein anderer noch so großer Vorzug ersetzen kann. Wenn es also wirklich an 10 dem wäre, daß die Kultur des Geschmacks notwendig damit erkauft werden müßte, so hätte man in der Tat großes Unrecht, die ästhetische Kultur als das Werkzeug zu betrachten, wodurch die sittliche befördert wird. Auf diesen erschlaffenden Einfluß des Schönen berufen sich gewöhnlich auch die Verächter desselben, um 15 die Künste des Geschmacks als die schlimmsten Feinde der Menschheit zu verschreien, und diese Beschuldigung wird nur allzuoft durch den Geist der Frivolität, Oberflächlichkeit, Willkürlichkeit und Spielerei gerechtfertigt, der die Liebhaber des Schönen sowohl im Denken als Handeln zu charakterisieren pflegt. Die schöne Welt 20 im Gegenteil setzt den wohltätigen Einfluß der Schönheitsgefühle vorzugsweise in diese ihre schmelzende Kraft,

Scilicet ingenium placida mollitur ab arte

und an einem anderen Ort:

— Didicisse fideliter artes 25
Emollit mores nec sinit esse feros.

und zum Beweis davon läßt sie uns den barbarischen Geschmack und die Rohigkeit bemerken, wodurch sich die Grazien an ihren Feinden zu rächen pflegen. Vielleicht haben beide Teile nicht so ganz unrecht, und es ist der Mühe nicht unwert, den Grund eines 30 Streits aufzudecken, der zwei gleich achtungswürdige Parteien, die gelehrte und die schöne Welt, schon solange verhindert hat, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der Grund dieses Widerspruchs liegt augenscheinlich in der gemischten Natur des Menschen, und in dem doppelten Bedürfnis, 35 das daraus herfließt. Beide Parteien streiten bloß deswegen, weil jede ein anderes Bedürfnis der Menschheit vor Augen hat, und sie haben bloß darin unrecht, daß jede ausschließend nur auf ein einziges Bedürfnis achtet. Der ganze Widerspruch löst sich auf, sobald wir seine Quelle entdeckt haben werden. 40

Der Mensch, als sinnliches Wesen, wird durch Triebe geleitet, die ohne Aufhören geschäftig sind, seine rationale Freiheit zu

unterdrücken, d. i. ihn des Vermögens zu berauben, sich nach Grundsätzen zu bestimmen. Diese blinde Macht der Natur in ihm, diese bloß *sinnliche Energie* darf nicht nur, sondern muß gebrochen werden, und eine Erschlaffung in diesem Sinn ist ein notwendiger großer Schritt zur Kultur. Der erschlaffende Einfluß des Schönen ist also unstreitig eine Wohltat, *insofern er sich nur an der Sinnlichkeit äußert*; und die Verfechter des Schönen haben vollkommen recht, solange sie nur den rohen Naturmenschen oder die rohe Natur in dem kultivierten vor Augen haben.

Aber diese Erschlaffung der Sinnlichkeit, welche das Schöne bewirken soll, und die Würde des Menschen erheischt, darf nicht von sinnlichem Kraftmangel und Erschöpfung herrühren, sondern die Selbsttätigkeit des Geistes muß ihre Quelle sein, und die Freiheit der Vernunft muß der Macht der Naturtriebe Grenzen setzen. Diese Schmelzung und Erschlaffung, welche der Dichter meint, ist keine Wirkung der Schwäche, welche nur Verachtung verdiente; sie ist die Wirkung einer höheren und geistigen Tätigkeit, sie ist eine Handlung des Geistes. Nur an den Geist darf der Sinn verlieren.

Die erschlaffende Wirkung des Schönen hört also auf, wohltätig zu sein, und wird verderblich, *sobald sie sich an der Geistigkeit äußert*, und die Verächter desselben haben also vollkommen recht, ihm aus dieser Eigenschaft einen Vorwurf zu machen, sobald sie dieselbe auf den rationalen Menschen anwenden.

Der sinnliche Mensch kann nicht genug aufgelöst, der rationale nicht genug angespannt werden, und alles, was zur Kultur der Menschlichkeit getan werden kann, läuft auf diese Regel hinaus: „die sinnliche Energie durch die geistige zu beschränken."

Wenn also die ästhetische Bildung diesem doppelten Bedürfnis begegnet, wenn sie *auf der einen Seite* die rohe Gewalt der Natur entwaffnet und die Tierheit erschlafft, wenn sie *auf der anderen* die selbsttätige Vernunftkraft weckt und den Geist wehrhaft macht, *so* (und auch nur *so*) ist sie geschickt, ein Werkzeug zur sittlichen Bildung abzugeben. Diese doppelte Wirkung ist es, die ich von der schönen Kultur unnachlaßlich fordere, und wozu sie auch im Schönen und Erhabenen die nötigen Werkzeuge findet.

Vermittelst des Schönen arbeitet sie der Verwilderung, vermittelst des Erhabenen der Erschlaffung entgegen, und nur das genaueste Gleichgewicht beider Empfindungsarten vollendet den Geschmack. Die bloße Empfänglichkeit für das Erhabene reicht bei weitem nicht hin, den Menschen aus dem Stand der Wildheit zu reißen, und ebensowenig kann eine einseitige Richtung des Geschmacks zu dem Schönen ihn vor Weichlichkeit schützen. Vielmehr

lehrt die Erfahrung, daß die erhabene Anspannung des Gemüts, wo keine Schönheitsgefühle sie mildern, eine gewisse Härte, ja oft sogar Roheit begünstigt, und daß im Gegenteil die Hinschmelzung des Gemüts bei dem Schönen, wo das Erhabene nicht entgegenarbeitet, zuletzt in Entnervung ausartet. Denn eben, weil die Wirkung des Erhabenen ist, das Gemüt zu spannen und seine Schnelligkeit zu vermehren, so geschieht es nur allzu leicht, daß mit dem Charakter auch die Affekte erstarken, und die sinnliche Natur an einem Kraftgewinne teil nimmt, der nur der geistigen gelten sollte; daher findet man in den heroischen Weltaltern die erhabensten Tugenden oft mit den rohesten Lastern gepaart. Und weil die Wirkung des Schönen ist, das Gemüt aufzulösen, so geschieht es ebenso leicht, daß mit der rohen Energie der Affekte auch zuletzt der Charakter schmilzt, und die geistige Natur an einer Abspannung teilnimmt, die nur der sinnlichen gelten sollte; daher findet man in den verfeinerten Weltaltern das zärteste Gefühl für Harmonie, Schönheit und Ordnung nicht selten mit der schändlichsten Entwürdigung des Charakters gepaart.

Für den Menschen aus der Hand der Natur ist also nicht sowohl das Erhabene als das Schöne Bedürfnis; denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für die Reize der Schönheit anfängt, empfindlich zu werden. Für den Menschen aus der Hand der Kunst ist hingegen das Erhabene Bedürfnis, denn nur allzugerne verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Durch diese Unterscheidung, gnädigster Prinz, die mir auf Vernunft und Erfahrung gegründet scheint, wird, wie ich glaube, die Mißhelligkeit gehoben, die man in den Urteilen der Menschen über den Wert der ästhetischen Kultur und ihren Zusammenhang mit der sittlichen antrifft, und zugleich wird dadurch der Gesichtspunkt eröffnet, aus welchem das Verhältnis des Geschmacks und der Künste zu der Menschheit im ganzen gewürdigt werden muß. Ich habe also die doppelte Behauptung zu rechtfertigen: erstlich: daß es das Schöne sei, was den rohen Sohn der Natur verfeinert und den bloß sensualen Menschen zu einem rationalen erziehen hilft; zweitens: daß es das Erhabene sei, was die Nachteile der schönen Erziehung verbessert, dem verfeinerten Kunstmenschen Federkraft erteilt und mit den Vorzügen der Verfeinerung die Tugenden der Wildheit vereinbart.

Wenn Eure Durchlaucht mich jetzt eine Zeitlang vielleicht zu dogmatisch finden, so vergeben Sie es für diesmal dem Inhalt, der nicht wohl eine freiere Behandlung zuläßt, ohne an Bündigkeit, worauf es hier vorzüglich ankommt, zu verlieren. Vielleicht

gelingt es mir, die schwerfälligere Form durch das Interesse des Stoffs wieder gutzumachen und Ihren reinen Wahrheitssinn desto eher zu befriedigen, je weniger ich Ihre Einbildungskraft zu bestechen suche.

5 Die Schönheit, habe ich gesagt, hilft die Anlage zur Rationalität in dem sensualen Menschen entwickeln. Der Mensch nämlich ist seiner doppelten Bestimmung gemäß mit einer doppelten Anlage ausgestattet. Die Natur bestimmt ihn, zu empfinden und unmittelbar aus Empfindung zu handeln. Die Vernunft be-
10 stimmt ihn, zu denken und unmittelbar aus reinem Denken zu handeln.

In der Natur (darunter verstehe ich den Kausal- und Finalzusammenhang der Dinge) soll der Mensch sich als eine Kraft beweisen und der Grund gewisser Wirkungen sein. Das ist, über-
15 haupt gesprochen, seine Naturbestimmung. Der Zweck der Natur mit ihm ist also nicht er selbst, sondern seine Wirkungen. Seinen Naturzweck erfüllt er vollkommen schon durch den Inhalt oder das Materiale seines Handelns, wie es auch um den Bestimmungsgrund oder das Formale dieses Handelns stehen möge. Weil
20 es für den Zusammenhang der Dinge notwendig ist, daß etwas Bestimmtes durch ihn geschehe, wie dieses geschehe, aber für den Naturzweck vollkommen gleichgültig ist, so hat die Natur ihre Zwecke mit ihm dadurch gesichert, daß sie ihm durch Empfindungen vorschrieb, was er wirken soll, und ihn also seine
25 physische Bestimmung auch bloß physisch und als bloße Naturkraft erfüllen läßt.

Alle Naturkräfte nämlich sind leidende Kräfte; sie wirken bloß, je nachdem auf sie gewirkt wird: und der Mensch ist also da, wo er unmittelbar aus Empfindung handelt und was dieses
30 Handeln betrifft, bloß ein leidendes Glied in der Verkettung der Dinge. Die Natur treibt die Masse durch die Gravitation, das Organ durch die Vegetation, das vernunftlose und vernünftige Tier durch Begehrungskraft und Empfindung.

Dies gilt ohne Unterschied von jeder Tätigkeit des Menschen,
35 die sich auf ein vorhergegangenes Bedürfnis bezieht. Er erfüllt in allen solchen Fällen bloß einen physischen Zweck, und erfüllt ihn bloß als eine physische Kraft, wie hyperphysisch auch dasjenige sein möge, was dieses Bedürfnis in ihm entstehen ließ.

Selbst die sogenannten moralischen Empfindungen, welche aus
40 Gedanken entspringen und in dem vernünftigen Teil unseres Wesens gegründet sind, sind davon nicht ausgeschlossen. Als Empfindungen sind sie bloß Affektionen der leidenden Kraft, und bloße Mittel der Natur, wodurch dieselbe gewisse physische Zwecke

wie z. B. Aufmunterung zur Tätigkeit, gesellschaftliche Verbindungen, gegenseitige Hilfleistung und dergleichen befördert. Wo wir unmittelbar aus diesen Empfindungen agieren, da handelt eigentlich die Natur, und nicht wir als Personen. Und weil die Natur selbst von der Tugend nichts als ihre physischen Folgen 5 braucht, so wird sie gleich gut bedient, wenn diese physische Folgen auch durch etwas anderes als Tugend herbeigeführt werden. Auch kann die Natur, da ihre Zwecke pressieren, nicht auf unsere moralische Ausbildung warten (weil sie da lange warten müßte) daher sie den sicheren und kürzeren Weg erwählt, und dasjenige selbst, 10 d. i. durch unsere leidende Kraft, verrichtet, was sie von uns, nämlich unserer tätigen Kraft, nicht mit Sicherheit erwarten kann. Mit anderen Worten: die Natur regiert uns ebenso durch moralische Empfindungen als durch sinnliche Gefühle und hat das Menschengeschlecht schon Jahrtausende dadurch regiert. Sie kann es, 15 weil ihr nur an dem Effekt, nicht an dem moralischen Wert unseres Handelns liegt; sie muß es, weil sie ihre Zwecke nicht so lange suspendieren kann, bis wir sie aus Grundsatz erfüllen helfen.

Indessen, gnädigster Prinz, möchte ich nicht gerne so ver- 20 standen sein, als ob ich von allem demjenigen geringschätzig dächte, was der Mensch nicht aus Grundsatz vollbringt, oder gar die moralische Empfindsamkeit aus dem menschlichen Herzen verbannet wünschte. Von dieser Paradoxie bin ich vielmehr so weit entfernt, daß ich diese schöne Fähigkeit des Gemüts, durch Ideen von Ord- 25 nung, Harmonie und Vollkommenheit affiziert zu werden, als eine herrliche Anstalt der Natur bewundere, und den Menschen, dem sie mangelt, niemals liebgewinnen kann. Die moralische Empfindsamkeit ist mir die wirksamste Feder in dem großen Uhrwerk der Menschheit; aber — muß ich ausdrücklich hinzusetzen — 30 aber auch nur außen in dem Uhrwerk, wo die Naturnotwendigkeit waltet, nicht in unserem Innern selbst, wo die Freiheit regiert. Ich kann nicht umhin, den Menschen, der sie besitzt, als ein edleres Naturwesen zu betrachten, aber seiner Person kann ich kein Verdienst daraus machen. Um ihn als Vernunftwesen hoch 35 zu achten, muß ich mich vorher überzeugt haben, daß er ebenso uneigennützig, standhaft und gerecht handeln würde, wenn diese Tugenden auch nicht den Reiz für ihn hätten, den sie wirklich haben, und ihre Ausübung ihm ebensoviel Überwindung kostete, als sie ihm jetzt Vergnügen macht. 40

Man hat also unrecht, auf die verschiedene Art der Empfindungen, welche bei menschlichen Handlungen im Spiele sind, einen moralischen Unterschied dieser Handlungen zu gründen.

Es ist niemals die ihr zum Grund liegende Empfindungsweise, was eine Handlung als sittlich und nicht sittlich charakterisiert; denn was unmittelbar aus Empfindung geschieht, geschieht schlechterdings und überall physisch, und wird durch die Natur vorge-
5 schrieben. Der innere Sinn oder das Vermögen, sich selbst durch Gedanken zu affizieren, spezifiziert den Menschen bloß als eine verständige Tierart und als ein edleres Sinnenwesen; aber nur seine Rationalität oder das Vermögen, nach reinem Denken zu handeln, kann ihn generisch von dem Tier unterscheiden.
10 Es mag also etwas noch so Geistiges sein, was ihn in Empfindung versetzt; sobald er unmittelbar durch diese Empfindung bestimmt wird, so bestimmt er sich bloß als ein verständiges Tier: denn Tier heißt alles, was so handelt, weil es so empfindet.

Ich fahre in meiner Untersuchung fort, und bitte nochmals
15 um Ihre Nachsicht, gnädigster Prinz, wegen der dogmatischen Wendung, die sie genommen hat.

So wie die physische Weltordnung bloß das Materiale meines Wirkens beabsichtet, ohne nach der Form oder dem Bestimmungsgrund desselben zu fragen, so nimmt die moralische
20 Weltordnung bloß auf das letztere Rücksicht und abstrahiert ganz und gar von dem Inhalt meines Handelns, um sich bloß an die Form zu halten. Meine Naturbestimmung war, mich im Zusammenhang der Kräfte als eine Kraft zu beweisen und der Grund gewisser Wirkungen zu sein. Meine Vernunftbestimmung
25 ist, mich als eine unabhängige und absolute Kraft zu beweisen, deren Wirkung auf kein Leiden gegründet, sondern durchaus frei aus ihr selbst hervorgegangen und reine Selbstbestimmung ist.

Hier also, in der moralischen Weltordnung, kommt nicht mein Effekt und mein Produkt, sondern der produzierende Grund in
30 mir, meine Gesinnung, in Betrachtung. Meine Vernunftbestimmung personifiziert mich, da die Natur mich bloß als eine Sache und als ihr Mittel behandelt. Der Naturzweck mit mir geht durch mich hindurch und über mich hinaus; der Zweck der Vernunft mit mir steht bei meiner Persönlichkeit stille und macht
35 mich zu seinem Mittelpunkt.

Da es nun meine Vernunftbestimmung als notwendig mit sich bringt, daß ich mich unabhängig von allen äußeren Bedingungen aus mir selbst bestimme, dabei aber für diese meine Bestimmung völlig gleichgültig ist, wie meine Handlung in der
40 Sinnenwelt ausschlage, so kann mir die Natur meine Tätigkeit nicht mehr durch Empfindungen vorschreiben, sondern diese muß unabhängig und frei aus reinen Erkenntnissen fließen.

Nur wo ich aus reiner Erkenntnis handle, beweise ich eine

absolut freie Tätigkeit. Um empfinden zu können, muß ich etwas außer mir setzen, wodurch mein Zustand bestimmt wird; ich bedarf. Nicht so, wenn ich denke oder erkenne; denn ob ich gleich meine höchste Denkfähigkeit nie anders, als an einem Stoff, der zuletzt immer von außen kommen muß, äußern kann, so ent- 5 springt sie doch nicht aus dem Stoffe, sondern wird nur an demselben sichtbar. Der Gedanke ist eine Operation, die ich mit einem Gedankenstoff vornehme, die Empfindung ist eine Passion, die ich von einem Stoffe erleide. Bestimmt mich also eine Empfindung zum Handeln, so liegt der Grund meiner Tätigkeit außer 10 mir, und ich empfange das Gesetz. Bestimmt mich hingegen eine Erkenntnis zum Handeln, so liegt der Grund meiner Tätigkeit in mir, und ich gebe mir das Gesetz. Die Sensualität ist also ein Zustand der Abhängigkeit, die Rationalität ist ein Zustand der Freiheit. 15

Und von dieser Dienstbarkeit der Natur soll ich mich aufrichten zur Würde der Geister, zur Menschheit, zur Gottheit. Meine sittliche Bestimmung verlangt schlechterdings, daß ich von aller Empfindung zu abstrahieren vermögend sei, sobald die Vernunft, als höchste Gesetzgeberin, es gebietet. Aber ich bin weit 20 früher ein Sinnenwesen, als ich mich als eine Intelligenz kennen lerne; und obgleich die Vernunft in mir moralisch das Vorrecht hat, so hat die Natur in mir doch physisch den Vorsprung. Ehe der selbsttätige Geist seine Kräfte prüft, hat der Trieb seine Herrschaft befestigt. Und doch soll ich, sobald die moralische Er- 25 kenntnis erwacht, meine lange Gewohnheit verlassen, und eine Kraft, die ich nie geübt, derjenigen entgegensetzen, die bisher allein in mir tätig war. Wie werde ich nun von dieser sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit einen Übergang finden? 30

Könnte mir in diesem geistigen Akt auch nur im geringsten die Fertigkeit etwas helfen, die ich bei meinem sinnlichen Wirken erlangte, könnte ich von der Natur einen Beistand dabei erwarten, so wäre der Übergang nicht schwer. Aber eben darin besteht ja die rationale Freiheit des Handelns, daß aller Natureinfluß 35 aufhöre, und von allem, was sinnlich ist, ganz und gar abstrahiert werde. Der Materie darf schlechterdings nicht gestattet werden, sich in die reine Gesetzgebung der Vernunft einzumischen, wenn der Begriff einer reinen Gesetzgebung nicht aufgehoben werden soll; also bleibt nichts anderes übrig, um einen Übergang möglich 40 zu machen, als daß die Selbsttätigkeit der Vernunft an den Geschäften der Sinnlichkeit teil nehme. Wenn sich das sittliche Verfahren des Gemüts nicht sensualisieren läßt, so muß sich das

sinnliche Verfahren rationalisieren lassen. Mit einem Wort: Wenn die Materie zu dem Geist nicht hinaufsteigen kann und darf, so bleibt nichts übrig, als daß der Geist zur Materie heruntersteige.

Es ist nämlich schlechterdings notwendig, daß der Mensch da, 5 wo er sich als Intelligenz zu legitimieren hat, reine Selbsttätigkeit beweise; aber es ist nicht schlechterdings notwendig, daß er da, wo er als Sinnenwesen handelt, nur als ein solches handle und sich bloß leidend verhalte. Im Gegenteil, so sehr es den Menschen schändet, dasjenige durch die leidende Kraft zu verrichten, 10 was er durch die tätige vollbracht haben sollte, so sehr ehrt und erhebt es ihn, dasjenige mit Zuziehung der tätigen Kraft zu tun, was gemeine Seelen nur durch die leidende verrichten. Meine Achtung gegen einen Menschen sinkt, sobald ich ihn da, wo die Pflicht ganz ausdrücklich spricht, materielle Antriebe (und wenn 15 es selbst Religionsgründe wären) zu Hilfe nehmen sehe. Meine Achtung gegen denjenigen steigt, der da Geschmack beweist, wo ein anderer bloß ein Bedürfnis befriedigt.

Also schon im Gebiet der Empfindungen muß der selbsttätige Geist in uns seine Wirksamkeit eröffnen, und eine Kraft, welche 20 sich nachher im moralischen Gebiete in vollkommener Reinigkeit äußern soll, schon bei sinnlichen Verrichtungen anspielen und in Übung setzen. Wir können also drei verschiedene Epochen oder Grade, wenn man will, bemerken, die der Mensch zu durchwandern hat, ehe er das ist, wozu Natur und Vernunft ihn bestimmten.

25 Auf der ersten Stufe ist er nichts als eine leidende Kraft. Er empfindet hier bloß, was die Natur außer ihm ihn empfinden lassen will, und bestimmt sich bloß, je nachdem er empfindet. Er empfindet Lust, weil ihm von außen Stoff gegeben wird, und Unlust bloß, weil ihm nicht gegeben oder weil ihm genommen 30 wird. Entweder stürzt er auf die Gegenstände und will sie an sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände stürzen feindlich auf ihn, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In dieser drückenden Dependenz von Naturbedingungen vegetiert der Mensch, bis, auf der zweiten Stufe, die Betrachtung ihn frei macht.

35 Das Wohlgefallen der Betrachtung ist das erste liberale Verhältnis des Menschen gegen die ihn umgebende Natur. Wenn das Bedürfnis seinen Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne. Die Begierde zerstört ihren Gegenstand, die Betrachtung berührt ihn nicht. Die Natur-40 kräfte, welche vorher drückend und beängstigend auf den Sklaven der Sinnlichkeit eindrangen, weichen bei der freien Kontemplation zurück, und es wird Raum zwischen dem Menschen und den Erscheinungen. Wenn sich der grobe Schwelger am Anblick einer

weiblichen Schönheit weidet, so zielt er dabei immer (wenn auch nicht wirklich, doch gewiß in der Einbildung) nach Besitz, nach unmittelbarem Genuß. Wenn sich der Mann von Geschmack an diesem Anblick ergötzt, so genügt ihm an der bloßen Betrachtung. Von dem Objekte selbst will er nichts, und mit der bloßen Vor- 5 stellung zufrieden, bleibt er gleichgültig gegen die Existenz desselben; wenigstens hat sein Vergnügen mit der letzteren nichts zu tun.

Ich verhalte mich zwar auch bei Empfindungen der Schönheit leidend, wie bei ganz materiellen Vergnügungen, insofern ich 10 den Eindruck der einen wie der anderen von außen empfange und dieser Eindruck mich in den Zustand der Lust versetzt. Aber die Lust an diesem Eindruck empfange ich, bei dem schönen Gegenstande, nicht von außen, es ist nicht der materielle Eindruck auf mein Empfindungsvermögen, sondern eine dazwischentretende 15 tätige Operation meiner Seele, nämlich die Reflexion darüber, was mich in den Zustand der Lust versetzt. Das materielle Vergnügen entspringt unmittelbar aus dem Stoff, den ich empfange, das ästhetische Wohlgefallen entspringt aus der Form, die ich einem empfangenen Stoff erteile. Ich ergötze mich an dem Angenehmen, 20 weil es mir Gelegenheit gibt, etwas zu erleiden, ich ergötze mich an dem Schönen, weil es mir Gelegenheit gibt, etwas zu tun.

Das Wohlgefallen der freien Betrachtung übt mich also, Gegenstände nicht mehr bloß auf meinen physischen Zustand und 25 auf meine leidende Kraft, sondern unmittelbar auf meine Vernunft zu beziehen, und mein leidendes Vermögen mittelbar durch das tätige zu affizieren. Ich verhalte mich zwar leidend, insofern ich empfinde, aber ich empfinde nur, weil ich tätig war. Ich empfange zwar, aber ich empfange nicht von dem Naturmechanismus, sondern 30 von der denkenden Kraft.

Ich habe also bei dem Wohlgefallen der freien Betrachtung meine Rationalität eröffnet, ohne meine Sensualität abgelegt zu haben. Ich habe die wichtige Erfahrung gemacht, daß ich mehr bin und mehr in mir habe, als eine bloß leidende Kraft, und 35 diese höhere Kraft habe ich zu üben angefangen. Anfangs war ich nichts, als ein Instrument, auf dem die physische Notwendigkeit spielte. Weil auf mich gewirkt wurde, empfand ich; weil ich empfand, so begehrte ich. Hier also waren Ursache und Wirkung physisch. Jetzt auf der zweiten Stufe mische ich mich selbst, als 40 ein freies Prinzipium und als Person, in meinen Zustand. Ich erleide zwar noch, denn ich empfinde, aber ich erleide, weil ich handelte. Hier ist also zwar die Wirkung (die Empfindung), aber

nicht die Ursache dieser Empfindung physisch. Es ist kein Stoff von außen, sondern ein Stoff von innen, eine Vernunftidee, was mein Gefühlsvermögen affiziert. Noch eine Stufe weiter, und ich handle, weil ich handelte, d. i. ich will, weil ich erkannte. Ich
5 erhebe Begriffe zu Ideen und Ideen zu praktischen Maximen. Hier auf der dritten Stufe lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück, und ich habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben.

(Der Gemeinspruch, daß die Extreme sich berühren, hat auch hier seine volle Gültigkeit, denn sobald wir von ihrem Inhalt
10 abstrahieren, folgen beide entgegengesetzte Gemütsverfassungen, der Zustand der höchsten Abhängigkeit und der Zustand der höchsten Freiheit völlig derselben Regel. Der ganz sensuelle und der ganz rationelle Mensch haben miteinander gemein, daß beide sich unmittelbar, jener aus Empfindung, dieser aus reiner Erkenntnis
15 bestimmen. Dieselbe Rigidität, womit die Natur dem Sklaven der Sinne gebietet, übt das Sittengesetz gegen den moralischen Willen aus; dieselbe Laxität, welche sich der sinnliche Mensch gegen die Gesetze der Geister erlaubt, gebietet die Vernunft dem sittlichen Menschen gegen die Gesetze der Natur. Recht oder
20 Unrecht — ich muß genießen, sagt die Leidenschaft. „Fiat justitia et pereat mundus" sagt die Pflicht.)

Durch das Empfindungsvermögen des Schönen wird also ein Band der Vereinigung zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen geflochten und das Gemüt von dem Zustand des
25 bloßen Leidens zu der unbedingten Selbsttätigkeit der Vernunft vorbereitet. Die Freiheit der Geister wird bei dem Schönen in die Sinnenwelt eingeführt, und die reine dämonische Flamme läßt hier (wenn Sie mir die Metapher erlauben wollen) auf dem Spiegel der Materie, wie der Tag auf den Morgenwolken,
30 ihre ätherischen Farben spielen.

Ich erinnere mich hier einer Stelle aus meinem Gedicht, die Künstler, die (ich weiß nicht mehr, warum?) einer anderen aufgeopfert worden ist. Sie mag hier als eine Ruine stehen bleiben:

35 Wie mit Glanz sich die Gewölke malen
Und des Bergs besonnter Gipfel brennt,
Eh' sie selbst, die Königin der Strahlen,
Leuchtend aufzieht an dem Firmament,
Tanzt der Schönheit leichtgeschürzte Hore
40 Der Erkenntnis goldnem Tag voran,
Und die jüngste aus dem Sternenchore
Öffnet sie des Lichtes Bahn.

Vierter Brief.

Ludwigsburg, den 21. Nov. 1793.

Durchlauchtigster Prinz!

Ehe ich die angefangene Materie verlasse, so verstatten Sie mir, was ich bisher bloß theoretisch ausführte, auch historisch zu erweisen. Ich versetze mich in Gedanken in die Urwelt zurück, und folge der jugendlichen Menschheit auf ihren ersten Schritten zur Humanisierung.

Was war der Mensch, ehe die seelenbildende Kunst ihre Hand an ihn legte? Der trotzigste Egoist unter allen Tiergattungen, und bei aller Anlage zur Freiheit der abhängigste Sinnensklave. Er sorgte bloß für sich selbst und schätzte nichts, als was seine rohen Begierden stillte. Die schöne Natur breitete umsonst ihre Herrlichkeiten vor ihm aus. Er sah nichts in ihr als eine Beute, über welche seine Begehrlichkeit herstürzen konnte. Er betrachtete sie bloß mit dem gierigen Blick eines Räubers, wenn sie ihm ihren Reichtum zur Schau ausstellte, und bloß mit dem knechtischen Blick eines Missetäters, wenn sie in Gewittern, Erdbeben, Überschwemmungen ihre Größe und Macht blicken ließ. Ohne eine Wahl anzustellen, trachtete er bloß nach unmittelbarer Befriedigung. Der Geschlechtstrieb war das einzige Band, das ihn an seine Gattin fesselte, und die Befriedigung dieses Triebes die einzige Forderung, die er an sie machte. Bei seiner Bekleidung, seinen Gerätschaften, seiner Wohnung sah er bloß auf das Notwendige. Eine Höhle genügte ihm, um ihn vor dem Grimm wilder Tiere und der Witterung zu schützen. Gebrach es an dieser, so machte er sich eine künstliche von Baumzweigen oder Steinen; so kümmerlich sie auch ausfallen mochte, der Not war sie schön genug. So trotzig er sich gegen die Ohnmacht bewies, so verzagt war er gegen die Übermacht. Alles, was er überwältigen konnte, nahm er als Eigentum in Anspruch; alles, womit seine Stärke sich nicht zu messen wagte, war ihm ein feindliches Wesen, das gegen ihn bewaffnet war; so legte er in alles, was ihm vorkam, die mörderische Selbstsucht, die seine eigene Brust beseelte.

So elend erscheint uns die Menschheit auf ihrer untersten Stufe. So finden wir die alten Pelasger im Thucydides, und neuere Weltentdecker haben die Schilderung des Griechen bei vielen Völkern der Südsee und des nördlichen Asiens bestätigt gefunden.

Ich verlasse dieses niederschlagende Bild, um Ihnen, gnädigster Prinz, ein fröhlicheres vorzuführen. Was war es für ein Phänomen, welches die anfangende Humanisierung bei diesen wilden Stämmen verkündigte? So viele historische Annalen wir

auch zu Rat ziehen mögen, ist es bei allen Völkern dasselbe Phänomen: die Liebe zum Putz.

Der Wilde hört auf, sich mit dem Notwendigen zu begnügen; er verlangt, daß es noch eine Eigenschaft mehr besitze, und zwar 5 eine Eigenschaft, die nicht mehr seinen tierischen Trieb, sondern ein Bedürfnis von besserer Abkunft befriedigt. Diese Eigenschaft ist das Schöne. Freilich nur schön für seinen barbarischen Geschmack, aber hier kommt es ja nicht auf den Inhalt, sondern bloß auf die Form des Urteilens an, und mit dieser ist 10 eine Veränderung vorgegangen. Es gründet sich nicht mehr auf die unmittelbare und materielle Empfindung, sondern auf die Reflexion, auf die freie Betrachtung. Auch das Häßliche, als schön beurteilt, beweißt schon die Tätigkeit eines freieren Vermögens, ein Wohlgefallen ohne Sinneninteresse, einen anfangen-15 den, wenn gleich noch so grotesken Geschmack.

Das Schöne des Wilden ist immer das Seltsame, das Schreiende, das Bunte. Er bildet groteske Figuren, liebt grelle Farben und eine gellende Musik. Aber da diese Eigenschaften sein materielles Wohlsein schlechterdings nicht verbessern können, 20 so muß man annehmen, daß er sie auf seine Denkkraft bezieht und sie nicht darum schätzt, weil er unmittelbar etwas Angenehmes dabei erleidet, sondern weil sie ihn mittelbar, als Anlässe zur Tätigkeit, rühren. Sie gehören also in subjektivem Sinn allerdings zur Familie des Schönen, wie sehr sie auch, in objektiver 25 Rücksicht, davon ausgeschlossen sind. Sie gefallen seinem inneren Sinn, weil sie ihm eine Tätigkeit des Verstandes zu empfinden geben.

Jetzt fängt auch der Wilde an, auf den Eindruck acht zu haben, den er auf andere macht. Er will gefallen. Schon 30 diese einzige Regung macht ihn zum Menschen. Dieses Bedürfnis könnte er nicht haben, wenn er nicht angefangen hätte, aus dem engen Kreis der Notwendigkeit herauszutreten und für den Wert der Dinge einen anderen Maßstab zu gebrauchen, als die Beziehung auf sinnlichen Genuß. Alles was er besitzt, muß 35 jetzt neben dem Dienst, wozu es da ist, noch eine Forderung erfüllen: Es muß ausgezeichnet sein und in die Augen fallen; denn so pflegt sich der erste Geschmack anzukündigen. Er, der auf der ersten Stufe vorliebnahm, fängt an zu wählen, und was ihn bei dieser Wahl leitet, ist mehr wert als seine ganze vorige 40 Existenz. Jetzt sucht sich der alte Germanier schönere Tierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkgeschirre aus, und der Nordkaledonier läßt bei seinen Festen die buntesten Muscheln kreisen. Selbst die Waffen sollen jetzt nicht mehr bloße Gegenstände des

Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens sein. Das rauhe Feldgeschrei fängt an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen.

Nicht zufrieden, das Notwendigere zu verschönern, macht sich der menschgewordene Wilde das Schöne, auch schon der bloßen Schönheit wegen, zum Zweck und will gewisse Dinge, bloß um dieses Zwecks willen, haben. Er schmückt sich. Die Gegenstände seiner Begierde wachsen, die Zahl seiner Güter mehrt sich, bis die künstlichen Bedürfnisse die natürlichen übersteigen. Der bloße Nutzen ist schon eine zu enge Grenze für seine erweiterten Neigungen. Wie er seine Haare mit Federn, seinen Hals mit Korallen ziert, wie er sogar an seinem eigenen Körper künstelt und seine natürliche Gestalt, in der Absicht sie zu verschönern, bis zum Abscheulichen entstellt, ebenso führt er in sein gesellschaftliches Betragen und in seine Sitten Schnörkel und Verzierungen ein und gefällt sich, über die bloße Zweckmäßigkeit hinauszugehen, um den erwachten Trieb nach freiem Vergnügen zu befriedigen. Wie sehr auch alle diese ersten Versuche, als Entfernungen von der Einfalt der Natur, ins Abenteuerliche, Abgeschmackte und Widersinnige fallen, so sind sie doch eben deswegen, weil es Entfernungen von der Natur sind, Wirkungen eines freieren Bildungsvermögens, und daher, als die erste Anmeldung der Vernunftfreiheit, eines Grades von Achtung wert. Sie beweisen uns, daß der einzelne Mensch und das Volk, bei denen wir sie antreffen, die Epoche der gänzlichen Unmündigkeit und des bloßen Naturregiments überstanden haben; daß sie nicht mehr Wilde, sondern Barbaren sind; denn Wildheit ist ganz unentwickelte, Barbarei falsch entwickelte Menschheit.

An dem Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern wird jetzt eine sehr vorteilhafte Veränderung sichtbar. Es ist nicht mehr der blinde Drang der Natur allein, was die Geschlechter einander näher bringt. Reize werden von dem Weibe, Verdienst von dem Manne gefordert, und die Schönheit ist der Tapferkeit Preis. Freiheit äußert sich bei dem Geschäft des Instinkts, und da der Instinkt sonst ganz ohne Wahl handelt, so dient diese Freiheitsäußerung zum untrüglichen Beweis, daß etwas Höheres als die Natur dabei tätig war.

Auch der gesellschaftliche Umgang gewinnt ein ganz anderes Ansehen. Abhängiger von der guten Meinung anderer, weil er zu gefallen wünscht, muß der rohe Egoist den Ungestüm seiner Affekte bezähmen und die Freiheit außer sich respektieren, weil er der Freiheit gefallen will. Solange er gegen andere nur in physischen Verhältnissen steht, kann er nur ein Objekt des selbstsüchtigen

Erhaltungstriebes, nie eines freien ästhetischen Urteils sein. Er muß also heraustreten aus dem feindseligen kriegerischen Stand der Natur und sich in einen Gegenstand der uneigennützigen und ruhigen Betrachtung verwandeln. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß er selbst zur milden Erscheinung wird, daß er anderen nicht als Feind gegenübersteht, daß er durch keine ungestüme Kraftäußerung ihre Selbstliebe aufschreckt, kurz, daß er andere nicht, gleich einem feindseligen Gestirn, in den Wirbel seines Daseins zieht, sondern sie, wie ein ferneleuchtender Stern, als bloße liebliche Vorstellung beschäftigt.

Nirgends aber offenbart sich die wohltätige Veränderung der Empfindungsart deutlicher, als in der heiteren und lachenden Gestalt, welche nach Erwachung des Schönheitstriebes Religionen und Sitten annehmen. Furcht ist der Geist aller Gottesverehrung, ehe der Geschmack die Gemüter in Freiheit setzt. Es ist bloß ihre Macht, wodurch sich Götter und Dämonen dem kindischen Alter der Menschheit verkündigen, und dem Sklaven der Bedürfnisse ist alles Mächtige zugleich schrecklich. Ein knechtisches Zagen ist seine Andacht, sein Gottesdienst ist finster und nicht selten fürchterlich. Sowie aber der Sinn für Schönheit erwacht und der verzagte Erhaltungstrieb nicht mehr ausschließend und allein den Maßstab der Beurteilung hergibt, so verbessern sich auch die Vorstellungen von den Göttern, und der Mensch fängt an, in ein edleres Verhältnis zu denselben zu treten. Weil sie nicht mehr als bloße Naturkräfte auf ihn stürmen, so gewinnt er Raum, sie mit dem ruhigen Blick der Betrachtung zu fixieren. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit erschreckt hatten, und überraschen ihn mit einem veredelten Bilde seiner selbst. Das göttliche Ungeheuer des Morgenländers, das bloß mit der blinden Stärke eines Raubtiers die Welt verwaltete, zieht sich in der griechischen Phantasie in die freundliche Form der Menschheit zusammen, und selbst der Vater der Götter muß seine plumpe Titanenkraft mit Schönheit vertauschen, um den Geschmack eines feineren Volks zu gewinnen, den nur die Form, nicht mehr die bloße Materie, befriedigen kann.

So unterwirft sich der Schönheit stille Macht nach und nach die rohe Natur, initiiert den Wilden zum Menschen und lehrt ihn, auch schon in seinem physischen Sklavenstande seine dämonische Freiheit versuchen. Aber ihre wohltätigen Wirkungen schränken sich nicht darauf ein, die Empfindungen zu vergeistigen, und dadurch die reine Geistigkeit von ferne vorzubereiten. Ihr Einfluß auf die letztere ist noch näher und unmittelbarer, denn selbst in seiner absolut freien Tätigkeit, im Geschäft der Erkenntnis und der Wahl,

leistet sie dem Geist gegen die widerstrebende Sinnlichkeit Beistand, ob ihr gleich an diesen Geschäften selbst kein positiver Anteil gestattet werden kann.

Die Erforschung der Wahrheit erfordert Abstraktion und strenge Gesetzmäßigkeit, wovor die Trägheit und Willkürlichkeit der Sinne 5 zurückbebt. Anspannung der Denkkraft gehört dazu, um die Form, worin allein die Wahrheit enthalten ist, von der Materie zu scheiden. Um also die sinnlichen Vermögen, die sich immer nur an die Materie halten, für die reine Tätigkeit der Vernunft zu gewinnen und ihren Widerstand zu besiegen, ist es nötig, Formen wieder in Materie 10 umzusetzen, Ideen in Anschauungen zu kleiden, und durch die Operationen der tätigen Kraft die leidende zu affizieren. Nur auf diese Art kann auch bei dem reinen Erkenntnisgeschäfte der Sinnlichkeit ein Gewinn abfallen, und die Arbeit mit Genuß, die Anstrengung mit Abspannung, die Tätigkeit mit Leiden abwechseln. 15

Dieses leistet der Geschmack im Vortrag der Wahrheit. Bei dem Schönen fängt die Vernunft an, in das willkürliche Spiel der Phantasie ihre Gesetzmäßigkeit zu mischen. Bei dem Schönen fangen Phantasie und Empfindungskraft an, einen edleren Stoff von der Vernunft zu empfangen, und bei der höheren Tätigkeit des Gemüts 20 interessiert zu werden. Das Schöne dient also nicht bloß dazu, die Sinne zur Denkkraft zu erheben und Spiel in Ernst zu verwandeln; es hilft auch umgekehrt, die Denkkraft zu den Sinnen herabzuziehen und Ernst in Spiel zu verwandeln. Das erste dieser beiden Verdienste erwirbt sich der Geschmack um den empfindenden, 25 das zweite um den denkenden Teil der Welt.

Zum Denken wird der Mensch, wenn nicht starke Triebfedern seine natürliche Trägheit überwinden, bekanntlich nur durch den Reiz des Genusses eingeladen, und dieser Genuß muß unmittelbar aus seiner Tätigkeit selbst, nicht aus den Folgen derselben 30 fließen. Diese erwarteten Folgen seiner Tätigkeit — sei es nun, daß sie wesentlich daraus fließen, wie die Einsicht aus dem Nachdenken, oder daß sie sich zufällig damit verbinden, wie etwa der Lohn mit der Arbeit oder der Ruhm mit der Geschicklichkeit — können niemals zu allgemein wirksamen Antrieben dienen, weil 35 es ja noch stets problematisch bleibt, ob wir eine Vorstellung davon haben, ob wir uns Hoffnung dazu machen, und ob wir einen Wert darauf legen. Und dann kann uns ein noch so großes Gut in der Erwartung, wenn es auch anlockend genug ist, uns zur Arbeit anzuspornen, doch die gegenwärtige Mühe der Anstrengung 40 nicht verbergen, noch das Gefühl eines Zwanges ersparen. Um dieses Gefühl völlig aus dem Gemüt zu verbannen, muß der Genuß so schnell mit der Anspannung wechseln, daß das Bewußtsein

beide Zustände kaum unterscheiden kann. Ein Meister in der guten Darstellung muß also die Geschicklichkeit besitzen, das Werk der Abstraktion augenblicklich in einen Stoff für die Phantasie zu verwandeln, Begriffe in Bilder umzusetzen, Schlüsse in Gefühle
5 aufzulösen und die strenge Gesetzmäßigkeit des Verstandes unter einem Scheine von Willkür zu verbergen.

In den wenigsten Fällen wirkt der Verstand logisch, nämlich mit deutlichem Bewußtsein der Regeln und Prinzipien, die ihn leiten; bei weitem in den meisten Fällen wirkt er ästhetisch,
10 und als eine Art von Takt, wie Eure Durchlaucht schon aus dem Sprachgebrauch ersehen, der in allen Sprachen für diese Verstandesgattung den Ausdruck Gemeinsinn einführte. Nicht als ob der Sinn jemals denken könnte; der Verstand wirkt hier ebensogut als bei dem schulgerechten Denker, nur daß die Regeln,
15 nach denen er verfährt, nicht im Bewußtsein festgehalten werden, und daß wir in einem solchen Fall nicht die Verstandsoperation selbst, nur ihre Wirkung auf unseren Zustand durch ein Gefühl der Lust oder Unlust erfahren. Ehe das Gemüt sich Zeit nimmt, sein eigener Zuschauer zu sein, und von seinem Verfahren sich
20 Rechenschaft zu geben, wird der innere Sinn affiziert, die Handlung geht in Leiden, der Gedanke in eine Empfindung über.

Für diesen Takt nun muß der Redner und Schriftsteller von Geschmack sein Werk ausführen, wiewohl er sehr unrecht tun würde, es bloß vermittelst eines solchen Takts zu erzeugen.
25 Führt er es hingegen auch für den logischen Verstand aus, wie er es durch denselben erdachte, so legt er jedem seiner Leser oder Zuhörer die Arbeit des Hervorbringens auf, die er doch allein hätte übernehmen sollen, er verweilt sie länger, als es dem Sinn gefallen kann, bei dem zwangvollen Zustand der Abstraktion, indem er den
30 weit beliebteren Zustand der Anschauung und Empfindung verzögert. Er übt also eine Art von Gewalt gegen sie aus und mißfällt, weil er die Freiheit beleidigt.

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, gnädigster Prinz, daß diesem Gesetz des Geschmacks nur Darstellungen unterworfen sind,
35 die auf Unterhaltung und Überredung abzwecken, nicht aber solche Werke, welche der strengen Prüfung ausdrücklich hingegeben werden und Überzeugung bewirken sollen. Diese letzteren sind von allen Anforderungen des Geschmacks nicht nur freigesprochen, sondern es streitet sogar mit ihrem Zwecke, daß sie in ästhetischer Rücksicht
40 vortrefflich sind; weil der Zustand des Genusses der Prüfung nicht günstig ist, und eine geschmackvolle Behandlung das logische Maschinenwerk versteckt, auf welches doch alle philosophische Überzeugung sich gründet. So würde Kants Kritik der Vernunft offen-

bar ein weniger vollkommenes Werk sein, wenn sie mit mehr Geschmack geschrieben wäre. Ein solcher Schriftsteller wird aber auch vernünftigerweise nicht erwarten, daß er Leser interessiere, die seinen Zweck nicht mit ihm teilen.

Wer hingegen allgemein gefallen will, den entschuldigt kein Stoff, er muß die Freiheit der Phantasie respektieren, er muß das logische Geräte verbergen, wodurch er den Verstand seines Lesers lenkt. Wenn der dogmatische Vortrag in geraden Linien und harten Ecken mit mathematischer Steifigkeit fortschreitet, so windet sich der schöne Vortrag in einer freien Wellenbewegung fort, ändert in jedem Punkt unmerklich seine Richtung und kehrt ebenso unmerklich zu derselben zurück. Der dogmatische Lehrer, könnte man sagen, zwingt uns seine Begriffe auf, der sokratische lockt sie aus uns heraus, der Redner und Dichter gibt uns Gelegenheit, sie mit scheinbarer Freiheit aus uns selbst zu erzeugen.

So wie ein geschmackvoller Vortrag zum Denken einladet und die Erkenntnis der Wahrheit befördern hilft, weil er selbst aus abstrakten Begriffen einen Stoff für die Sinnlichkeit bildet, so hilft der Geschmack auch selbst die Sittlichkeit des Handelns befördern, indem er die moralischen Vorschriften der Vernunft mit dem Interesse der Sinne in Übereinstimmung bringt, und das Ideal der Tugend in ein Objekt der Neigung verwandelt.

Aber hier, gnädigster Prinz, betrete ich einen Boden, wo es ebenso gefährlich als leicht ist, einen Mißtritt zu tun, und wo ich mich also genötigt sehe, einen langsameren Schritt zu nehmen. Es gibt der denkenden Köpfe sehr viele, welche von keinem Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit wissen wollen und in diesem Gebiete weit mehr von ihm befürchten als hoffen. In den folgenden Briefen werde ich Gelegenheit haben, ihre Gründe zu prüfen. . . .

Fünfter Brief.

Ludwigsburg, den 3. Dez. 93.

Durchlauchtigster Prinz!

Mit einem gemischten Gefühl von Verlegenheit und Mut ergreife ich heute die Feder. Ich habe die Frage zu beantworten, wieviel die Tugend durch den Geschmack gewinnt, und fürchte daher in einen noch ernsthafteren und für eine schriftliche Unterhaltung noch weniger schicklichen Ton, als bisher, zu verfallen. Doch ich erinnere mich zugleich, an wen ich schreibe, und wenn auch vielleicht die Wahl meines heutigen Gegenstandes den delikaten Geschmack des Weltmanns beleidigen sollte, so werde ich an dem Herzen des Tugendfreundes und an der Wahrheitsliebe

des philosophischen Denkers, dem kein Gegenstand der Untersuchung, am wenigsten ein solcher, gleichgültig ist, desto nachdrücklichere Verteidiger finden.

Ich bekenne gleich vorläufig, daß ich im Hauptpunkt der
5 Sittenlehre vollkommen Kantisch denke. Ich glaube nämlich und bin überzeugt, daß nur diejenigen unserer Handlungen sittlich heißen, zu denen uns bloß die Achtung für das Gesetz der Vernunft und nicht Antriebe bestimmten, wie verfeinert diese auch seien und welch imposante Namen sie auch führen. Ich nehme
10 mit den rigidesten Moralisten an, daß die Tugend schlechterdings auf sich selbst ruhen müsse und auf keinen von ihr verschiedenen Zweck zu beziehen sei. Gut ist (nach den Kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollkommen unterschreibe) gut ist, was nur darum geschieht, weil es gut ist.

15 Wenn ich also dem Geschmack das Verdienst zuschreibe, zu Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht sein, daß der Anteil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen anderen Grund haben, als sich selbst.
20 Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Brief zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der inneren und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall wie mit der äußeren und physischen. Frei in dem
25 letzteren Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen
30 hätte einschränken können. Ebenso kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemütsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem
35 anderen Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überhoben ist, sich nach anderen zu richten, ebensogut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabei keiner fremden Hilfe bediene.

40 Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frei zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handelnde dabei bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden.

Ebenso verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei bloß dem Ausspruch seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußeren Handlung beruht bloß auf ihrem *unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person*; die Sittlichkeit einer inneren Handlung bloß auf der *unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft*.

Vergönnen mir Eure Durchlaucht, daß ich diese Analogie noch weiter ausführe. Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unserer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. Insofern gibt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstand feindseliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt, und diesen Widerstand, ohne unser Zutun, vernichtet.

Ebenso mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten und die wir abweisen müssen. Insofern gibt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir, bei noch so großen Antrieben zum Gegenteil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegenteil findet, oder wenn etwas anderes als unsere Willenskraft diese Anreizungen entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, sobald wir bloß darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist — gesetzt auch, es wäre die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehn, sondern daß jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eines hinausläuft, der Begierden mit der Vernunft zu entspringen und einerseits die *Stärke* der sinnlichen Antriebe, andererseits

die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben. Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, 5 daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchungen brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen sei.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen 10 Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nötig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden müßte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem 15 Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn starke Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden.

Ich trage also kein Bedenken, gnädigster Prinz, den Satz auf- 20 zustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördere, was den Widerstand der Neigungen gegen das Gute vernichtet.

Der gefährlichste innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm An- 25 stößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden. Der sinnliche Trieb 30 aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Objekt durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste 35 Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat.

Rohen Gemütern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen 40 Gemütern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchungen siegen. In ästhetisch verfeinerten Gemütern ist noch eine Instanz mehr, welche nicht

selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist.

Diese Instanz ist der Geschmack. Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören und den Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem zivilisierten Menschen. Dieser Zwang, den sich der zivilisierte Mensch bei Äußerung seiner Affekte auflegt, verschafft ihm über diese Affekte selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbsttätigkeit zu unterbrechen und den raschen Übergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk sein), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden.

Der Geschmack ist also als der erste Kämpfer anzusehen, der in einem ästhetisch verfeinerten Gemüt gegen die rohe Natur heraustritt, und, ehe die Vernunft noch nötig hat, sich als Gesetzgeberin ins Mittel zu schlagen und in Forma zu sprechen, diesen Angriff zurücktreibt. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüt bloß darum von dem Joch des Instinkts, um es in *seinen* Fesseln zu führen, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher sein kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüt auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edleren Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität, da ist bloß ein Tausch der Ketten vorgegangen.

Etwas Großes ist aber doch bei dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüte verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit

beziehen und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend teilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr den lebhaften und feurigen Beifall der Natur.

Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle ohne Mühe auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit (die Natur) die Motion im Gemüt, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortieren. Unterwegs, als beide allein zusammen ritten, bekommt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe lag, erblickte der letztere des Alexius' Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen war, und gerät in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wüßte, was geschehen sein würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier, gnädigster Prinz, war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten und heraufsteigenden Gattung, wo der sinnliche Trieb den ersten Antrag machte und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rate ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hilflos waren — und als er (ich setze diesen Fall) einzig aus Bewußtsein dieser Pflicht in den Nachen sprang, den kein anderer besteigen wollte, so ist wohl niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die

Motion der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmack darauf Einfluß geben? 5

Gesetzt also, der erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewalttätige ihm einen Abscheu erweckte, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Naturtrieb 10 sein Anliegen vorbringt, schon der bloße Geschmack es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer früheren Instanz fallen. Nun regiert aber der Geschmack den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das 15 angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das widrige Gefühl, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung und im Gebiet der leidenden Kraft verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; 20 eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der andere, dem seine Vernunft vorschrieb, etwas zu tun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schönheitssinn, den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die 25 Vernunft ihren Ausspruch tut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung tun, was er ohne diese zarte Empfänglichkeit für das Schöne *gegen* die Neigung hätte durchsetzen müssen. Werden Sie ihn aber, gnädiger Prinz, deswegen im zweiten Fall für minder vollkommen als im ersten 30 halten? Gewiß nicht, denn er handelte ja im zweiten so gut als im ersten nach einer Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgte, das kann der sittlichen Reinheit seiner Tat keinen Abbruch tun. Er ist also *moralisch* ebenso vollkommen; *physisch* hingegen ist er *bei weitem* voll- 35 kommener, denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack gibt also dem Gemüt eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Naturbewegungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der 40 Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag tun, wenn er gleich in allen denen Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abtut,

was sonst das Gewissen hätte ausmachen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht
5 auf der größeren Summe moralischer Handlungen, sondern auf der größeren Fertigkeit des Gemüts, solche Handlungen ausüben zu können; ja vielleicht wird man in der Epoche des erfüllten sittlichen Ideals ebensowenig von Moralität und moralischen Taten als in dem goldenen Alter der Natur und der Kindheit hören,
10 und höchstens nur bei außerordentlichen Fällen daran erinnert werden, daß die Vernunft und nicht die Neigung das Ruder führt. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen denen Fällen positiv nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht und in Gefahr ist, von der stärkeren Beredsamkeit der Natur
15 überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsere Sinnlichkeit zum Vorteil der Pflicht und macht also auch ein geringeres Maß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack der wahren Moralität in keinem
20 Falle schadet, in mehreren aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unseres Betragens im höchsten Grade beförderlich ist.

Gesetzt, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns
25 wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsere Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unserer Gesinnungen sind; aber vor dem
30 physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsere Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird.

Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin
35 Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau aufeinander berechnet, und so innig ineinander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu sein
40 scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrechtzuerhalten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig

gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — solange sie menschliche Natur bleibt — nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als 5 reine Geisternatur handle, daß sie nie gegen die sittliche Ordnung verstoße, nie mit den Vorschriften der Vernunft sich im Widerspruch befinde — wenn wir, bei aller Überzeugung sowohl von der Notwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend, uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, 10 und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unserer besten Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bei diesem Bewußtsein unserer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unserer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtnis rufen, so würde es die frevel- 15 hafteste Verwegenheit sein, das Beste der Welt auf dieses Ohngefähr unserer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unserer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form der- 20 selben nicht recht machen sollten — wenigstens, als vollkommenere Instrumente, dem Naturzweck zu entrichten, was wir, als unvollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht in beiden Weltordnungen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil sie keinen moralischen Wert hat, für die 25 Legalität unseres Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnten alle Bande der Gesellschaft zerrissen sein, ehe wir mit unseren Grundsätzen fertig würden. Je zufälliger aber unsere Moralität, um desto notwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumnis 30 der letzteren würde uns moralisch zugerechnet werden können. Ebenso wie der Wahnsinnige, der seinen nahen Paroxysmus ahndet, alle Messer entfernt und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines kranken Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu sein — ebenso sind auch wir 35 verpflichtet, uns in den freien Intervallen durch Religion und durch ästhetische Tugend zu binden, damit unsere Leidenschaft nicht in den Perioden ihrer Herrschaft gegen die Weltordnung rase.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, zu 40 einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen und die Gesetzmäßigkeit der Handlungen da zu sichern, wo die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range

der Geister unstreitig eine höhere Stelle verdiente, der weder die Reize der Schönheit noch den Glauben an eine Vorsehung und Unsterblichkeit nötig hätte, um sich in allen Vorfällen des Lebens der Pflicht gemäß zu betragen, so nötigen doch die be-
5 kannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, wenn er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl der Welt, das durch unsere zufällige Tugend gar übel besorgt sein würde, noch zur Sicherheit an
10 den beiden starken Ankern, der Religion und dem Geschmack, zu befestigen.

Und zwar scheinen sich beide, wenn ich anders meinen Erfahrungen trauen darf, in den Menschen und in das Menschengeschlecht so zu teilen, daß die Religion demjenigen ihre Arme
15 öffnet, an dem die Schönheit verloren ist. Da nämlich, wo keine ästhetische Kultur den inneren Sinn aufgeschlossen und den äußeren beruhigt hat, und die edleren Empfindungen des Verstandes und Herzens die gemeinen Bedürfnisse der Sinne noch nicht eingeschränkt haben, oder in Lagen, wo auch die größte Verfeinerung
20 des Geschmacks den sinnlichen Trieb nicht verhindern kann, auf eine materielle Befriedigung zu bringen — da ist es die Religion, die auch dem sinnlichen Trieb noch ein Objekt anweist, und ihm für die Opfer, die er der Tugend zu bringen hat, hier oder dort eine Entschädigung zusichert. In diesen Fall aber kommen wir
25 alle, nur mit dem Unterschied, daß der rohe Mensch sich unaufhörlich, der verfeinerte nur momentweise darin befindet.

Eine Seele nämlich, welche angefangen hat, das edlere Vergnügen an Formen zu kosten und aus dem reinen Quell der Vernunft ihre Genüsse zu schöpfen, scheidet ohne Kampf von den ge-
30 meinen Freuden des Stoffs und hält sich für die Entbehrungen des äußeren Sinns durch die Vergnügungen des inneren unendlich entschädigt. Aber einen Fall gibt es doch, wo wir alle, verfeinert oder roh, unter die Gewalt des Instinkts zurückkehren, und wo die Natur, aller Kunst zum Trotze, ihre Rechte geltend macht. Keine
35 ästhetische Kultur geht so weit, daß sie den Naturtrieb auch da zurückweisen könnte, wo er sich für Leben und Dasein wehrt. Alles was der Geschmack vermag, ist, das Objekt unserer Begierden zu verändern, und gröbere Empfindungen gegen feinere auszutauschen. Solange also die Vernunft, bei ihrer moralischen
40 Gesetzgebung, bloß das Opfer einzelner Empfindungen fordert, so kann der Geschmack dem inneren Sinn erstatten, was dem äußeren entzogen wird; sobald aber die Vernunft das Opfer der Kraft selbst verlangt, und den letzten Grund aller, auch der geistigsten

Empfindungen, antastet, so hat der Geschmack nichts mehr zu ersetzen, weil er — als ein zur Hälfte sinnliches Vermögen — in das Schicksal der Sinne sich selbst mit verwickelt sieht, und mit der Existenz auch seine Herrschaft sich endigt. Wo das Vermögen der Empfindungen aufhört, da ist kein Tausch der Empfindungen 5 möglich, und den Trieb zu unterdrücken, den wir nicht mehr befriedigen können, ist alles, was uns übrig bleibt. Dies ist aber nur durch die gewaltsamste aller Abstraktionen und durch eine Kraftäußerung möglich, deren die gemischte Natur des Menschen kaum fähig ist. Dazu würde ein Sprung vom Bedingten ins Un- 10 bedingte hinüber und eine völlige Verzichtleistung auf alles, was an uns der Materie gehört und unter Naturbedingungen stehet, also auf Dasein und Bewußtsein und Wirken, erfordert werden. Bloß die reine Form der Vernunft, in ihre unwandelbare Identität eingehüllt, würde, von allem Stoff abgesondert, zurückbleiben, 15 und selbst diese Idee des Absoluten und Notwendigen würde, weil sie nicht ohne Zeitbedingungen und Stoff gedacht werden kann, in den allgemeinen Verlust mit eingeschlossen werden. Da nun zu dieser Gemütsoperation eine Kraft erfordert wird, deren nur die wenigsten Menschen, und diese wenigen auch nur in ihren 20 glücklichsten Momenten, fähig sind, so werden wir wohltun, für diesen äußersten Fall Religionsideen in Bereitschaft zu halten, um dem unabweisbaren Lebenstrieb in einer anderen Ordnung der Dinge eine Befriedigung versichern zu können. Soll ich es frei heraussagen, gnädigster Prinz? Die Religion ist dem sinnlichen 25 Menschen, was der Geschmack dem verfeinerten; der Geschmack ist für das gewöhnliche Leben, was die Religion für die Extremität. An eine dieser beiden Stützen aber, wo nicht lieber an beide, müssen wir uns halten, solange wir keine Götter sind.

Schon ein flüchtiger Blick in die gegenwärtige moralische 30 Verfassung der Welt bestätigt mir meine Bemerkung. Betrachten wir die Masse des Volks; seine Religion ist das Gegengewicht seiner Leidenschaften, wo kein äußerer Widerstand ihre Stärke bricht. Der gemeine Mann wird sich vieles nur als Christ verbieten, was er als Mensch sich erlaubt hätte. Betrachten wir 35 die feineren Klassen, sie sind gesittet, aber nicht sittlich. Die Gesetze des Anstandes, des guten Tons und der Ehre können sie allein vermögen, Rechte ungekränkt zu lassen, die sie weit entfernt sind, zu respektieren. Wo das Interesse ein zu schwacher Zügel für sie sein würde, da ist es bloß der Geschmack, der uns die 40 Gesetzmäßigkeit ihres Betragens verbürgt. Ich zweifle nicht, daß es unter beiden Klassen Beispiele wahrer Tugend gibt, aber ich fürchte sehr, daß sie zu den Ausnahmen und nicht zu der Regel

gehören. In Frankreich hat jetzt eine Erschütterung zugleich die Religion umgestürzt und den Geschmack der Verwilderung preisgegeben, und es fehlt viel, daß der Charakter der Nation so weit aufgebaut wäre, um dieser Stützen zu entbehren. Die Zeit wird
5 lehren, was geschehen wird. . . .

Sechster Brief [Fragment].

Dezember 1793.

Durchlauchtigster Prinz!

Der Sinn für das Schöne, habe ich in dem vorhergehenden
10 Briefe auszuführen gesucht, diene der wahren Tugend zur Stütze, und ersetze sie, wo sie mangelt, durch die ästhetische. Diese ästhetische Tugend, obgleich sie dem Menschen keinen Wert in der moralischen Welt erwirbt, macht ihn doch für die physische brauchbar, weil sie ihn einer Gesetzmäßigkeit des Betragens fähig macht,
15 ohne welche die Natur ihren großen Zweck, der auf Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen gerichtet ist, nie erreichen könnte. Aber die Menschen sind darum noch lange nicht vereinigt, wenn sie nicht untereinander entzweit sind, und die Legalität allein kann bloß verhindern, daß Ungerechtigkeit nicht das Band der
20 Gesellschaft zerreiße. Die Menschen wahrhaft und innig zu vereinigen, dazu gehört noch ein eigenes positives Band, der gesellige Charakter oder die Mitteilung der Empfindungen und der Umtausch der Ideen.

Zur Gesellschaft konnte schon das bloße Bedürfnis den Menschen
25 führen, aber nur der Geschmack zur Geselligkeit; denn schon die Not konnte seine doppelte Natur entwickeln, aber nur die Schönheit sie vereinigen. Der Geschmack allein bringt eine harmonische Einheit in die Gesellschaft, weil er eine harmonische Einheit in dem Individuum stiftet.

30 Rücksicht auf die Mitteilbarkeit der Empfindungen und Ideen ist bekanntlich das erste Gesetz, welches der gute Ton allen Gliedern einer zivilisierten Gesellschaft diktiert. Der gute Ton verbannt alles, was ausschließt. Er verlangt, daß an dem, was einer faßt und was einer empfindet, alle ohne Unterschied sollen teilnehmen
35 können.

Aber die Vergnügungen der Sinne, die sich auf unmittelbare Sensation und eine materielle Ursache gründen, und die entgegengesetzten des reinen Verstandes, die sich auf Abstraktion und logische Formen beziehen, haben beide miteinander gemein, daß
40 sie nie einer allgemeinen Mitteilung fähig sind. Jene deswegen nicht, weil sie sich nach einer individuellen Empfänglichkeit und

nach Privatbedürfnissen richten, welche zufällig sind; diese deswegen nicht, weil sie zwar aus der unveränderlichen und gemeinschaftlichen Anlage des Verstandes, aber aus einer besonderen Anwendung und Entwickelung dieser Anlage fließen, welche gleichfalls zufällig ist, und nicht bei jedermann darf vorausgesetzt werden. 5

Man würde eine gemischte Gesellschaft aus der gesitteten Welt sehr schlecht unterhalten, wenn man bloß den Sinnen mit angenehmen Reizungen schmeichelte. Denn, auch die Geistesleerheit einer solchen Bewirtung abgerechnet, könnte man ja niemals sicher sein, daß der Privatgeschmack eines einzelnen aus der Gesellschaft 10 dasjenige nicht abhorrierte, was den anderen Vergnügen macht, und gesetzt, daß es auch durch Varietät gelänge, es jedem einzelnen recht zu machen, so würde doch eigentlich nicht gesagt werden können, daß der eine das Vergnügen des anderen teile, sondern jeder würde immer nur für sich besonders genießen und seine 15 Empfindungen in sich begraben.

Man würde aber die nämliche Sozietät nicht viel besser befriedigen, wenn man sie mit den profondesten Wahrheiten der Mathematik, Metaphysik oder Diplomatik bewirtete, weil das Interesse an diesen Gegenständen auf Kenntnissen und einem be- 20 sonderen Verstandesgebrauche beruht, der nicht von allen Menschen erwartet werden darf. Der bloß sensuelle Mensch und der bloße Fächergelehrte sind daher gleich unbrauchbare Subjekte der Konversation, weil beide gleich wenig Fähigkeit besitzen, ihr Privatgefühl zum allgemeinen zu erweitern, und das allgemeine Interesse 25 zu dem ihrigen zu machen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Anmerkungen.

Erster Druck: „Horen" 1795. 1., 2. und 6. Stück. Wiederholt in den „Kleineren prosaischen Schriften" 3. Teil 1801, mit geringen Abstrichen und Änderungen. Vgl. unsern Lesartenband.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und dem Herzog von Augustenburg, aus dem die „Briefe" hervorgegangen sind, ist vollständig abgedruckt bei Hans Schulz, Schiller und Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein in Briefen. Jena 1905, wodurch alle früheren Ausgaben (von Max Müller, Michelsen, Urlichs) antiquiert erscheinen. Über das Verhältnis der Briefe an den Herzog zur späteren Fassung vgl. Karl Breul in der Zeitschr. f. deutsches Altertum 28. Bd. (1884) S. 358ff.

Zur Erläuterung: Einleitung zu Bd. XVII, S. 44ff., Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik S. 234—306. Berger, Schiller II. 194—214. Kühnemann, Kants und Schillers Begründung der Ästhetik. München 1895.

Einige Briefstellen zur Entstehungsgeschichte:

An Körner, 20. Juni 1793 (Jonas III. 317): „An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie korrespondiere. Ich bin ihm einen öffentlichen Beweis von Aufmerksamkeit schuldig und weiß, daß er nicht unempfindlich dagegen ist. Außerdem habe ich bei einer solchen Einkleidung den großen Vorteil, daß eine freiere und unterhaltende Behandlung mir gleichsam Pflicht wird, und daß ich mir aus meiner Unkunde im Dogmatisieren hier noch ein Verdienst machen kann, weil solche Briefe an einen solchen Mann es nicht wohl erlauben würden."

Der Plan, den Schiller in den Briefen anfänglich zu verwirklichen hoffte, erhellt am deutlichsten aus einem Brief an Körner, den wir hier zum größten Teil folgen lassen.

An Körner, 3. Februar 1794 (Jonas III. 418f.): „In einigen Wochen kann ich Dir vielleicht einen Teil meiner ästhetischen Briefe abgeschrieben schicken .... Über den Begriff der Schönheit habe ich mich noch gar nicht eingelassen und bin auch jetzt noch nicht so-

weit, weil ich erst eine allgemeine Betrachtung über den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen Kultur und überhaupt über die ästhetische Erziehung der Menschen vorausschickte. Kurz in den ersten 10 Bogen meiner Briefe ist der Stoff aus meinen „Künstlern“ philosophisch ausgeführt. Es lag mir daran, die schwankenden Begriffe über das Schöne der Form und die Grenzen seines Gebrauchs im Denken und Handeln zu berichtigen, den Grund alter Vorurteile dagegen zu untersuchen und wegzuräumen, und über diesen so oft ventilierten und ebenso einseitig verteidigten, als einseitig angefochtenen Gegenstand ins reine zu kommen. Diesen Zweck habe ich, denke ich, erreicht, und bei der Strenge, mit der ich zu Werke gegangen bin, glaube ich die eigentliche Sphäre des Schönen gegen jeden Anspruch, der künftig dagegen gemacht werden möchte, völlig gesichert zu haben. Von dem Einfluß des Schönen auf den Menschen komme ich auf den Einfluß der Theorie auf die Beurteilung und Erzeugung des Schönen, und untersuche erst, was man sich von einer Theorie des Schönen zu erwarten und besonders in Rücksicht auf die hervorbringende Kunst zu versprechen hat. Dies führt mich natürlicherweise auf die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie. Hier bin ich gerade jetzt, und es wird mir gar schwer, über den Begriff des Genies mit mir einig zu werden. In Kants Kritik der Urteilskraft werden darüber sehr bedeutende Winke gegeben, aber sie sind noch gar nicht befriedigend. Vielleicht finde ich nachher noch Zeit, Dir den Faden meiner Ideen kürzlich mitzuteilen.

Wenn das Genie durch seine Produkte die Regel gegeben hat, so kann die Wissenschaft diese Regeln sammeln, vergleichen und versuchen, ob sie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundsatz zu bringen sind. Da sie aber von der Erfahrung ausgeht, so hat sie auch nur die eingeschränkte Autorität empirischer Wissenschaften. Sie kann bloß zu einer verständigen Nachahmung gegebener Fälle, aber niemals zu einer positiven Erweiterung führen. Alle Erweiterung in der Kunst muß von dem Genie kommen; die Kritik führt bloß zur Fehlerlosigkeit. Hier nehme ich mir nun Gelegenheit, aus Gründen zu deduzieren, was von empirischen Wissenschaften zu erwarten ist, und aus der Art, wie die Wissenschaft des Schönen entsteht, darzutun, was sie zu leisten imstand ist. Ich bestimme also zuerst die Methode, nach der sie errichtet werden muß, und dann zeige ich ihr Gebiet und ihre Grenze.

Nach diesen Vorbereitungen gehe ich dann an die Sache selbst, und zwar fange ich damit an, den Begriff der schönen Kunst erst in seine zwei Bestandteile aufzulösen, aus deren Vermischung schon so viele Konfusion in die Kritik gekommen ist. Diese zwei Be=

standteile sind erstens Kunst und zweitens schöne Kunst. Als Kunst steht die schöne Kunst unter technischen Regeln, welche man ja nicht mit ästhetischen verwechseln darf. Jedes Produkt der schönen Künste nämlich ist immer zugleich die Ausführung eines objektiven Zweckes, und die Schönheit an demselben ist bloß eine Eigenschaft dieser Ausführung. Jener objektive Zweck nun unterwirft es bestimmten Regeln, welche sich ebenso leicht wie die Regeln zu den mechanischen Künsten bestimmen lassen. Die Beobachtung dieser Regeln kann aber einem Werke der schönen Kunst bloß das Verdienst der Wahrheit verschaffen (wenn es eine Nachahmung der Natur sein soll), oder (wenn es nur einer Idee und keinem Naturprodukt gemäß sein soll, wie z. B. architektonische Werke) das Verdienst der objektiven Zweckmäßigkeit, Brauchbarkeit. Aber sehr oft geschieht es, daß man ein Urteil des Geschmacks zu fällen glaubt, wenn man bloß über diese technische Vollkommenheit urteilt, und daher rührt es, daß man in den Begriff der Schönheit Eigenschaften aufgenommen hat, welche bloß der Wahrheit und der Brauchbarkeit gelten. Scheidet man nun aber das Technische vom Ästhetischen und trennt von dem Begriff der Spezies (der schönen Kunst), was bloß den Begriff der Gattung (Kunst schlechtweg) angeht, so ist man erst auf dem rechten Wege zur Entdeckung der Schönheitsregeln.

Wenn ich nun auf diesem Weg den reinen Begriff der Schönheit (der aber freilich nur empirische Autorität hat) gefunden habe, so ist mit demselben auch der erste Grundsatz aller schönen Künste — als schöner Künste — gegeben. Ich bringe denselben also wieder in die Erfahrung zurück, und halte ihn gegen die verschiedenen Gattungen möglicher Darstellung, woraus dann die besondern Grundsätze der einzelnen schönen Künste hervorgehen werden. Alsdann wird es darauf ankommen, wie weit ich mich auf die Theorie dieser einzelnen Künste einlassen will.

Die Künste selbst teile ich generaliter ein nach ihrem Zweck, weil dieser die allgemeinen Regeln bestimmt, spezifiziere sie aber nach ihrem Material und ihrer Form, weil daraus die besondern Regeln entspringen. Die Haupteinteilung ist also erstens in Künste des Bedürfnisses und zweitens in Künste der Freiheit. Künste des Bedürfnisses nenne ich alle, welche Objekte für einen physischen Gebrauch bearbeiten, und wo dieser Gebrauch die Form des Objektes bestimmt. Alle Form aber läßt einige Schönheit zu; weil keine durch ihren Zweck so scharf bestimmt sein kann, daß der Imagination nicht noch etwas dabei überlassen wäre. Davon ist kein einziges Handwerk ausgenommen. Insofern nun in allen Künsten des Bedürfnisses dem Geschmack wenigstens etwas anheim gestellt ist, verdienen sie in einer Übersicht des ganzen Gebiets der freien Künste eine Erwähnung.

Die Künste des Bedürfnisses bearbeiten entweder Sachen, oder Gedanken, oder Handlungen. Mit den ersten beschäftigt sich die Architektur in weitester Bedeutung, worunter alle Gerätschaften, Bekleidungen, Arrangements usf. begriffen sind, mit Gedanken die Beredsamkeit, mit Handlungen die schöne Lebensart. Ausnahmen sind bei keiner Einteilung zu vermeiden, und sie finden sich auch hier. Sowohl der architektonische Künstler, als der Redner und der handelnde Mensch haben in gewissen Fällen bloß einen ästhetischen Zweck, und dann gehören ihre Produkte in die Klasse der eigentlich schönen Künste. So z. B. die schöne Architektur von Tempeln, Triumphbogen usw., von Vasen usw., die schönen Zimmerverzierungen — so die Tanzkunst, Schauspielkunst, Unterhaltung.

Künste der Freiheit nenne ich diejenigen, welche zu ihrem eigentlich Zweck haben, in der freien Betrachtung zu ergötzen (schöne Künste in weiterer Bedeutung).

Jedes schöne Kunstwerk führt aber immer einen doppelten Zweck aus, und auf die Art und Weise, wie sich diese zweierlei Zwecke zueinander verhalten, gründet sich die Unterabteilung der schönen Künste. Jedes Werk der schönen Kunst nämlich hat einen objektiven Zweck, den es ankündigt, und der ihm gleichsam seinen Körper verschafft. Der Bildhauer will einen Menschen nachahmen, der Musiker will Gemütsbewegungen der Form nach ausdrücken, der Dichter will eben das, der Materie nach, tun usf. Jedes schöne Kunstwerk aber hat zugleich den subjektiven Zweck (den es verschweigt, ob es gleich sehr oft der vornehmste Zweck ist), durch die Art, wie es jenen objektiven Zweck ausführt, den Geschmack zu ergötzen. Der Bildhauer befriedigt durch objektive Zweckmäßigkeit (Schönheit) meinen Geschmack. Das letzte allein macht ihn zum schönen Künstler.

Nun kommt es darauf an, ob der objektive Zweck bloß um des subjektiven willen da ist, oder ob er auch unabhängig von diesem (der Schönheit) den Künstler interessiert. Doch muß es in dem letzten Falle kein physischer, sondern auch ein ästhetischer Zweck sein, weil das Produkt sonst unter die Künste der Freiheit gerechnet werden müßte.

Darauf gründet sich die Einteilung der Künste in schöne Künste (in strengster Bedeutung), weil hier alles bloß auf Schönheit zielt, und in Künste des Affekts; eine Einteilung, von der ich dir ein andermal Rechenschaft geben will."

Es blieb jedoch bei dem bloßen Plan, den Begriff der reinen Schönheit auf empirischem Wege zu gewinnen. Als Schiller die Briefe an den Augustenburger für die Veröffentlichung umarbeitete und fortsetzte, machten sich in dem Verkehr mit Wilhelm von Humboldt, in der erneuten Vertiefung in Kants Schriften und in der

Beschäftigung mit Fichtes Lehren Einflüsse geltend, die den Dichter veranlaßten, den Weg der Empirie zu verlassen und sein Ziel auf dem Pfade spekulativer Beweisführung zu erreichen. Ganz besonders aber trug zu diesem Entschluß, eine aprioriſche Entwicklung des Schönheitsprinzips zu versuchen, der neugegründete Bund mit Goethe bei (vgl. die Briefe an Goethe vom 31. August, 7. und 29. September 1794, ferner Goethe an Schiller, 1. Oktober 1794 und den undatierten Briefentwurf [Oktober 1794] im Goethejahrbuch XVI. 30ff.; endlich Schiller an Körner, 1. September und 25. Oktober 1794, in welch letzterem die charakteristischen Stellen, die die völlige Umkehrung des Standpunktes bedeuten, der im Schreiben vom 3. Februar 1794 eingenommen worden war: „Meine Resultate über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Übereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und unsersgleichen, die doch sonst im Empfinden und in Grundsätzen so ziemlich einig sind, darüber entstehen, bloß davon herrühren, daß wir einen empirischen Begriff von Schönheit zugrunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten notwendig jede unserer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objektiv, aber bloß eine notwendige Aufgabe für die sinnliche vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt, und ein Objekt mag noch so schön sein, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen"). —

Schiller an Goethe, 20. Oktober 1794 (Jonas IV. 40): „Hier mache ich denn also den Anfang, den Tanz der Horen zu beginnen, und sende Ihnen, was von meinen Briefen an den Prinzen für das erste Stück bestimmt ist. Ohne Zweifel wird es durch Ihre und meine Beiträge bis auf wenige Blätter voll werden. Vielleicht könnten wir einen kleinen Beitrag von Herdern gleich für das erste Stück erhalten, welches mir gar angenehm wäre. Übrigens ist, wenngleich keine Mannigfaltigkeit der Autoren, doch Mannigfaltigkeit der Materien genug in dem ersten Stücke, wie Sie finden werden.

Mein Debut in den Horen ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bei dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln, und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stücke meiner Meinung sind. Ich wünschte, Sie wären es auch in den übirgen, denn ich muß gestehen, daß meine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spricht. Ich habe über den politischen Jammer noch

nie eine Feder angesetzt, und was ich in diesen Briefen davon sagte, geschah bloß, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen; aber ich glaube, daß das Bekenntnis, das ich darin ablege, nicht ganz überflüssig ist. So verschieden die Werkzeuge auch sind, mit denen Sie und ich die Welt anfassen, und so verschieden die offensiven und defensiven Waffen, die wir führen, so glaube ich doch, daß wir auf einen Hauptpunkt zielen. Sie werden in diesen Briefen Ihr Porträt finden, worunter ich gern Ihren Namen geschrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen. Keiner, dessen Urteil für Sie Wert haben kann, wird es verkennen, denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe."

Schiller an Körner, 5. Januar 1795 (Jonas IV. 94): „Aus dem, was Du jetzt lesen wirst, kannst Du meinen ganzen Plan übersehen und prüfen. Ich leugne nicht, daß ich sehr davon befriedigt bin, denn eine solche Einheit, als diejenige ist, die dieses System zusammenhält, habe ich in meinem Kopf noch nie hervorgebracht, und ich muß gestehen, daß ich meine Gründe für unüberwindlich halte. Laufe also recht ernstlich darauf Sturm und suche, wo Du eine Blöße daran findest: jeder Deiner Angriffe wird mir jetzt herrliche Dienste tun und die Klarheit meiner Ideen erhöhen."

Der Eindruck, den die Briefe auf die Urteilsfähigen machten, spiegelt sich in einigen Stellen:

Goethe an Schiller, 26. Oktober 1794: „Das mir übersandte Manuskript habe sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig, und wie sollte es anders sein? da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand. Auch Meyer hat seine große Freude daran, und sein reiner, unbestechlicher Blick war mir eine gute Gewähr."

Auch Körner hat (11. Januar 1795) nie etwas Befriedigenderes über den Gegenstand gelesen. Vgl. auch den unten (zu S. 41 ff.) mitgeteilten Brief an Körner vom 19. Januar 1795.

Im ersten Stück der „Horen" steht unter der Überschrift als Motto folgende Stelle aus der „Neuen Héloïse" (3. Teil 7. Brief):

„Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit."

Dann folgt die Anmerkung: „Diese Briefe sind wirklich ge-

schrieben; an wen? tut hier nichts zur Sache und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekanntgemacht werden. Da man alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nötig fand, zu unterdrücken und doch nicht gern etwas anderes an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die äußere Abteilung beibehalten, eine Ungeschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Echtheit weniger streng nehmen wollte."

Unsere Ausgabe fordert durch den Abdruck der Originalbriefe an den Herzog zur Vergleichung der ersten Fassung mit der endgültigen Gestalt geradezu heraus. Wir weisen in den folgenden Erläuterungen kurz auf die Parallelstellen hin. Die ersten neun Briefe enthalten im Grunde keinen wesentlich neuen Gedanken: „dieselben Anschauungen, dieselben Betrachtungen, wie wir sie bis hinauf in die Zeit der ‚Künstler' und noch weiter zurück angedeutet oder ausgeführt finden, kehren hier im System wieder. Das Neue liegt hauptsächlich auch hier in der Art seiner Anwendung und den daraus sich ergebenden Folgen: diese neun Briefe sind so ein Sammelplatz, in den alle Ideen und Ergebnisse der früheren Abhandlungen zusammenfließen und sich um den Grundgedanken vom Einfluß des Schönen auf das Gemüt gleichsam herumkristallisieren" (Berger, Schillers Ästhetik S. 266f.).

Erster Brief: Vgl. S. 122—123.

S. 8, 13—16: Es ist ein Lieblingsgedanke Schillers, daß die Lehren der Philosophie lang vor ihrer theoretischen Feststellung von dem gesunden Gefühl der Menschheit praktisch gehandhabt worden sind. Vgl. die „Künstler", V. 27—53 (Bd. III. S. 27), in Anwendung auf die Griechen im Anfang von „Anmut und Würde" (Bd. XVII. S. 313).

Zweiter Brief: Vgl. S. 123—127.

Dritter Brief: Keine Parallelstellen.

Vierter Brief: Ebenso.

S. 14, 35ff.: Der Titel der Schrift heißt genauer: „Einige Vorlesungen über die Bestimmungen des Gelehrten." Jena-Leipzig 1794. Darin stellt Fichte die Forderung auf, der Mensch als sein eigener Zweck müsse stets mit sich einig sein. Das empirische Ich soll immer gestimmt sein, wie es ewig gestimmt sein könnte.

S. 15, 13—20: Im idealen Staat kommt, da Vernunft und Natur in der Praxis einander gleichberechtigt gegenüberstehen, neben der Einheit auch die Mannigfaltigkeit zur Geltung. Vgl. die Votivtafel: Die Mannigfaltigkeit (Bd. II, 166):

„Viele sind gut und verständig: doch zählen für einen nur alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.

Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur eine hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrschet; das ewige Eins wandelt in tausendfach neu."

S. 15, 28—32: Vgl. die Votivtafel: „Die Erzieher" (Bd. II, 216):
„Bürger erzieht ihr der sittlichen Welt; wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus."

S. 17, 5—14: Zur Antithese „Wilder" und „Barbar" vgl. Bd. XVII, 288, 16ff. und 473, 27ff.; sie erscheint im Folgenden noch öfter (z. B. S. 36, 18ff).

Fünfter Brief: Vgl. S. 127—128.

S. 18, 7—9: Vgl. das Xenion „Der Zeitpunkt" (Bd. II, 175):
„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht."

S. 18, 30: Depravation, Verschlechterung, Verderbnis.

S. 18, 32ff: Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1795 I, 222: „Hier können wir nachhelfen, es war Moses Mendelssohn." — Doch denkt Schiller wohl an eine Stelle im 6. Buch von Platos „Staat": „Dem Guten ist ja das Schlechte mehr entgegengesetzt als dem nicht Guten. — Wie sollte es nicht. — Es läßt sich also hören, denke ich, daß die edelste Natur bei einer gar zu fremdartigen Nahrung schlechter wegkommen muß als die gemeinere. — Das läßt sich hören. — Also, o Adeimantos, sprach ich, wollen wir auch von den Sachen ebenso sagen, daß die von Natur edelsten, wenn sie eine schlechte Erziehung bekommen, auch ausgezeichnet schlecht geraten." (Nach der Übersetzung von F. Schleiermacher, Platons Werke III, 1. 328.) Obgleich Schiller zur Zeit der Niederschrift dieser Briefe Rousseaus Naturideal längst überwunden hatte, so klingt es doch in den Folgerungen, die der Dichter hier aus dem Satze Platos zieht, vernehmlich an. Die damit verbundene schroffe Ablehnung des französischen Materialismus dagegen hat Schiller durch sein ganzes Leben hindurch festgehalten.

S. 19, 17ff.: Vgl. das Gedicht „Licht und Wärme" (Bd. II, 104).

S. 19, 25ff.: Der Stoizismus ist als ein Versuch zu betrachten, aus solcher durch die zusammenschnürende Bande des Physischen entstandenen Beängstigung herauszukommen.

S. 19, 30f.: Vgl. Don Karlos III. Akt, 10. Szene (V. 3099 bis 3103).

S. 19, 33: Superstition, Aberglaube.

Sechster Brief: Keine Parallelstellen.

Zur Auffassung des Griechentums, als der idealen Vereinigung gebildeten Geistes und ungebrochener Natur, vgl. Humboldts Auf=

satz „Über das Studium des Altertums“ (herausgegeben von Leitzmann) und auch die Randnoten Schillers (Bd. XVII, 308ff., 692ff).

S. 20, 28—21, 18: Vgl. dazu „Die Götter Griechenlands“ (Bd. III, 94) und Bd. XVII, 495, 36ff. Der Abschnitt ist stark beeinflußt von einer Stelle in Herders Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume“, Riga 1778. S. 69f. Zu „Witz“ (20, 32) vgl. Bd. XVII zu 503, 30.

S. 22, 9f.: Luxurierend, ausartend, überwuchernd.

S. 22, 21: Jeder kleine Teil eines Polypen kann, da sich das Tier durch Sprossung und nicht durch Zeugung fortpflanzt, nach seiner Trennung vom Gesamtorganismus als selbständiges Individuum weiter leben.

S. 23, 32: Die Venus Cytherea ist die Verkörperung der sinnlichen Liebe, während die Venus Urania die geistige Liebe darstellt. Die auf Plato zurückzuführende Unterscheidung findet sich auch in den „Künstlern“ (V. 54—65, 433—442) Bd. III, S. 27. 37f.

S. 24, 14ff.: Vgl. Bd. XVII, 561, 33ff., 566, 7—12 und Anmerkung.

S. 26, 13ff.: Vgl. das Gedicht „Breite und Tiefe“ (Bd. III, 92), besonders die Verse:

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“

S. 26, 35ff.: Schiller wird wohl an Kant gedacht haben, obgleich gerade die Bezeichnung „Märtyrer“ von dem Königsberger Philosophen kaum wäre gut geheißen worden.

S. 27, 9: Temperatur, hier im Sinne von Mischungsverhältnis.

S. 27, 10ff: Das vergangene Weltalter wäre dann glücklicher gewesen, weil es jene vereinzelte Ausbildung der Kräfte noch nicht kannte, sondern in Übereinstimmung mit sich und der Natur lebte; das kommende Weltalter aber würde im Besitze der Harmonie sein, weil ihm von dem gegenwärtigen so weit vorgearbeitet wäre, daß es die fertigen Ergebnisse unserer Arbeit und Mühe nur zu genießen brauchte, ohne die Leiden und Qualen des oft vergeblichen Ringens zu teilen. (Schillers ästhetische Briefe hrsg. v. Jung. 1875. S. 160.)

Siebenter Brief: Vgl. S. 128, 25ff.

S. 28, 16—20: Wahrscheinlich hat Schiller dabei die auf diese Fragen sich beziehenden Kapitel in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ vor Augen gehabt (10. Buch 1. Kapitel).

S. 29, 2: Eigentum, Eigenart, Eigentümlichkeit.

S. 29, 21ff.: Usurpation, gewaltsame Aneignung der Herr-

schaft. **Insurrektion**, Empörung. — Vgl. zu der Stelle den Bericht Friedrichs v. Hoven über eine Äußerung Schillers während des schwäbischen Aufenthaltes 1793. (Schillers Persönlichkeit II. Teil, hrsg. v. Petersen, Weimar 1908. S. 284): „Er sei fest überzeugt, die französische Republik werde ebenso schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte."

Achter Brief: Vgl. S. 129. 132ff.

S. 30, 3: Saturn steht für Kronos, den Vater des Zeus. Vgl. Ilias VIII, 41ff.: Zeus schaut vom Idagebirge auf das Schlachtgewühl herunter. — Der „Enkel" ist Achill, durch seinen Vater Peleus und seinen Großvater Äakos ein Nachkomme des Zeus.

S. 31, 2.: „Habe Mut zur Weisheit", Horaz, Episteln I.

S. 31, 6ff.: Vgl. „Das Glück" (Bd. II, 29) und die „Künstler" V. 185f. (Bd. III, S. 31).

S. 31, 33f.: D. h. Pythagoras (nach der Erzählung Ciceros in „Tusculanum" V. 3).

Neunter Brief: Vgl. S. 129. 146.

S. 32, 7: „Zirkel", Zirkelschluß, wobei A durch B und wiederum B durch A bewiesen wird, der darum nicht zwingend sein kann.

S. 33, 4—34, 15: Das Modell zu dem Idealbild des Künstlers, das Schiller hier entwirft, ist Goethe. Vgl. den oben mitgeteilten Brief vom 20. Oktober 1794.

Zum Vergleich heranzuziehen ist der Brief vom 23. August 1794, der in keiner Ausgabe von Schillers Werken fehlen sollte und aus dem wir die Hauptstellen hier mitteilen:

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht,

und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Ge-

stalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuition umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen."

S. 33, 12: Orest, der das elterliche Haus von der Schmach des Gattenmordes reinigt.

S. 33, 26: Commodus, römischer Kaiser (180—192), der solche Schandtaten beging, daß der Senat nach seinem gewaltsam herbeigeführten Tod beschloß, ihn für einen Feind des Vaterlands zu erklären, seine Statuen umzustürzen und seinen Namen aus den öffentlichen Inschriften zu tilgen.

S. 33, 31—37: Die Sätze sind die prosaische Umschreibung einer

Stelle aus den „Künstlern“, die später gestrichen worden ist, die Schiller aber ans Ende des 3. Briefes an den Augustenburger gesetzt hat. Vgl. S. 146.

S. 34, 9ff.: Schiller hat die Kantsche Einteilung der Urteile nach dem Gesichtspunkt der Modalität vor Augen: problematische, asertorische und apodiktische.

S. 34, 14f.: Vgl. „Der Sämann“ (Bd. II, 105).

S. 35, 21ff.: Vgl. d. Brief an F. H. Jacobi. 25. Januar 1795 (Jonas IV, 111): „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.

Zehnter bis sechzehnter Brief: Nur im ersten und letzten der zu dieser Gruppe gehörigen Briefe finden sich Anklänge in den Schreiben an den Herzog, vgl. S. 135ff., 138f.

Schiller ist zu der Anschauung gelangt, daß die bloße, durch Zufälligkeiten getrübte Erfahrung in der Frage der künstlerischen Kultur kein zuständiger Richter sei, daß vielmehr der reine Vernunftsbegriff der Schönheit zunächst auf apriorischem Wege gewonnen werden müsse, ehe die für die ästhetische Erziehung geltenden Schlußfolgerungen gezogen werden können. Deshalb wird in der zweiten Abteilung der Briefe aus der Idee des Menschen das Bildungsideal entwickelt und von da aus die letzte Einsicht in das Wesen des Schönen und in die schöpferische Wirkung des Künstlerischen erreicht.

S. 37, 3: Vgl. zu XVII, 349, 8.

S. 37, 10ff.: Plato z. B. weist die Dichter aus seinem Idealstaat aus, besonders wenn sie Unwürdiges über die Götter aussagen. Auch hält er den Einfluß, den sie durch ihre Werke, vor allem durch das Drama, auf die unselbständige, urteilslose Menge ausüben, für sehr bedenklich.

S. 37, 25.ff.: Auch bei dieser Schilderung hat Schiller wohl an Goethe gedacht.

S. 37, 36: Wieder sind es Rousseausche Gedanken, die Schiller hier anführt; vgl. besonders die erste Preisfrage „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beigetragen?“ Auch an den Brief d'Alembert über die Schädlichkeit des Theaters ist zu denken.

S. 39, 19: Vgl. zu Bd. XVII, 285, 34.

S. 39, 23: Rigidität, Strenge, Herbheit.

S. 39, 26: Abbassiden, das auf Abbas, den Oheim Mahomets zurückgehende Kalifengeschlecht, das von 750—1258 regierte.

S. 39, 28ff.: D. h. der Bund der selbständigen Städterepubliken der Lombardei, die ihre Freiheit im 14. und 15. Jahrhundert verloren haben.

S. 41, 8ff.: Vgl. zum 11. und 12. Brief Schillers Schreiben an Körner vom 19. Januar 1795 (Jonas IV, 103f):

„Soeben habe ich meine Briefe an Cotta abgesendet, und nicht, ohne Rücksicht auf Deine Bemerkungen genommen zu haben. Was Du von einer gewissen Hastigkeit des Fortschritts sagst, mochte wohl begründet sein; aber diesem, sowie auch der allzugroßen Trockenheit des elften und zwölften Briefes, glaube ich größtenteils abgeholfen zu haben: besonders durch öftere Rückkehr zur Anschauung und Erfahrung. Wieviel Deutlichkeit der Aufsatz in seiner jetzigen Gestalt auch für nicht kantische Leser habe, davon machte ich gestern abend eine sehr interessante Erfahrung. Ich las ihn Goethen und Meyern, die seit 8 Tagen hier sind, vor, und beide wurden von Anfang an bis hinaus davon fortgerissen, und zwar in einem Grade, wie kaum ein Werk der Beredsamkeit vermag. Du kennst den alten Meyer, der sonst sehr auf sein Fach begrenzt zu sein schien; aber hier folgte er dem Faden der Spekulation mit einer Attention, einer Treue und einem Interesse, das mich ganz überrascht.

Auch der Mißdeutung von Sein und Erscheinen habe ich, wo es nötig war, vollkommen abgeholfen; wie wohl dies schon in der Sache selbst hinlänglich bestimmt war. Denn wenn ich sage: ‚Der Mensch ist nur, insofern er sich verändert', so kann der strengste Kantische Rigorist nichts dagegen haben, da der Mensch ja schon kein Noumenon mehr ist."

S. 41, 13ff.: Über die Hilfe, die bei der Kontrastierung der Begriffe „Person" und „Zustand" dem Dichter durch Fichtes Anschauungen geleistet worden ist, vgl. die Einleitung zu Bd. XVII, S. 48f.

S. 41, 15: Das notwendige Wesen ist Gott.

S. 41, 33: Richtet sich gegen den berühmten Satz des Cartesius: „Ich denke, also bin ich"

S. 41, 35: Ganz nach Fichte: „Ich bin schlechthin, d. i. ich bin schlechthin, weil ich bin. Und ich bin schlechthin, was ich bin; beides für das Ich." Oder: „Jedes mögliche Prädikat des Ich bezeichnet eine Einschränkung desselben. Das Subjekt: Ich ist das schlechthin tätige oder seiende. Durch das Prädikat . . . wird diese Tätigkeit in eine begrenzte Sphäre eingeschlossen" (vgl. Fichtes sämtliche Werke, hrg. v. J. H. Fichte I, 1. Berlin 1845. S. 98, 140f).

S. 42, 8ff.: Der logische Grundsatz der Identität lautet: Jedes ist, was es ist, jedes Ding ist sich selbst gleich, A = A. Er ist absolut richtig.

S. 42, 20ff.: Also eine Kontrastierung des Menschen als Person (Idee, Intelligenz) mit dem Menschen als Erscheinung (Zustand, Phänomen).

S. 42, 33: Die höchste Intelligenz ist Gott.

S. 44, 24: Sinnlicher Trieb bezw. Stofftrieb (49, 36); dafür stand im ersten Druck: „Sachtrieb". Die Änderung erfolgte auf den Vorschlag Körners, der den Ausdruck „Sachtrieb" hart fand (11. Januar 1795). Über die Begriffe Stoff, Form, Sachtrieb und Formtrieb (S. 46, 1) vgl. die Zusammenstellung bei Julia Wernly, Prologomena zu einem Lexikon der ästhetisch-ethischen Terminologie Schillers (= Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte hg. v. Oskar Walzel. Neue Folge, IV. Heft) S. 67ff.

S. 47, 9: „Reines Objekt", vgl. oben S. 42, 26: „reine Intelligenz".

S. 48, 22ff.: Vgl. S. 60ff., 88ff. des genannten Werkes.

S. 50, 7: Es bedeutet eine wesentliche Veränderung des Standpunktes, wenn Schiller jetzt neben der Gefahr der überwiegenden Sensualität, die er schon in der Abhandlung über Anmut und Würde betont hatte, auch die Bedenken einer überwiegenden Rationalität hervorhebt, einer Gefahr, der er selbst leichter als jeder andere ausgesetzt war. Diese Veränderung ist sicher auf die Annäherung an Goethe zurückzuführen, der in den Zeilen 23—27 wiederum charakterisiert ist.

S. 51, 31ff.: Vgl. die Votivtafel „An einen Weltverbesserer" (Bd. II, 164).

S. 54, 1f.: Aber nicht etwa ein dritter Grundtrieb, vgl. den Anfang des 13. Briefs. Er ist der der harmonischen Verbindung von Sinnlichkeit und Vernunft entsprechende Schönheitssinn, dessen Wirken dahin geht, die beiden Grundtriebe im Gleichgewicht zu erhalten. — Über die Bedeutung der Begriffe Spiel und Spieltrieb bei Schiller vgl. Julia Wernly, a. a. O., S. 96ff. — Auch Berger, Schillers Ästhetik 286f. — „Gneiße (Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung S. 40 Anm.) hat darauf hingewiesen, wie eine der bedeutendsten Schwierigkeiten, welche die Terminologie der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" bietet, diese ist, daß das Wort „Spieltrieb" keinen Gegensatz zu Stoff- und Formtrieb bildet. Stoff und Form bezeichnen nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Objekte unseres Wahrnehmens, Spiel bezeichnet eine Art unseres Handelns. Schiller aber, wie schon erwähnt, faßt alle drei Bezeichnungen weiter: Stoff umfaßt nicht bloß die Empfindung, sondern auch das Gefühl, den Affekt und das sinnliche Begehren; Form nicht bloß den Gedanken, sondern auch das vernunftbestimmte Wollen. Und Spiel ist ihm nicht bloß das sinnlich-

vernünftige Handeln, sondern auch das sinnlich-vernünftige Wahrnehmen. Wenn nun Stoff- und Formtrieb nicht bloß unser Wahrnehmen, sondern auch unser Handeln bestimmen, so bestimmt umgekehrt der Spieltrieb nicht bloß unser Handeln, sondern auch unser Wahrnehmen." (Zitiert nach Wernly, a. a. O. S. 107.) — Sommer (Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik S. 426) deutet das Wort so: „Beseelung der Form in der Anschauung."

S. 54, 17—36: Vgl. Bd. XVII, 362, 365f.

S. 55, 28ff.: Zu Gestalt und lebende Gestalt vgl. Wernly a. a. O. S. 26ff., besonders S. 35ff.

S. 56, 3—7: Vgl. Bd. XVII, 649, 5—10. Auf die Berührung der diesbezüglichen Anschauungen Schillers mit denen Plotins, Herders und Winckelmanns weist Wernly a. a. O. 35ff. hin. Resultat: Die Auffassung Gestalt-Ideal, lebende Gestalt-Schönheit läßt sich zwar zurückverfolgen über die Weltanschauung eines Herder und Winckelmann bis auf Plotin, aber doch ist es erst Schiller, der diesen Begriff zum erstenmal klar erfaßt und ihm den dauernden Ausdruck verliehen hat.

S. 57, 3: Konsummation, hier Vollendung.

S. 57, 31ff.: Burke: vgl. Bd. XVII, 296, 18ff. und Anm. zu 252, 13. — Das Buch des sächsischen Hofmalers heißt: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei. Herausgegeben von J. C. Fueßli. Zürich 1762.

S. 58, 29f.: Dazu in den Horen die Anmerkung: „Es gibt ein Kartenspiel und gibt ein Trauerspiel: aber offenbar ist das Kartenspiel viel zu ernsthaft für diesen Namen."

S. 59, 8: Libyscher Gegner, Löwe.

S. 59, 28—60, 35: Vgl. Bd. XVII, S. 364; Bd. II, S. 142, Str. 1. Walzel vermutet, daß sich auch in der Wahl des Junokopfes, dessen Abguß Schiller in der Wohnung des Freundes oft vor Augen bekam, an Stelle der in der Abhandlung über Anmut und Würde genannten Kunstwerke der Einfluß Goethes zutage trete.

S. 59, 33: Vgl. das Xenion „Die Fajaken" [Phäaken], Schriften der Goethegesellschaft 8. Bd., S. 15, 131f.:

„Wir Fajaken, wir suchen kein Lob in Kämpfen des Geistes,
Lieben nur halter den Schmaus, Feuerwerk, Katzen und Spiel."

S. 61, 19ff.: Vgl. S. 52, 11ff. und Bd. XVII, 401, 25 u. 28 und Anm. dazu.

S. 63, 17: Vgl. den 10. Brief.

Siebzehnter bis siebenundzwanzigster Brief:

Die am Schluß des 16. Briefes geäußerte Absicht, die Wirkung der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen, die Wirkung der energischen Schönheit am abgespannten zu prüfen, hat

Schiller nur zu dem einen Teil ausgeführt, indem er die Wirkung der schmelzenden Schönheit erörtert. Die Prüfung der energischen Schönheit hat er erst später vorgenommen, wenigstens ist die Abhandlung „Über das Erhabene" (Bd. XVII, 618ff.), die sie enthält, erst im Jahre 1801 ans Licht getreten.

Die Briefe an den Augustenburger bieten zum 17.—22. Brief kaum irgendwelche Parallelstellen, dagegen zeigen die fünf letzten Schreiben den und jenen Anklang, auf den am jeweiligen Ort hingewiesen wird. — Schiller mißt dieser Abteilung der Briefe, besonders vom 18. bis 22. oder 23., die größte Bedeutung bei und fordert am 21. September 1795 (Jonas IV, 274) Körner auf, er möge ihm seine Zweifel gegen „sein System" mitteilen; er selbst könne sich keinen Begriff davon machen, was an diesem System unbestimmt oder willkürlich sein sollte. Die Kontroverse mit Fichte (vgl. Bd. XVI, I, S. 708f.) veranlaßte Schiller, in dem Briefentwurf vom 3. August 1795 (Jonas IV, 221f.), die Art seines philosophischen Stils mit besonderer Rücksicht auf die letzte Gruppe der ästhetischen Briefe zu charakterisieren: „Zeigen Sie mir in allen meinen philosophischen Aufsätzen einen einzigen Fall, wo ich die Untersuchung selbst (nicht bloße Anwendungen derselben) in Bildern abhandle. Das wird und kann nie mein Fall sein, denn ich bin beinahe skrupulös in der Sorgfalt, meine Vorstellungen deutlich zu machen. Habe ich aber die Untersuchung mit Präzision und logischer Strenge geführt, so liebe ich es und beobachte es zugleich aus Wahl, eben das, was ich dem Verstand vorlegte, auch der Phantasie (doch in strengster Verbindung mit jenem) vorzuhalten. Ich verweise Sie, wenn Sie diese Bemerkung verifizieren wollen, auf das sechste Stück der Horen, weil gerade hier die Anwendung bequemer ist. Wenn Sie hier in dem 19., 20., 21., 22. und 23. Briefe, wo eigentlich der Nervus der Sache vorkommt, eine unzweckmäßige Sprache finden, so weiß ich in der Tat keinen Punkt der Vereinigung in unsern Urteilen mehr."

In den Horen (6. Stück, S. 45) trägt die ganze Gruppe die Überschrift: „Die schmelzende Schönheit. Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Im ersten und zweiten Stück der Horen."

S. 65, 8: In den „Horen" 1795 (6. Stück, S. 46f.) ist hier folgende Anmerkung angefügt: „Der vortreffliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Ästhetik usf. Erfurt 1791 unterscheidet in der Schönheit die zwei Grundprinzipien Anmut und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beider; welches mit der hier gegebenen Erklärung aufs genaueste zusammentrifft. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Einteilung der

Schönheit in eine schmelzende, worin die Anmut, und in eine energische, worin die Kraft überwiegt.“ (Der vortreffliche Verfasser ist der Freiherr von Dalberg, der Koadjutor des Erzbistums Mainz.)

S. 66, 12: Abgezogene Form, d. h. der Begriff.

S. 66, 31: Unter Schönheit ist von hier ab immer die schmelzende Schönheit zu verstehen.

S. 69, 20 ff.: Schiller denkt wieder an die englischen Sensualisten, vgl. Burke, S. 57, 31 ff.

S. 78, 2: Gemeint ist der 19. Brief.

S. 78, 37: Dazu in den „Horen“ (S. 68) die Anmerkung: „Man sehe den vierzehnten und fünfzehnten Brief im zweiten Stück der Horen.“

S. 81, 36—82, 9: „Das Endziel der ganzen Ästhetik Schillers! In diesen Worten ist das objektive Merkmal des Schönen, das Schiller im Gegensatz zu Kant annahm, durch Analyse des Gefühlsinhalts der Wirkung des Schönen festgelegt.“ (Walzel.)

S. 82, 35: Affinität, Verwandtschaft. — Die Gedanken, die Schiller an dieser Stelle über Musik äußert, geben uns Veranlassung, die Bemerkungen zu Körners Aufsatz „Über Charakterdarstellung in der Musik“ hier anzuschalten, die aus äußeren Gründen nicht mehr in den XVII. Band, wohin sie gehört hätten, aufgenommen werden konnten. Körner hatte den erwähnten Aufsatz zur Aufnahme in die Horen gesandt und erhielt ihn unterm 10. März 1795 mit kurzem Begleitschreiben (Jonas IV, 146) und längeren Bemerkungen zur nochmaligen Durcharbeitung zurück. Im Briefwechsel zwischen den beiden Freunden wird der Aufsatz in der Zeit zwischen dem 29. Dezember 1794 und dem 4. Mai 1795 oft erwähnt. Er erschien dann im 5. Heft der Horen 1795, S. 97—121 (wiederholt in Körners Ästhetischen Ansichten. Leipzig 1908). Wir geben den Wortlaut nach Goedeke XV, 1, 378 ff. Verweise auf den Körnerschen Text sind leider nicht möglich, da uns die erste Form des Aufsatzes, auf die die Noten sich beziehen, nicht überliefert worden ist:

„S. 3. (Wahl des Stoffs.) Die Frage, was in der Musik darstellungswürdig sei, geht eigentlich nicht den Stoff, sondern die Behandlung an. Über den Stoff kann dem Musiker so wenig als irgendeinem andern Künstler etwas vorgeschrieben werden. Wenn gefragt würde, ob der Künstler den Zorn, die Eifersucht darstellen könne, so würde es den Stoff betreffen. Ob er aber in der Schilderung des Zorns oder der Eifersucht das Pathos oder das Ethos darzustellen habe, das ist eine Frage, die sich auf die Behandlung bezieht. Ich riete daher, von S. 3 unten bis S. 6 oben alles wegzulassen, weil dadurch leicht nur eine Irrung entstehen könnte, da die Sache übrigens an sich klar ist.

S. 8 (und folgende). Hier ist idealisieren und veredeln gleichbedeutend verbraucht, welches zu falschen Begriffen führen kann. Nicht deswegen, weil sich die Leidenschaft an sich nicht veredeln läßt, sondern deswegen, weil sie bloß unter empirischen Gesetzen steht, ist sie des Künstlers unwert. Etwas idealisieren heißt mir nur, es aller seiner zufälligen Bestimmungen entkleiden und ihm den Charakter innerer Notwendigkeit beilegen. Das Wort veredeln erinnert immer an verbessern, an eine moralische Erhebung. — Der Teufel, idealisiert, müßte moralisch schlimmer werden, als er es ohne das wäre.

Ich vermisse daher bei der hier angestellten Deduktion des Idealischen in der Musik den Hauptsatz: Daß die bloße Leidenschaft darum nicht idealisiert werden könne, weil sie keinen notwendigen Charakter hat, sondern wie alles Materielle in jedem Individuum einen andern Charakter annimmt.

S. 13 (muß durch seine eigne Phantasie beschränkt). Dieser Satz müßte entweder nicht aufgestellt oder gerechtfertigt werden. So wie er dasteht, hat er kein Fundament, und der gewöhnliche Leser begreift seine Wahrheit nicht.

Wodurch wird das Ideal unendlich? Nicht dadurch, daß es unserer Willkür freies Spiel läßt, sondern dadurch, daß es aus der Zeit tritt. Aus der Zeit tritt es, weil es in keiner einzelnen Determination erscheint, sondern bloß das Vermögen zu unendlich vielen Bestimmungen sichtbar macht. So das Ideal der Menschheit in der bildenden Kunst. Es ist deswegen unendlich, weil es in keinem einzelnen transitorischen Zustande erscheinet, sondern bloß die reine Menschheit, d. h. die Möglichkeit aller Äußerungen derselben darstellt usf.

S. 17. (Gehalt und Bestimmtheit.) Ich würde lieber sagen Unbegrenztheit und Begrenzung, oder Allgemeinheit und Individualität; denn Gehalt und Bestimmtheit sind einander gar nicht entgegengesetzt; vielleicht könnte man auch sagen, unendliche Bestimmbarkeit und vollständige Bestimmtheit, denn das ist der Charakter des Ideals.

Überhaupt würdest du dich, deucht mir, dieser beiden Begriffe: Bestimmbarkeit und Bestimmtheit bei deinem Gegenstand mit Nutzen bedient haben.

S. 18. (Mit den Umrissen des Bildes verschwindet die Gestalt und nichts bleibt übrig als der Gedanke.) Das verstehe ich nicht. Der Gedanke selbst ist bloß die Einheit des Umrisses, und muß notwendig mit dem Umriß verschwinden. Nimm den Umriß von einem Triangel weg, so wird nicht bloß das Bild, sondern auch der Begriff aufgehoben.

S. 30. (Eine Reihe von Veränderungen —.) Von da an bis Seite 40 finde ich viele Dunkelheiten, die durch strengere Bestimmung

der Begriffe Leben, Lebendes Wesen, Welt des lebenden Wesens, Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit usf. gehoben werden könnten. Beispiele würden dieser zu abstrakt ausgefallenen Deduktion gute Dienste tun.

Wie die Selbsttätigkeit und die Empfänglichkeit durch die musikalische Darstellung versinnlicht werde, davon hören wir gar nichts hier. Ist es bloß durch Einheit und Mannigfaltigkeit? so sollte dies wenigstens spezieller auf die Musik angewendet werden.

S. 33. (Sinnliches in der Zeit.) Ist unbestimmt gesagt, alles Sinnliche ist in der Zeit, und alles, was in der Zeit ist, ist sinnlich.

S. 37. (Männliches oder weibliches Ideal.) Wie kommt dieses hierher? Entweder es sollte mehr ausgeführt oder gar nicht berührt sein.

Was nach S. 40 folgt bis hinaus ist zu geeilt und mehr von ferne angedeutet als entwickelt. Und doch erwartet man gerade hier mehr Befriedigung, weil nun die Anwendung jener allgemeinen Begriffe auf die Tonkunst und ihre Wirkungen folgen sollte. Es würde also sehr wohl getan sein, hier mehr ins Detail zu gehen

Was ich indes vorzüglich vermißte und daher zu beherzigen bitte, ist der materielle Teil der Musik, auf welchem allein ihre ganze spezifische Macht beruht. Es ist doch sonderbar, daß eigentlich im ganzen Aufsatz nur von den ästhetischen Wirkungen der Musik, die sie mehr oder weniger mit jeder ästhetischen Kunst gemein hat, aber gar kein Wort von ihrer eigentümlichen Wirkung, die in der spezifischen Eigentümlichkeit ihres körperlichen Teils, des Tons beruht, die Rede ist. Alles was du sagtest, müßte ebensogut auf Farben, Klaviere, auf Tanzkunst usw. angewendet werden können.

Offenbar beruht die Macht der Musik auf ihrem körperlichen materiellen Teil. Aber weil in dem Reich der Schönheit alle Macht, insofern sie blind ist, aufgehoben werden soll, so wird die Musik nur ästhetisch durch Form. Die Form aber macht keineswegs, daß sie als Musik wirkt, sondern bloß, daß sie bei ihrer musikalischen Macht ästhetisch wirkt. Ohne Form würde sie über uns blind gebieten; ihre Form rettet unsere Freiheit. Aber die Freiheit macht das Ästhetische allein nicht aus, sondern die Freiheit, insofern sie sich im Leiden behauptet. Dieses Leiden wird hier hervorgebracht durch den Ton, dessen Einfluß auf uns und Affinität mit unsern Leidenschaften lediglich auf Naturgesetzen beruht. Im Ästhetischen aber sollen zugleich mit Naturgesetzen auch Freiheitsgesetze herrschen. Daher die Notwendigkeit des Charakters in der Musik, wenn sie als schöne Kunst wirken soll.

Nimmst du der Musik alle Form, so verliert sie zwar alle ihre ästhetische, aber nicht alle ihre musikalische Macht.

Nimmst du ihr allen Stoff und behältst bloß ihren reinen Teil, so verliert sie zugleich ihre ästhetische und ihre musikalische Macht, und wird bloß ein Objekt des Verstandes. Dies beweist also, daß auf ihren körperlichen Teil mehr Rücksicht genommen werden muß, als du vorgenommen hast.

Ebenso urteilen auch Humboldt und Goethe. Ich wünschte also, daß du, wäre es auch nur im Vorbeigehen, die eigentümliche Macht der Musik, die bloß auf ihrer Materie beruht, noch berühren möchtest."

S. 83, 14—17: Vgl. Bd. XVII, S. 524 Anm.

S. 83, 23ff.: Vgl. Bd. XVII, S. 291, 30—34, S. 648, 30ff.

S. 84, 11: „Künste des Affekts", vgl. dazu an Körner, 3. Februar 1794 (Jonas III, 422f.):

„Nun kommt es darauf an, ob der objektive Zweck bloß um des subjektiven willen da ist, oder ob er auch unabhängig von diesem (der Schönheit) den Künstler interessiert. Doch muß es in dem letztern Falle kein physischer, sondern auch ein ästhetischer Zweck sein, weil das Produkt sonst unter die Künste der Freiheit gerechnet werden müßte. Darauf gründet sich die Einteilung der Künste in schöne Künste (in strengster Bedeutung), weil hier alles bloß auf Schönheit zielt, und in Künste des Affekts."

S. 84, 37—85, 8: Vgl. das Xenion 610 (Schriften der Goethegesellschaft, 8. Bd., S. 69):

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!" — So darf denn auf eurem Rücken des Büttels Stock nimmer und nimmermehr ruhn?"

Zugleich wohl eine Warnung an die Leser der Horen, an die im gleichen Heft erscheinenden „Römischen Elegien" Goethes nicht mit moralischen Maßstäben heranzutreten.

S. 85, 10: Der mit dem 17. Brief verlassen worden war. Über das gegenseitige Verhältnis des Ästhetischen und Moralischen im „Systeme Schillers" vgl. den Hinweis bei Berger, Schillers Ästhetik S. 295f. Vgl. dazu auch den 24. Brief, besonders S. 92, 9—12.

S. 88, 24ff.: Vgl. Bd. XVII, S. 369, 16ff., 403, 23ff.

S. 88, 37: Gemeint ist Kant.

S. 89, 5f.: Vgl. S. 144, 18—19.

S. 89, 14—90, 5: Vgl. die Votivtafel „Die moralische Kraft" (Bd. II, 162).

S. 90, 7ff.: Zum ganzen Brief vgl. S. 144—146.

S. 90, 21—91, 12: Vgl. „Die Künstler", V. 103—115 (Bd. III, 28f.).

S. 91, 13—20: Iphigenie, V. 328—335, frei zitiert.

S. 91, 22ff.: Vgl. „Die Künstler", V. 174—178 (Bd. III, 30).

S. 94, 38—95, 2: Vgl. „Das Ideal und das Leben" V. 107 bis 110 (Bd. II, 145).

S. 96, 13ff.: Vgl. S. 144f.

S. 96, 17ff.: Vgl. Bd. XVII, S. 253, 22ff. und die zu 91, 22 zitierte Stelle aus den „Künstlern".

S. 97, 15: Hesiods Theogonie, V. 617ff.

S. 97, 19: Vgl. zu 30, 3.

S. 100, 1—7: Vgl. dazu Berger, Schillers Ästhetik S. 304f.: „Es scheint somit, als ob er sich zu der dem nachkantischen Idealismus angehörigen Definition des Schönen als der (wirklichen) Einheit des Idealen und Realen bekenne: so verstanden, daß dieses Verhältnis ein wirkliches, nicht von unserm Subjekt aus mitbestimmtes sein soll. Damit wäre Schiller zu sich selbst und seinen Definitionen des Schönen, die er im „Kallias" und sonst gegeben, zu der auch in den „Ästhetischen Briefen" vertretenen Auffassung, daß das Schöne auf einem (objektiv und subjektiv) notwendigen Akte beruhe, in Gegensatz getreten. Diese „wirkliche Vereinigung" kann nicht in jenem Sinne gemeint sein. Denn überall bei Schiller finden wir, daß diese Harmonie nicht eine absolut vorhandene, kein Erfahrungsbegriff ist, sondern bloß eine Forderung — etwas, das wir „als eine notwendige Aufgabe für unsere sinnlich-vernünftige Natur" betrachten müssen (an Körner, 25. Oktober 1794).

S. 100, 28ff.: Vgl. zum ganzen Brief besonders S. 149.

S. 101, 5ff.: Vgl. „Das Eleusische Fest" V. 7ff. (Bd. II. 51).

S. 101, 25: Dazu in den „Horen" (S. 103) die Anmerkung: „Man lese über diesen Gegenstand, was Herder im 13. Buch der Ideen z. Philos. d. Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt."

S. 101, 30: Zu „Schein" vgl. Julia Wernly, a. a. O. S. 118 bis 137.

S. 101, 31: Neigung zum Putz: vgl. Bd. XVII, 642f.

S. 102, 22ff.: Über den Unterschied zwischen logischem und ästhetischem Schein vgl. Wernly a. a. O.

S. 102, 27ff.: Vgl. den Schluß des Wallensteinprologs.

S. 102, 37ff.: Wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert." Goedeke schlägt vor zu schreiben: „nicht erinnert". Dann würde der Satz sagen: wenn er (der Verstand) sich nicht erinnert, daß er in seiner Verwerfung des Scheins mit der höchsten Stupidität übereinstimmt (S. 101, 32f.).

S. 102, 38—103, 2: Ist geschehen in dem Aufsatz „Von den notwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten (vgl. Bd. XVII. 453ff.).

S. 105, 36ff.: Vielleicht liegen hier und ebenso im 27. Brief Bruchstücke der geplanten, aber nicht ausgearbeiteten Untersuchung

„über den ästhetischen Umgang“ vor, vgl. Daniel Jacoby in Schnorrs Archiv für Litgesch. VII, 95ff.

S. 106, 15f.: Vielleicht ist an Persönlichkeiten wie Nicolai, als den typischen Vertreter des nüchtern philiströsen Durchschnittsgeschmacks, gedacht, doch könnte die Bemerkung sich auch auf den Philisterstandpunkt beziehen, der zu allen Zeiten von einzelnen Schreiern vertreten worden ist.

S. 107, 5: gotisch, altmodisch, barbarisch.

S. 107, 28ff.: Vgl. S. 148f., 164f. Jonas IV, 479 bemerkt zu dem Brief Schillers an Goethe, 8. Oktober 1794: „Schiller und Goethe hatten eine Korrespondenz über gemischte Materien verabredet, die eine Quelle von Aufsätzen für die ‚Horen‘ werden sollten.“ Schiller an Körner, 9. Oktober 1794: „Einstweilen sende ich Dir einen Aufsatz von Goethe, der aber bloß flüchtig hingeworfen und bloß zum Privatgebrauch bestimmt ist.“ „Der Gegenstand des Goetheschen Aufsatzes ist vielleicht in Schillers 27. Briefe über die ästhetische Erziehung berührt.“ Vgl. auch Berger, Schillers Ästhetik S. 237f.

S. 109, 6ff.: Vgl. Berger, a. a. O. S. 301: „In der Erklärung der Schönheit organischer Naturen war jedenfalls der erste Vereinigungspunkt mit Goethe, der alles Organische überhaupt aus seiner „Idee“, „von innen nach außen strebend“ und sich entwickelnd, auffaßte, gegeben: war doch auch die erste Erwiderung Goethes auf Schillers Eröffnungen über seine ästhetische Theorie, wie wir wissen, ein Aufsatz gewesen, worin er die Schillersche Erklärung der Schönheit als Vollkommenheit mit Freiheit auf organische Naturen anwandte. Und jedenfalls ist dieser Aufsatz nicht ohne Einfluß auf die Äußerungen Schillers über die Freiheit im Tierreich und der unbeseelten Natur (im 27. Briefe) gewesen.“ Vgl. auch den Brief Schillers an Körner vom 25. Oktober 1794 (Jonas IV, 43ff.).

S. 109, 34: Vgl. „Das Ideal und das Leben“ (Bd. II S. 142ff.); ursprünglich „Das Reich der Schatten“ betitelt, bekam das Werk in der ersten Ausgabe der Gedichte (1800) die Überschrift „Das Reich der Formen“. Es enthält sozusagen die poetische Quintessenz der in den Briefen vorgetragenen ästhetischen Anschauungen.

S. 111, 11f.: Nach „dazwischen tritt“ folgt in den „Horen“ (S. 117): „Die hohe Notwendigkeit des Ideals mit der Notdurft des Individuums verwechselt, und die edle Darstellung eines ewigen Willens, in der schönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens befleckt.“

S. 112, 16ff.: Vgl. das Gedicht „Der Tanz“ V. 10—15 (Bd. II, 25f.).

S. 112, 21ff.: Vgl. Ilias III, Gesang 3ff. Vgl. auch die

Stelle im ersten Kapitel des „Laokoon“: „Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen mit entschlossener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß die Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen.“

S. 113, 20f.: Es ist an Tauris zu denken und an Iphigeniens Kulturmission. Vgl. auch „Das Eleusische Fest“ V. 15 (Bd. II, 51).

S. 113, 37: In den „Horen“ folgt noch (S. 120): „Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht weil das eine nachgibt, darf das andere mächtig sein; hier darf es nur Sieger, aber keine Besiegten geben.“

S. 115, 21—25: Vgl. „Die Künstler“ V. 397—405 (Bd. III, S. 36f.).

S. 115, 29: Es ist hervorgehoben worden, daß Schiller aus Lessing sich des auf einer Gemme dargestellten Amors erinnert, der einen Löwen zügelt.

Schiller hatte mit den „Briefen“ den Zweck verfolgt, seine „Elementarphilosophie vorauszuschicken, weil man sich auf nichts allgemein Geltendes berufen kann.“ Bei allen seinen späteren Einzelausführungen gedachte er, auf diese prinzipiellen Erörterungen zurückzuweisen. „Auf diese Art hoffe ich in der Folge mehrere Jahre keinen wichtigen Satz aus den zwei und drei ersten Lieferungen unerörtert zu lassen, denn habe ich nur erst das Allgemeine vorangehen lassen, so nehme ich einzelne Materien vor, auf welche ich dann diese Hauptsätze anwende“ (an Körner 4. Mai 1795, Jonas IV, 165f.). „Die Arbeit über naive und sentimentalische Dichtung und dann die im Verein mit Goethe gepflegte empirische Kunstbetrachtung und die Kunstübung selbst sollten diesen Plan verdrängen“ (Berger a. a. O. 366).



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





Schillers sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Karl Berger, Erich Brandenburg, Th. Engert, Conrad Höfer, Albert Köster, Albert Leitzmann, Franz Muncker

herausgegeben von

Otto Güntter und Georg Witkowski.

Neunzehnter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Inhalt.

Vermischte Aufsätze.



Vermischte Aufsätze.



Beantwortung der Frage des Herzogs Karl: „Welcher ist unter euch der geringste?"

1774.

Dux Serenissime!

Obsequium verum Tua jussa paterna per omnem 5
Vitam patrandi pergrave poscit opus.
Prodere consocii mores, est ponderis hercle,
Dicere queis vitiis deditus ille siet.
Sed Tu jussisti; Tua circumspecta voluntas
Fert, cujus cura est nil nisi nostra salus. 10

Sicut ego credo Carl Kempff est pessimus omnis
Ordinis et vitiis deditus usque malis.
Defraudans socios, rudis, ignarusque, magistros
Et quanquam indoctus spernit et odit idem.
Praedita tota quidem vitiis divisio, vincit 15
Ille tamen socios continuando suos.
O utinam possem nullum Tibi dicere, Princeps!
Indignum tanto Patris amore boni.
Sed mihi spes superest, mutabit tempore mores
Et tandem admonitus desinet esse malus. 20
Quaerumus o Princeps, tanto dignere favore
Nos, quantum immeritis antea sponte dabas.

His precibus
ad pedes Tuos
Serenissime Dux 25
sese submittit
Schiller.

Bericht an den Herzog Karl von Württemberg über Mitschüler und über sich selbst.

1774.

Durchlauchtigster Herzog,
5 Gnädigster Herzog und Herr!

Wenn uns der ausdrückliche Befehl zu einer Unternehmung, deren Folgen wichtig genug sind, das Glück oder Unglück meiner Freunde zu veranlassen, nicht verbände, so würden wir, weit entfernt, den weisesten Endzweck unsers Durch-
10 lauchtigsten zu erreichen, weit entfernt, ein vollkommenes Urteil zu fällen, vielmehr verstummen müssen. Schon der größeste Weise, der größeste Naturkundige würden sich nicht erkühnen, mit ihrem Urteil vor Euer Herzoglichen Durchlaucht zu erscheinen und Beifall zu erwarten. Wieviel weniger
15 sollte ich, viel zu unwissend, viel zu unerfahren, mich selbst zu kennen, auch den letzten meiner Freunde beurteilen.

Allein ich unterstehe mich doch, etwas zu sagen. Der Ruf, der so erhabene Ruf meines Fürsten, der mir ein Heilig-tum sein muß, ist stark genug, mir einen Verspruch, ein Werk
20 abzufordern, welches ich sonsten für unmöglich hielte. Ich würde wider die Pflichten der Dankbarkeit sündigen, wenn ich nicht tun sollte, was ich tun könnte, und welchen Leichtsinn würde ich verraten, wenn ich nicht diesen gnädigsten Befehl nach meinem Vermögen auf das pünktlichste erfüllen
25 sollte. Allein, Durchlauchtigster Herzog, ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe sie und seufze zugleich über meine Schwachheit. Ich fühle mich zu klein, zu urteilen, ob jener das Christentum hochschätze und ausübe, ob es dieser verachte, ob er es fliehe: ich sehe es als ein Werk
30 an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können. Wie wird aber derjenige die Pflichten gegen andere beobachten, wenn er sie an Gott vernachlässigt. Sollten aber diejenigen, wenn es je einige geben sollte, ihre so große Unwürdigkeit zu offenbaren sich unterstehen, sollten

sie sich nicht vielmehr in die Einsamkeit verkriechen, um der Schande eines so unedlen Namens zu entfliehen, sollten sie nicht zittern, wenn sie an sich zurückdenken, und nicht verzweifeln, wenn sie die Größe ihrer Laster fühlen? Solche Unglückliche sind unter der Stufe der Menschheit; sie be- 5 leidigen Gott, sich selbst und ihre Freunde; sie vernachlässigen die Seelenkräfte, die ihnen Gott, seine Ehre auszubreiten, geschenkt hat; kurz, sie hören auf, den Namen eines Menschen zu verdienen. Ebenso schändlich ist es, seinen Fürsten mit niedrigen Gedanken zu entheiligen, ein solcher ist ebenso zu 10 fliehen, als der, welcher Gott und Christentum hasset.

Sollte ein solcher unter uns wohnen, sollte er endlich gar das Heiligtum beflecken, welches der beste Fürst geheiligt hat, sollte er sich dieses erkühnen, so sei er von uns verflucht, verabscheut. 15

Aber eines solchen Lasters ist keiner von uns fähig; die Gegenwart des heiligen Fürsten erhebt ihn zu edlern Gesinnungen, zu einer Ruhmbegierde, von seinem Fürsten edel und groß zu denken; seine Vernunft führt ihm den vortrefflichen Bau seines Glücks vor Augen, den er, sobald er wider 20 seine Pflichten handelt, augenblicklich umgestürzt und zertrümmert in Ruinen sieht!

Hier muß der geringste Stoff zur Unzufriedenheit verschwinden, wo ein Jüngling, von Tugend und Weisheit geleitet, den Tempel der Unsterblichkeit aufgebaut erblickt, da, 25 wo Laster gehaßt, da, wo edlere Taten zum Triumphe geführt werden. Ebenso muß ein Jüngling, wenn er die erhabene Stufe nicht erreicht, wenn er sich selbst hindert, die Bahn der Tugend durchzulaufen, unzufrieden sein, so wie ein rechtschaffener, von einem edlen Ehrgeiz beseelt, wenn er den 30 Beifall des Richters verdient, mit sich selbst zufrieden sein muß. O wie glücklich könnte ich sein, wenn ich ihn verdienen könnte, wenn ich mich als den Beförderer meines eignen Glücks ansehen könnte.

Empfangen Sie, Durchlauchtigster Herzog, diese niedrigen 35 Gedanken, welche zu klein sind, einem Fürsten zu gefallen, der die wahre Weisheit kennt, welche aber alsobald groß werden, wenn Er sie mit seinem hohen Blick erleuchtet hat.

Scheffauer, Keller.

Beide werden von einem edlen Herzen, welches Gott, den Fürsten und Lehrer anbetet, liebt und verehrt, beseelt, welches Freunde durch Dienstfertigkeit, durch Aufrichtigkeit und durch 5 Treue zur Gegenliebe aufmuntert, welches sich nicht allein freut, unter denselben zu wohnen, sondern es auch für eine Ehre hält, in ihrer Gesellschaft dem großen Stifter zu huldigen. Reinlichkeit ist bei ihnen eine der Hauptsorgen, sowie die Aufrichtigkeit, im Gegenteil aber auch Eigensinn ihre Haupt- 10 eigenschaft ist. Sie befleißen sich, ihre guten Gaben hauptsächlich zu Haus zur Erreichung ihrer Hauptabsicht, jenes ist die Bildhauerei, dieses die Mathematik, wohl anzuwenden.

Gläßle.

Verdient durch den willigsten Gehorsam, durch die große 15 Ehrerbietung gegen seine Lehrer und Vorgesetzte, durch die Höflichkeit und Auswahl, mit welcher er mit seinen Freunden umgeht, den Ruhm eines der besten Jünglinge. Da ihm seine Jahre sehr viel Überlegung gestatten, so benutzt er seine guten Gaben, welche er meistens zur Physik anwendet, überall 20 auf das vortrefflichste. Sonst wendet er große Sorge auf die Reinlichkeit, an deren er fast alle übertrifft. Durch Züge des Eigensinns aber verschwinden seine Vollkommenheiten, und derselbe hat ihn zu sehr vielen Handlungen angereizt, welche dem Fürsten notwendig mißfallen müssen. Wie unedel 25 würde er aber sein, wenn er Gott und seinen Herzog verachten sollte!

Schreyer, Plessing, Feither (Jeither?), Kerner.

Wunderbar ist es, daß diese beinahe gleiche Neigung, gleiche Gemütsart, gleiche Gaben besitzen. Alle werden von 30 einem dankbaren Trieb, Gott und ihren Wohltäter zu erheben, angefeuert, die Werkzeuge desselben, ihre Lehrer und Vorgesetzte, mit Ehrfurcht und mit blindem Gehorsam zu erfreuen, und ihren Freunden mit Dienstfertigkeit und mit Aufrichtigkeit zu dienen. Die Sorge für die Reinlichkeit ist ihnen ebenso 35 gemein, als der Eifer, ihre guten Gaben wohl anzuwenden, welche sie alle zu der Zeichnungskunst gebrauchen. Mit ihren

Umständen habe ich sie noch niemals unzufrieden gesehen, vielmehr habe ich an ihnen eine außerordentliche Zufriedenheit wahrgenommen.

Chatillon, Schmidlin, Balz.

Wann ich von Fleiß, von Geschicklichkeit, von vortrefflichen 5 Gaben reden sollte, so würde ich diese drei mit Recht obenan setzen können. Es ist Ihnen, Durchlauchtigster Herzog, schon vorher bekannt, was für Proben dieselben von Fleiß abgelegt haben. Sie haben solche durch Belohnungen, durch Lobsprüche, durch Verheißungen angetrieben, sich zu edlen 10 Gliedern des Vaterlands zu bilden. Könnte es nun möglich sein, daß einer derselben seinem Fürsten nicht mit Anbetung, nicht mit dankbarer Entzückung begegnen sollte, oder wird er gar den Gottesdienst vernachlässigen? Das sei ferne!

Sie ziehen durch den Gehorsam, durch die Hochachtung 15 ihrer Vorgesetzten deren Bewunderung an sich, sie lieben ihre Freunde, welche aber doch über ihren Hochmut, über ihren Eigensinn klagen. Sie wenden auf die Reinlichkeit die größte Sorge, sind mit ihrem Schicksal vergnügt und halten überaus viel auf mathematische und philosophische Wissenschaften. 20

Karl Kempff.

Nun komme ich zu dem, dessen Beschreibung seine Mitbrüder beschimpfen muß. Ich rede von seinem Betragen gegen Freunde deswegen zuerst, weil er am meisten wider die Pflichten der Freundschaft sündigt. Wenn ich nicht überzeugt wäre, 25 Euer Herzogliche Durchlaucht wüßten schon vorher, wie falsch er einem seiner Freunde begegnet ist, so würde ich dieser Schandtat gedenken. Wie leicht kann derjenige, der in seiner Jugend falsch ist, im Alter ein Verräter werden. Jedoch sollte er gar unedle Gedanken von der Religion im Schilde 30 führen, sollte er wider die Pflichten gegen seinen Wohltäter handeln? — Jetzund schon müssen Vorgesetzte über seinen Hochmut, über seinen Eigensinn klagen; Lehrer, die kurz vorher die Größe seiner Verleumdung eingesehen haben! und Freunde müssen seine Verachtung erdulden. Doch welches Glück ist 35 größer, als von Lasterhaften gehaßt, beneidet und verachtet

werden? Ich habe ihn aber doch niemals mit seinem Schicksal unzufrieden gesehen, sondern er scheint ganz gelassen dem Ziel entgegenzugehen, welches ihm die Gnade des Fürsten bestimmt hat. Ich habe ihn jederzeit fleißig angetroffen, und
5 Lehrer selbst rühmen die vortreffliche Anwendung seiner guten Gaben zu Leibesübungen. Am Körper aber fängt man an, diejenige Reinlichkeit nicht mehr zu beobachten, die er bisher geäußert hat. Niemals werde ich den Charakter seines Bruders Dietrich Kempff besser beschreiben, als wenn ich ihn demselben
10 entgegensetzen kann.

Baßmann und Brandt.

So wie die Züge Karl Kempffs das böse Herz gleichbald entdecken, so verraten die Sitten dieser beiden eine schlechte Auferziehung zu Haus. Sie scheinen zwar von Euer Herzog-
15 lichen Durchlaucht eine rühmliche Gesinnung zu haben, von ihren Vorgesetzten ebenso löblich zu denken; allein das Pöbelhafte in ihrer Seele ist ungeachtet der natürlichen Vorsicht aus ihrem Herzen noch nicht verdrungen worden, welches sie durch Grobheiten gegen ihre Mitbrüder an den Tag legen.
20 Der erste könnte mehr Reinlichkeit beobachten, welches eine von des letzten Hauptsorgen ist. Sie sind sonst mit ihrem Schicksal überaus zufrieden, gegen sich selbst aber besitzen beide eine große Eigenliebe. Unter den Händen ihrer Lehrer sind sie fleißiger als für sich, doch wenden alle zwei die guten
25 Gaben so an, daß ihre Bestimmung schwerlich nicht erreicht werden wird. Unter anderm legen sie sich hauptsächlich auf die schönen Künste.

Parrot, Eisenberg, Groß, Burrlin, Scharffenstein.

Um richtig zu urteilen und einen vollkommenen Charakter
30 zu ziehen, habe ich die zwei erstern den drei letztern entgegengesetzt, denn ich finde ein Widerspiel bei denselben, welches ich noch bei keinem angetroffen habe. — Erstere versprechen äußerlich zwar ein rechtschaffenes Gemüt, ein Herz, welches das Wohl der Freunde zu befördern sucht, allein gewiß würden
35 sie auf Wege sinnen, dieselben in Unglück zu stürzen, wenn ihnen Gelegenheit und Umstände solches zuließen. Diese aber

sind die Zuflucht ihrer Freunde, diese freuen sich über deren Glück, und seufzen über ihr Unglück. Da erstere noch dazu eine stolze Eigenliebe besitzen, so suchen sie alle, auch die schändlichsten Mittel hervor, solche zu befriedigen, und sich in die Gnade des Fürsten einzuschmeicheln, da ich gewiß versichert bin, daß sie nicht die nämlichen innerlichen guten Gedanken von demselben haben; diese hingegen warten, bis sie solche verdienen. Weil jene ihre Vorgesetzten als Werkzeuge ansehen, wodurch sie zu ihrem Ziel gelangen könnten, so beobachten sie gegen solche eine kriechende Demut; da aber diese eine Auswahl beobachten, die mit ihrem guten Charakter übereinkommt. Alle zusammen kommen darin überein, daß sie mit ihrem Schicksal überaus wohl zufrieden sind, und am Körper große Reinlichkeit beobachten.

Jene haben vortreffliche Gaben, welche sie gut anwenden, jedoch verspricht ersterer mehr, als er leisten kann, der andere aber verdirbt sich durch Auswendiglernen. Diese haben nicht so gute Gaben, suchen aber solche durch Fleiß zu verbessern. Bei jenen macht der Eigennutz, die Falschheit eines der Hauptlaster, ihre Höflichkeit aber ihre Haupttugend aus; letztere bestreben sich, sich durch Dienstfertigkeit, durch Redlichkeit und Treue gefällig und wert zu machen. Der erste liebt die Mathematik, der zweite die Historie, der dritte die römischen Altertümer, der vierte das Forstkameralwesen, der fünfte auch die Mathematik. Von den drei letztern kann ich gewiß Christentum hoffen, erstere aber lassen mich in der Ungewißheit.

Von Netzen

hat ein vortreffliches Herz, welches Gott, den Durchlauchtigsten Herzog, Vorgesetzte und Lehrer anbetet, liebt, verehrt und hochschätzt; welches sich das Glück seiner Freunde zur Hauptsorge macht, und sie durch Aufrichtigkeit zur Gegenliebe aufmuntert. Seine mittelmäßigen Gaben wendet von Netzen durch Fleiß und Unverdrossenheit recht gut zur Mathematik, seiner Lieblingswissenschaft, an. Er befleißt sich auch der Reinlichkeit, besitzt noch überdas eine große Dienstfertigkeit und Lebhaftigkeit; wenn ich nur eben dieses auch von seiner Zufriedenheit rühmen könnte.

Kapff und Faber.

Hier finde ich den einen in des andern Bilde getroffen. Wenn mir derselben Bezeigen gegen Freunde ebenso unbekannt wäre, als Gottesfurcht und Religion, so würde ich mich glücklich
5 schätzen. Allein mit meiner Mitbrüder und mit eigener Erfahrung muß ich bekennen, daß der letzte solchen mit der frechsten Grobheit begegnet, die sich mit ihm in einen Streit oder in eine andere Gelegenheit einlassen. Von Euer Herzoglichen Durchlaucht aber scheint er die besten Gesinnungen zu
10 haben. Mit seiner stolzen Eigenliebe, mit seiner Schadenfrohheit, mit seiner Unhöflichkeit fällt er allen beschwerlich, auch sogar Lehrer klagen über seine Unverschämtheit. Der erste hingegen macht seinen Mitbrüdern mit kindischem Betragen, mit Unverschämtheit Verdruß, und verbirgt ein nicht gar gutes
15 Gemüt. Beide beobachten am Körper keine gar große Reinlichkeit, beide klagen murrend über ihr Schicksal, sich selbst aber, mit Verachtung anderer, am meisten zu lieben, macht den Hauptzug in ihrem Charakter aus. Die guten Gaben, die sie haben, wenden sie nicht löblich genug an, von ihrer Neigung
20 aber zum Soldatenwesen reden sie großsprecherisch, und erzählen mit Ausführung große Heldentaten, die sie begehen würden, wenn sie das Glück haben sollten, ihre Neigung bald befriedigen zu können.

Bilfinger.

25 So gewiß ich weiß, Seine Herzogliche Durchlaucht seien schon vorher überzeugt, wieviel Lob, wieviel Bewunderung Bilfinger verdiene, so gewiß sehe ich ein, es sei mir erlaubt, mehreres zu seinem Lobe hinzuzufügen. Die Proben, welche er von Fleiß, von einem außerordentlichen Fleiß täglich liefert,
30 wären hinlänglich genug, ihn als den besten meiner Mitbrüder zu betrachten. Allein ein Herz, welches seine Freunde durch Redlichkeit, durch Aufrichtigkeit staunend macht, welches die edelsten Gesinnungen von dem gnädigsten Fürsten hegt, welches sich willig und ehrerbietig den Befehlen der Vorgesetzten unter-
35 wirft, welches durch Gehorsam und Aufmerksamkeit den Lehrern ihre Mühe angenehm macht, macht seinen Ruhm weit größer. Freunde nehmen an ihm einen Freund wahr, dessen Verlust

sie einmal nicht genug beweinen könnten. Sein uneigennütziges, sein dienstfertiges, sein freundschaftliches Herz deckt die allzu große Lebhaftigkeit zu, die ihn öfters zu Übereilungen hinreißt, zu Fehlern, die er, wenn er könnte, ablegen würde, wo seine Lebhaftigkeit seine Handlungen nicht so heftig angreifen würde.. Weil er 5 schon so große Schritte in dem Recht der Natur gemacht hat, so kann ich nichts andres für seine Hauptwissenschaft ansehen. An Reinlichkeit am Körper und zu Haus übertrifft er auch sogar die ersten seiner Mitbrüder. Er ist ein würdiger Bewunderer seines Fürsten, ein würdiger Diener Gottes, und verdient das 10 Schicksal, dessen Vorteile er bisher auf das edelste erhoben hat.

Boigeol und Petersen.

Eine große Neugierde hat mich bewogen, den Charakter derselben genau auszuforschen, und weil ich denselben ziemlich gleich befunden habe, so habe ich mich unterstanden, beide zu 15 vereinigen. Der erste ist Mensch, Christ und Freund, der andere mehr Freund allein. So erhaben, so edel, so würdig ein jeder von seinem Gott, so denkt er auch von seinem besten Fürsten, von seinen Vorgesetzten, von seinen Lehrern, von seinem Schicksal. Freunde sehen sich in der Gesellschaft dieser 20 zwei Mitbrüder geliebt, geholfen. Weil der erste schon sehr viel Verstand, der zweite sehr viel Aufrichtigkeit hat, so sind sie die Ratgeber ihrer Freunde, und genießen derselben Glück wie ihr eigenes, weil sie auch ihr Unglück bedauern. Vortreffliche Gaben, die sie vor andern eigen haben, machen sie tüchtig, 25 den Fleiß zu krönen, dem Vaterlande dereinst Dienste zu leisten und der herzoglichen Militärakademie Ehre zu machen. Der erstere ist ein großer Liebhaber der Mathematik, der letzte der Philosophie. Sonst sind sie sehr besorgt, ihren Körper und ihr Eigentum reinlich zu erhalten.

30

Masson, Hahn, Schmidgall.

Diese sind mir durch Zufälle wenig bekannt worden. Ich bedaure den Verlust, sie zu kennen, allein vielleicht würde ich auch mir Unangenehmes entdeckt haben, wenn ich solche genauer hätte kennen lernen wollen. Von ihrer Neigung bin ich so viel überwiesen 35 worden, daß sie ganz auf mathematische Wissenschaften gerichtet ist.

Reichenbach und Wächter

behaupten den Rang fleißiger, geschickter und vernünftiger Jünglinge. Weil sie alles gründlich studieren, und wenig auf den bloßen Gebrauch des Gedächtnisses halten, so sind sie zwar
5 nicht fertig, aber nichtsdestoweniger bereit zu Antworten, welche Überlegung und Verstand verraten. Würdige Gesinnungen von Gott und dem Fürsten sind ihnen angeboren, und Freunde verehren ihre Liebe, Dienstfertigkeit, Verschwiegenheit und Treue. Gegen Vorgesetzte und Lehrer haben sie sich
10 bisher so aufgeführt, daß sie derselben Lobsprüche und Bewunderung erhalten haben. Ebenso lieben sie Reinlichkeit und Ordnung, worin aber der erstere den letztern übertrifft. Das Schicksal, das ihnen Gott und die Gnade des Fürsten eigen gemacht hat, verehren sie mit Dankbarkeit, überhaupt
15 machen sie sich fähig, mit der Zeit dem Erzieher Ehre zu machen. Die Weltweisheit bestimmte bisher ihre Triebe, ihren Fleiß, ihr Privatstudieren. Geduld und Aufrichtigkeit entwickeln des letztern, Verstand und Nachdenken aber des erstern Gemütsbeschaffenheit.

20

Plieninger

würde durch Redlichkeit und Aufrichtigkeit, durch eine edle Gesinnung gegen Euer Herzogliche Durchlaucht, durch Ehrerbietung gegen Lehrer und Vorgesetzte und durch freundschaftliches Bezeugen gegen seine Mitbrüder sehr viel Lob-
25 sprüche verdienen, wenn er sich nicht durch eine kriechende Demut verächtlich machte. Unsere Pflichten sind zwar auch gegen die Demut beschworen worden, allein niederträchtige Demut ist ebenso schändlich zu fliehen, als Stolz und Hochmut. Plieninger würde sich nicht schämen, um ein gutes
30 Wort den geringsten seiner Vorgesetzten gleichsam anzubeten. Sonst aber ist er der Gnade Euer Herzoglichen Durchlaucht durch Fleiß und Zufriedenheit nicht ganz unwürdig. Die Reinlichkeit hat er sich zum Gesetz gemacht, und die guten Gaben, die er hat, wendet er vortrefflich an, Religion und
35 Gottesfurcht sind ihm mit Recht zuzuschreiben, eben deswegen legt er sich auch auf die Theologie und wünschte sie als seine Brotwissenschaft betrachten zu können.

Atzel und Hetsch.

Zwei Künstler, welche wirklich schon der herzoglichen Militärakademie Ehre machen können. Aber nicht allein der Ruhm ihrer Kunst, nicht allein ihr Bestreben, sich täglich vollkommener zu machen, sondern auch eigene Tugenden machen 5 sie uns liebenswürdig. Eine edle Gesinnung gegen die Religion, gegen den gnädigsten Fürsten, ein ehrerbietiger Gehorsam gegen Lehrer und Vorgesetzte verdienen Lobsprüche. Atzel vernachlässigt die Reinlichkeit am Körper, weil er sich allzuviel Geschäfte macht, da hingegen Hetsch mehr Reinlich- 10 keit, aber nicht so viel Beschäftigung liebt. Beide aber verehren ihr glückliches Schicksal öffentlich und in der Stille. Der erste verrät mehr Menschenliebe, Aufrichtigkeit und Nachdenken, letzterer mehr Witz, Dienstfertigkeit, aber ziemlich Eigenliebe. Beide richten alle Gedanken auf die schönen Künste. 15

Grub, Preißmeyer.

Beide machen sich durch Höflichkeit, Dienstfertigkeit und Aufrichtigkeit bei ihren Mitbrüdern wert. Die schönen Gaben, die sie besitzen, wenden sie mit Ruhm auf die Philosophie an. Eine edle Gesinnung gegen Seine Herzogliche Durchlaucht, 20 ein außerordentlicher Gehorsam gegen Lehrer und Vorgesetzte, ein redliches, höfliches und aufrichtiges Bezeugen gegen ihre Freunde und Mitbrüder macht sie denselben angenehm und wert. Letzterer verbirgt, aus Sorge wegen der herzoglichen Ungnade, seine Hauptneigung zum Soldatenstand, dem er 25 gewiß Ehre machen würde, wenn Pflicht und Vaterland ihn davor streiten hießen. Der erstere scheint nichts, als Philosophie, zu denken, zu lieben, zu reden und auszuüben, und wird gewiß große Schritte darin machen, wenn er diese Neigung hinlänglich wird befriedigen können. An Reinlichkeit am 30 Körper beobachten sie den Rang der erstern ihrer Freunde, und im Zimmer unterscheidet sich ihr Eigentum durch Ordnung von den übrigen. Und wie sollten sie mit sich unzufrieden sein, da sie einsehen, wieviel sie noch zu lernen haben? Warum sollten sie ihr Schicksal nicht verehren, da sie es unstreitig nicht 35 vorteilhafter betrachten könnten?

Wolff und Kaußler

scheinen äußerlich wenig Vollkommenheiten, wenig Gutes an sich zu haben, zuweilen gar unvollkommen und unwissend zu sein, allein ich gestehe, wenn sie ebenso gute Gaben, ebenso
5 gute Erziehung besäßen und genossen hätten, als edel ihre Gesinnung gegen Gott, den Fürsten und die Vorgesetzten und Freunde ist, so würden sie andere weit übertreffen. Sie beobachten eine wahre Zufriedenheit mit sich und ihrem Schicksal, eine mittelmäßige Reinlichkeit und Ordnung. Sie
10 sind still, höflich, aufrichtig und verschwiegen. Der erste hat zu der Historie, der zweite zur Kameralwissenschaft eine Hauptneigung.

Liesching, Duttenhofer, Elwert, Scheidle und Pfeifflin

verdienen gemeinschaftliche Bewunderung, Lobsprüche und Liebe.
15 Durch Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue haben sie sich den größten Teil ihrer Mitbrüder verbindlich gemacht. Durch eine edle und würdige Gesinnung von Gott und der Religion sehen sie alle ihre Handlungen gesegnet, durch eine vorteilhafte Denkungsart von Euer Herzoglichen Durchlaucht erscheinen sie
20 an der ersten Stufe derer, welche ich bewundert habe. Vorgesetzte und Lehrer sehen und hören sich von ihnen geliebt, geehrt und mit Dank belohnt. Reinlichkeit haben dieselben meistens gemein. Elwerts und Duttenhofers vortreffliche Gaben werden durch Fleiß immer vergrößert. Liesching und
25 Elwert lieben und verehren die Arznei-, Duttenhofer die Kameralwissenschaften, Pfeifflin richtet Sinn und Gedanken auf den Soldatenstand, und Scheidle macht sich die Mathematik zum Hauptstudium.

Von Hoven sen., Grammont.

30 Wenn ich die Gemütsbeschaffenheit des ersten genau beurteile, so finde ich das Gegenteil von dem andern, welche bloß in einigen Stücken eingeschränkt werden muß. Ein übergroßer Stolz, eine gehässige Eigenliebe ist jenem eigen, da hingegen dieser durch Verachtung seiner selbst und durch
35 Demut gefallen will. Gegen Gott ist der letztere am edelsten, am würdigsten gesinnt. Und wie sollte er es seinem andern

Wohltäter nicht auch sein? Vorgesetzten und Lehrern begegnet er mit Ehrerbietung und Gehorsam, und jener hält nicht viel von ihnen. An Reinlichkeit sind beide einander gleich und verdienen Lobsprüche, die ich bisher noch keinem zugesprochen. Aufrichtigkeit, Stille und Verschwiegenheit machen die Haupt- 5 züge des letztern aus. Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, aber Ehrgeiz und Grobheit sind dem erstern eigen. Mit ihrem Schicksal sind beide sehr vergnügt und äußern große Bewunderung desselben. Der erste hat sich die schönen Künste und Wissenschaften, der andere die Religionswissenschaft zur 10 Hauptneigung gemacht.

Von Hoven jun. und Gegel sen.

haben bisher den Namen junger Leute behauptet, da sie in ihren Handlungen wenig Überlegung, wenig Vernunft geäußert haben. Es ist zwar gewiß, sie bewundern die Gnade, die 15 Größe ihres Gottes und Fürsten, sie verehren die Befehle ihrer Vorgesetzten, allein ihre Freunde haben sie öfters durch Fürwitz und Unhöflichkeit beleidigt. Von ihrer Zufriedenheit und von ihrer Hauptneigung bestimme ich noch nichts Gewisses. Von ihren fürtrefflichen Gaben aber und von ihrem 20 Privatfleiß bin ich genau überzeugt. Reinlichkeit am Körper und im Schlafzimmer beobachten sie mit großer Pünktlichkeit. Von Hoven übertrifft den Gegel an Lebhaftigkeit, welche er aber öfters aus Mangel der Einsicht zu Unvollkommenheiten anwendet; Dienstfertigkeit und Treue, aber zugleich auch Ver- 25 änderlichkeit, haben sie miteinander gemein.

Nun habe ich, Durchlauchtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurteilungskraft verstattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, und würde wünschen, auch etwas zu der- 30 selben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glücks vor Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater 35 meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst,

welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu tun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche un-
5 mittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: „Sohn, bemühe dich, ihm zu gefallen, bemühe dich, daß er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von
10 ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für sein Leben, daß er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glücks entrissen werde."

So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir
15 ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurteilen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, nach den Regeln der Religion. Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es denn notwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen,
20 was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurteilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne
25 den Wert der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohltäters.

Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich
30 eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber, Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so an-
35 gewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden; denn wenn der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die

Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlauchtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus Ihrer Hand empfangen haben. Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wieviel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe, es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht.

Nun habe ich überlegt, wie unzufrieden man sein muß, wenn man seine Pflichten vergißt, wie abscheulich die Folgen sind, wenn man sich nicht bemüht, seine Schuldigkeit zu tun. Jetzund sehe ich eine fröhliche Reihe meiner Freunde vor mir, welche Belohnungen hoffen, und welche sie auch verdienen. Ich sehe einen Fürsten, welcher ihnen lächelt, ich sehe Vorgesetzte, welche ihnen mit Liebe und Hochachtung begegnen, mich selbst aber sehe ich hinter ihnen, verlassen, traurig, zitternd. — Sollte ich nun ungerührt bleiben, sollte ich zusehen, wie man mir dieselben vorzieht? Wofern ich noch ein Gefühl der Ehre empfinde, wofern ich noch Gnade — und Ungnade unterscheide, so will ich mich bemühen, fleißiger zu sein. — Ja ich will noch mehr tun, ich will nicht ruhen, bis ich sie eingeholt, ich will nicht ruhen, bis ich sie übertroffen habe.

Aber, Durchlauchtigster Herzog, Sie sind es, dem ich zuwider gehandelt, Sie sind es, gegen welchen ich meine Pflichten gebrochen, und doch schweigen Sie, und doch drücken Sie mich nicht mit der Strafe, die ich billig fühlen sollte. Welche Großmut herrscht in Ihren Zügen, eine Großmut, welche mich Vergebung hoffen läßt. Ja, Durchlauchtigster Herzog, wofern Sie mir diesmal verzeihen, so werde ich von meiner Betrübnis, von meiner Unzufriedenheit, von meiner gerechten Unzufriedenheit frei, so werde ich aufgemuntert, mehr zu tun,

als Gott und mein Fürst von mir begehren. Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien, und Ihnen für mein Glück danken — aber wie werden sie es tun können, da
5 sie selbst unfähig sind, Ihnen für ihr eigenes Glück dankbar zu sein. Lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater! zurufen: Er lebe! Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann.

Inschriften für ein Hoffest.

10 1775—1778.

1. Über die Pforte:

So tun sich ihr alle Herzen auf.

2. Im Tempel:

1. Wo Franziska hineintritt wird ein Tempel.
15 2. Die Traurigkeit blühet vor ihr auf, und die Freude jauchzet ihr nach.
3. So muß man Franzisken belohnen (ein brennendes Herz).
4. Tugend und Grazien wetteiferten sich selbst zu über-
20 treffen, und Franziska ward!
5. Die Tugend wollte geliebt sein und nahm ihr Bild an.
6. Sie ist unsterblich wie ich (indem die Tugend der Fama ihr Bildnis übergibt).

Schiller, Eleve.

---

25 ## Beobachtungen

bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller.

1778.

Die Leiche war sehr abgezehrt, aber nicht erstarrt. Vom Aufliegen hatte er eine Entzündung.

30 Als man die Brust öffnete, floß eine große Menge gelblichen Blutwassers heraus.

Das Netz, so sehr gering war, schien wie brandig, doch hatte es den faulen Geruch nicht.

Der Magen, die Gedärme waren natürlich, nur die großen waren etwas aufgeblasen. Würmer fühlte man von außen keine. Von innen wurden sie nicht untersucht, weil es die Zeit nicht erlaubte.

Das Gekrös enthielt eine gelbliche Zähigkeit und schien äußerlich von stockendem Blute bleifärbig. Keine Verhärtungen ließen sich in den Drüsen desselben bemerken. Die große Magendrüse aber war ziemlich verhärtet.

Die Leber war an der untern Fläche schwarzblau. An der obern blau und rot marmoriert. Sie war sehr voll Blutes. Sonst zeigte sich nichts Widernatürliches an derselben. Die Gallenblase war voll Galle.

Die Milz und die Nieren waren mit dem linken Grimmdarmgekröse verwachsen. Sonst ganz gesund. Die Harnblase war ganz angefüllt.

Bei Eröffnung der Brusthöhle floß ebenso gelbliches Blutwasser heraus. Die rechte Lunge war an das Brustfell angewachsen.

Die linke Lunge war kleiner als die rechte, und schien vom widernatürlich großen Herzbeutel verdrungen.

Der Herzbeutel selbst wurde kaum geöffnet, so floß eine große Menge des Blutwassers hervor, die Haut des Beutels war besonders dick, aber verhältnismäßig nicht so dicht. Die innere Fläche, die sonst glatt ist, war durch eine Fettsubstanz mit dem Herzen, besonders mit dessen unterer Fläche verwachsen. Diese Fettsubstanz überzog das ganze Herz und war an vielen Stellen, hauptsächlich unten, sehr dick. Sie war durch beträchtliche Fortsätze und Bänder mit dem Herzbeutel verbunden. Im Herzen selbst war kein organischer Fehler zugegen, und es beweist noch nichts, daß seine Fleischmasse so gar gering war, indem sich bei der allgemeinen Abzehrung der Muskeln nichts anders erwarten läßt. Auch in seinen Höhlen ist nicht das mindeste sonderbar bemerkt worden. Und die Ursache des Todes scheint mehr außer dem Herzen, als von dem Herzen hergeleitet werden zu können.

Die Lungen waren hin und wieder entzündet, und mit

kleinen harten Körnern durchsät. An der obern Hälfte der linken Lunge war etwas Eiterartiges.

Das Haupt ist nicht geöffnet worden.

Stuttgart, den 10. Oktober 1778.

5 Schiller.

Acht Berichte über die Krankheitsumstände des Eleven Grammont.

1. Bericht vom 26. Juni 1780.

Auf den gnädigsten Befehl, ein wachsames Auge auf die 10 Leiden und Äußerungen meines Freundes zu haben, wage ich es, ein kurzes Bild seiner Krankheit zu entwerfen, soweit mir die mir gnädigst gemachte Gelegenheit und der bisherige genaue Umgang, den ich mit ihm genossen, Aufschluß darin gegeben hat.

Die ganze Krankheit ist meinen Begriffen nach nichts 15 anders als eine wahre Hypochondrie, derjenige unglückliche Zustand eines Menschen, in welchem er das bedauernswürdige Opfer der genauen Sympathie zwischen dem Unterleib und der Seele ist, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten. Das genaue Band 20 zwischen Körper und Seele macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Übels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei.

Pietistische Schwärmerei schien den Grund zum ganzen nachfolgenden Übel gelegt zu haben. Sie schärfte sein Ge- 25 wissen und machte ihn gegen alle Gegenstände von Tugend und Religion äußerst empfindlich, und verwirrte seine Begriffe. Das Studium der Metaphysik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig und riß ihn zum andern Extreme über, so daß er, der die Religion vorher übertrieben hatte, durch 30 skeptische Grübeleien nicht selten dahin gebracht wurde, an ihren Grundpfeilern zu zweifeln.

Diese schwankende Ungewißheit der wichtigsten Wahrheiten ertrug sein vortreffliches Herz nicht. Er strebte nach Überzeugung, aber verirrte auf einen falschen Weg, da er sie 35 suchen wollte, versank in die finstersten Zweifel, verzweifelte

an der Glückseligkeit, an der Gottheit und glaubte sich den unglücklichsten Menschen auf Erden. Alles dies habe ich in häufigen Wortwechseln aus ihm herausgebracht, da er mir von seinem Zustand niemals nichts verschwiegen hat.

Mit dieser Unordnung seiner Begriffe verband sich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht, zu bestimmen, ob ein organischer Fehler im Unterleib zum Grunde liegt). Es folgten Fehler im Verdauungsgeschäfte, Mattigkeit und Kopfschmerzen, welche, so wie sie Wirkungen eines zerrütteten Seelenzustands waren, hinwiederum diesen Zustand rückwärts verschlimmerten.

Auf diese Art war der Weg zu der fürchterlichen Melancholie gebahnt, in die er einige Wochen versank. Es ist Verzweiflung an seiner eignen Kraft. — Er sagte oftmals zu mir, er sei kein Mensch, denn er könne nicht denken — er sähe nicht ein, warum er leben sollte, da er ohne alle Absicht lebe — und dergleichen mehr. Diese Äußerungen schienen wirklich gefährlich, da sie tiefere Wurzeln hatten und Geburten eines denkenden spekulativen, gar nicht aber leichtsinnigen Kopfes waren, welchen Fehler er gewiß nicht hat. Er sah die Zerstörung ein, in die er geraten war und schrieb sie äußern Verhältnissen und Einschränkungen zu, weswegen er auch ein großes Verlangen hatte, außerhalb der Akademie, in der Ruhe des Landlebens, seinen Geist zu besänftigen und neue Kräfte zur Erforschung der Wahrheit zu sammeln. Mit einer tiefen Heftigkeit, die seinem Charakter eigen ist, warf er sich auf diesen Gedanken, und er füllte seine ganze Seele. Er zweifelte nicht an der Erfüllung und sprach, wie mit Zuverlässigkeit, von dem neuen Plan seines Lebens. Darum wirkten die Hindernisse, auf welche er traf, doppelt heftig auf ihn, daß er in die tiefste Melancholie stürzte und den Entschluß faßte, sein Leben abzukürzen und vernichtet zu werden. Alle Versuche, ihn zu zerstreuen, mißlangen.

So dauerte es bis heute gegen Abend fort. Den ganzen Morgen war er in sich selbst versunken, gleichgültig gegen alles, mißtrauisch und überaus zerstört; er wollte nicht wie gewöhnlich frühstücken, weigerte sich auch mittags, etwas zu genießen, und wie ich stärker in ihn drang, sagte er kurz

heraus, er hätte gar nicht Ursache, sein Leben zu verlängern, da es ihm doch nur zur Last wäre; und alles, was er tat, verriet einen schrecklichen Entschluß.

Wegen heftigem Kopfweh warf er sich öfters auf das 5 Bett, schlief aber nicht und hatte auch die vorige Nacht nicht geschlafen. Er floh die Gesellschaft und hing der Einsamkeit überhaupt außerordentlich nach. Endlich gegen Abend gewann ich soviel über ihn, daß er sich bei mir über seinen Zustand heraus ließ. Indem er so seine Klagen entwickelte und sich 10 durch Reden erleichterte, fing er an, etwas nachgiebiger zu werden, und ermunterte sich. Nach und nach wurde er lebhaft, gesprächig und verlangte endlich etwas zu essen. Er war schon über 24 Stunden nüchtern geblieben. Was ihn vollends zur Ruhe brachte, war das Collegium archiatrale, deren Vor- 15 stellungen und Gründe ihm ein Zutrauen einflößten. Besonders sprach er mit vieler Achtung und Vertrauen vom Leibmedikus Hopffengärtner, der ihm ausnehmend gefallen hatte. Er entschloß sich, seiner Führung sich ganz zu überlassen, sich selbst Gewalt anzutun, und schöpfte Hoffnung zur Wieder- 20 genesung, an der er bisher verzweifelt hatte. Er gelobte, alles aufs pünktlichste zu erfüllen, was ihm auferlegt würde, und gestand mir auch, wie er jetzt selbst einsähe, daß er sein eigener Peiniger gewesen und sein Übel vergrößert habe.

Mit einem Wort, es ist die beste Hoffnung zur Wieder- 25 herstellung des Patienten da, er schien wie aus einem Traum erwacht zu sein, und arbeitet jetzt emsig für seine Gesundheit, und zwingt sich, sich der traurigen Ideen zu entschlagen und dafür in historischen Schriften Bewegung, Zeitvertreiben und dergleichen Zerstreuung zu suchen.

30 Er hat mich gebeten, in seinem Namen Seiner Herzoglichen Durchlaucht auf das feurigste zu danken, daß Höchstdieselben seinen irrigen Wunsch, aus der Akademie zu kommen, vereitelt haben, von dem er jetzt einsieht, daß er ihn unglücklich gemacht haben würde.

35 Schiller.

2. Bericht vom 1. Juli 1780.

Mit der größten Genauigkeit beobachtet der Patient die Vorschriften seiner Ärzte. Er brachte die meiste Zeit des

Tages mit Leibesbewegungen zu, welche vorzüglich in Reiten, Spazierengehen und dreimaligem Baden bestanden, welches letztere ihm auch unstreitig am zuträglichsten ist, da es alle Vorteile der Bewegung hat, ohne durch Erhitzung zu entkräften. Auch fand er sich selbst jedesmal auf das Bad munterer und stärker. 5

Vormittags besuchte er die Lektion des Chirurgienmajors Klein. Sonst zerstreut er sich durch Diskurse oder Lesung solcher Schriften, die ihn ohne Anstrengung unterhalten und unvermerkt von seinen Lieblingsideen entfernen. 10

Die verordneten Arzneimittel nahm er mit der äußersten Sorgfalt und dem vollsten Vertrauen. Er hat auch mehr Appetit zum Essen und schlief nach dem Mittagspeisen einige Zeit, worauf er sich aber nicht zum besten befand.

Abends war er ziemlich aufgeräumt, und gewiß ist diese 15 Aufheiterung seines Geistes das größte Mittel zur Beförderung seiner Gesundheit, so wie sich die zunehmende Besserung seines Körpers rückwärts der Seele mitteilt. Die Nacht war nicht so gut. Er beklagte sich sehr über unruhige Träume und diesen Morgen über Kopfweh. 20

Eleve Schiller.

3. Bericht vom 11. Juli 1780.

Diesen Vormittag war unser Hypochondrist von der gestrigen Reise noch sehr abgemattet und meistens sehr niedergeschlagen. Dieses letztere läßt sich freilich auch dem Verlust 25 einer heitern und reizenden Gegend, worein Seine Herzogliche Durchlaucht ihn zu versetzen die Gnade gehabt, zuschreiben. Er war mißmutig zu allem, und außer dem Reiten hatte er zu keiner Lektion Lust. Er ließ sich von mir einige Zeit aus den Biographien des Plutarchs vorlesen. Sonst ging er spa- 30 zieren oder schlief, worauf er immer mit schwermütigen Gedanken und Kopfschmerzen erwachte.

Den Mittag aß er wenig. Selbst seinen Wein, der ihm sonst immer wohl bekam, wollte er mir aufdringen. Ich sparte ihm solchen aber bis auf den Abend auf und beredete ihn, 35 ihn im Garten mit mir zu trinken, wodurch ich ihn etwas munterer zu machen hoffte.

Er geht immer mit dem Gedanken um, wie er keines reinen Vergnügens fähig sei, da ihn selbst diese letztere Lustreise so wenig verändert, ja vielmehr verschlimmert hätte. Er glaubt, ungeachtet aller Gegenvorstellungen, daß kein anderer 5 Weg zu seiner Genesung übrig sei als die Aufhebung aller seiner Verhältnisse mit der Akademie.

Eleve Schiller.

4. Bericht vom 16. Juli 1780.

Dieser Tag war an traurigen Auftritten bei unserm 10 Patienten besonders merkwürdig. Vormittags, als ich bei ihm war, schien er noch ziemlich erträglich, sprach gern und wurde wirklich etwas munter, bis er gegen Mittag Kopfweh und Übligkeiten klagte, welches aber wahrscheinlicherweise nur die Wirkung des genommenen Brechweinsteins war. Von da an 15 war er auch unruhiger und hängte seinen schwermütigen Schwärmereien heftiger nach. Er hatte kein Frühstück zu sich genommen, aß auch diesen Mittag nichts und verfiel endlich aus Mattigkeit in einen Schlaf, worin Seine Herzogliche Durchlaucht ihn selbst überraschten.

20 Auf die Unterredung, welche Höchstdieselbe mit ihm zu halten die Gnade hatten, beharrte er immer noch auf dem Gedanken, „daß er schlechterdings nicht in der Akademie genesen könnte. Alles sei ihm hier zuwider. Alles zu einförmig, um ihn zu zerstreuen. Alles wecke seine Melancholie 25 nur desto heftiger". Unsere eifrigsten Einredungen waren vergeblich. Ich gab ihm zu bedenken, wie er nirgends keine Aussicht in der Welt hätte, da er nicht ausstudiert, da er ohnehin noch einen siechen Körper hätte, da ihm alle Mittel fehlten — wie es ihn vielleicht auf das schwerste gereuen 30 würde, und dergleichen mehr. Er antwortete: „Als Taglöhner und Bettler werde er immer vergnügter sein als hier, weil er da frei sei. Gott erhalte ja den Sperling auf dem Dach. Er werde auch ihn nicht verhungern lassen, und wenn ihm auch diese Erwartung fehlschlagen sollte, worauf er das 35 größte Vertrauen setzte, so sei ihm noch immer der Tod übrig."

An den Schönheiten der Natur schien er sich gestrigen

Abend etwas aufzuheitern, aber sie wirkten bald die alte Melancholie in ihm wieder, indem er sich beklagte, daß er diese Schönheiten nicht außerhalb der Akademie genießen dürfte. Das ist noch das schlimmste, daß er sogar das Vergnügen nicht lange genießen kann, ohne körperliche Schmerzen zu empfinden und in desto tiefere Schwermut zu versinken.

Auf vieles fruchtloses Zureden versprach er endlich, sich noch so lange zu gedulden, bis er auch das Teinacher Bad noch versucht hätte. Aber wenn ihn auch dieses Mittel betrügen sollte, so wüßte er in der Akademie kein einziges mehr. Er bittet aber untertänigst, daß er es doch ja bald besuchen dürfte, ehe es vielleicht zu spät würde, da seine Melancholie mit jedem Tage seines Aufenthalts allhier zunehme.

Hierbei kann ich nicht verschweigen, wie sehr die außerordentlich große Gnade und Gelindigkeit Seiner Herzoglichen Durchlaucht ihn gerührt hat. Er erkannte es mit dem innigsten Dank, wie väterlich Höchstdieselbe um die Hebung seiner Beschwerden bekümmert sind, und auch dieses ist ein großer Zuwachs zu seiner Melancholie, daß er diese unaussprechlich gütige Fürsorge und Geduld nicht, wie er gern wünscht, mit Gehorsam belohnen kann, daß sie (wie er glaubt) an ihm fruchtlos sei, und daß er notwendig für den Undankbarsten unter der Sonne gehalten werden müßte, wenn ihm nicht seine Schwermut und körperliche Schmerzen zur Entschuldigung dienen.

Eleve Schiller.

5. Bericht vom 21. Juli 1780.

Die moralischen und physikalischen Umstände des Patienten scheinen sich nun zu einer vollkommenen Besserung zu neigen, wenigstens kann ich von dem heutigen Tag nichts anders als Gutes melden. Er war voll Munterkeit und Leben, zu klagen fand er gar nichts, wenn ich einige geringe Beschwerden über Übligkeiten aus dem Magen, welche aber nichts als vorübergehende Folgen seiner Arzneien waren, ausnehmen will. Wie ich ihn in dieser günstigen Stimmung fand, auf die ich lange mit Sehnsucht gewartet hatte, so ergriff ich den

Zeitpunkt und leitete den Diskurs auf seine vormaligen Forderungen und fragte ihn: was er jetzt gesonnen sei, ob er noch aus der Akademie begehre? — Ich tat zugleich einen Seitenblick auf die vielen und großen Vorteile seines Hierbleibens und auf die vielen abschreckenden Folgen seines unzeitigen Hinauskommens, auf die Vorstellungen und gütigsten Ermahnungen Seiner Herzoglichen Durchlaucht vom vorigen Sonntag. — — Da ich ihn dagegen gar nicht unempfindlich fand, so führte ich ihn weiter, stellte ihm das Vergnügen lebhaft vor Augen, das ihn im großen und schönen Feld der medizinischen Wissenschaften erwartete. Auf diese Art erweckte ich in ihm die lange schon erstorbene Neigung zum Studieren wieder, welches unstreitig das einzige und auch dauerhafteste Mittel ist, sein Gemüt von sich selbst auf andre Gegenstände zu lenken; welches ihm zugleich äußerst notwendig ist, da er bisher wegen seiner Krankheit nicht wenig zurückblieb. Er eröffnete mir nun sein ganzes Herz, räumte mir vieles ein und schloß mit der Versicherung, daß er sehr gern in der Akademie bleiben wolle, wenn ihm nur diejenigen Freiheiten gelassen würden, die sein körperlicher Zustand und die Richtung seiner Seele notwendig machten; nach und nach sprach er von seinem Hierbleiben als von einer bekannten Sache, dawider er doch vorhin immer mit der größten Heftigkeit gekämpft hatte, und versprach mir, gleich nach seiner Zurückkunft aus Teinach mit vollem Eifer wieder an sein Studieren zu gehen.

Mit größter Freude hörte ich dieses an, mit größter Freude schreibe ich es hier nieder, denn ich sehe jetzt das erreicht, was die einzige gnädigste Absicht Seiner Herzoglichen Durchlaucht war — und finde zugleich auch meine bisherige Handlungsart gerechtfertigt, die, ob sie schon ganz allein auf jenen letzten Wunsch meines gnädigsten Vaters gerichtet war, dennoch, wie ich mit Schmerzen bemerken mußte, nicht ganz frei von einigem Verdacht einer heimlichen Begünstigung seiner Meinungen geblieben ist.

Daß vielleicht Augenblicke kommen, in welchen die alten Klagen unsers Hypochondristen wiederum aufwachen, dafür stehe ich nicht, dafür kann auch kein Mensch stehen, denn es

ist fast eine physische Notwendigkeit seines leidenden Körpers. Daß dieselben aber nur schwach, nur vorübergehend, daß sie durch eine schonende Behandlung bald unterdrückt sein werden, das getraute ich mir mit vieler Gewißheit zu behaupten. Indessen kommt das meiste nur darauf an, daß demselben immer 5 noch gewisse Freiheiten bleiben, die er gewiß niemals mißbrauchen wird; sonst dürfte der Sprung von seinem jetzigen Zustand auf einen entgegengesetzten, die Vergleichung seiner jetzigen Lage mit einem Zwang, der für die Gesunden vortrefflich sein kann, ihm allzu auffallend sein und einen Rück- 10 fall seiner alten Melancholie nach sich ziehen, der das letzte Übel ärger machte als das erste.

Stuttgart, den 21. Juli 1780.

Eleve Schiller.

6. Schreiben an den Obersten von Seeger. 15

Hochwohlgeborener Herr,

Hochgebietender Herr Obrist,

Gewisse Vorfälle bei der Krankengeschichte des Eleven Grammont, welche mich etwas näher, als ich wünschte, anzugehen scheinten, haben mich so dreist gemacht, Euer Hochwohl- 20 geboren mit einer schriftlichen Erklärung zu beschweren, welche Kühnheit nichts als meine vollkommenste Überzeugung von Euer Hochwohlgeboren billiger Gesinnung entschuldigen kann.

Ich bemerkte seit einigen Wochen, daß mein Umgang mit dem Patienten mehr als vorhin eingeschränkt, und sorgfältig 25 dahin gesehen wurde, daß ich ihn nicht leicht allein sprechen konnte. Es ist mir dies um so befremdender aufgefallen, da ich den von Euer Hochwohlgeboren mir selbst erteilten gnädigen Befehl, beständig um ihn zu sein, noch nicht vergessen hatte, und es führte mich auf die Besorgnis irgendeines zugrunde 30 liegenden Verdachts auf meine Handlungsarten, der mir nichts weniger als gleichgültig sein konnte. Es würde mir unendlich gefehlt sein, wenn ich dazu schweigen müßte, da es für mich von Folgen sein könnte und meinem Charakter gänzlich zuwiderläuft; ich nehme mir daher die Freiheit, zur Rechtferti- 35 gung meines bisherigen Betragens einige noch geheim ge-

haltene Fakta Denenselben zu entdecken, welche über die Reinheit meiner Absicht einigen Aufschluß geben können.

Am 11. Juni, zwei Tage vorher, ehe die Krankheit unsers Hypochondristen zuerst bekannt wurde, kam er zu mir und
5 wollte, daß ich ihm einen Schlaftrunk verschaffen sollte. Mich schreckte seine fürchterlich-ruhige Miene, seine veränderte Stimme, seine ungewohnten Gebärden, daß ich Unrat merkte. Ich fragte ihn lächelnd: Wozu? Danach hätte ich nicht zu fragen, war die Antwort; ich solle es ihm nur anschaffen, falls ich jemals
10 sein Freund gewesen. Endlich forschte ich das unglückliche Geheimnis aus ihm heraus, und er gestand mir, daß er nach reifer Überlegung nunmehr entschlossen sei, diese Welt zu verlassen, wo er nicht glücklich sein könnte. Mit Gründen einer vernünftigen Philosophie war nun nichts mehr auszurichten,
15 denn ich hatte schon in seinen gesunden Tagen über diesen Punkt oftmals vergebens mit ihm gestritten; ich bat ihn also, doch wenigstens nur so lange ruhig zu sein, bis er mit Herrn Professor Abel gesprochen hätte. Zugleich drang ich in ihn, daß er auf das Krankenzimmer gehen möchte, weil ich diese
20 schreckliche Melancholie einem verschlimmerten Zustand seines Unterleibs zuschrieb, und mir dort seine Gründe schriftlich entwickelte, weil ich hoffte, daß er dadurch Zeit gewinnen würde, seinen paradoxen Entschluß mit desto mehr Kälte zu prüfen. Er ließ sich bereden, nur bat er mich auf das in-
25 ständigste, bei unserer Freundschaft, von dem allen niemand kein Wort zu sagen, welches ich um so gerner halten konnte, da ich ihn privatim zurecht zu bringen hoffte und kein Aufsehen in der Akademie machen wollte, welches vielleicht hätte von Folgen sein können. Das aber tat ich, wie Euer Hoch-
30 wohlgeboren sich zu erinnern gnädig belieben werden, daß ich Denenselben durch den Leutnant Walter einen Wink davon geben ließ, worauf ich auch die gnädige Antwort erhielt, ein wachsames Auge fortan auf ihn zu haben und besonders auf seinen Unterleib Rücksicht zu nehmen, weil ich ohnehin viel
35 daraus herzuleiten gewohnt wäre. Euer Hochwohlgeboren hatten auch die Gnade, mich öfters über sein Befinden zu befragen, und empfahlen mir ihn auf das nachdrücklichste zu verschiedenen Malen und verordneten, daß die medizinischen

Veteranen Tag vor Tag seine Ordonanzen sein sollten. Meine Bemühungen waren anfangs nicht ohne guten Erfolg — ich berufe mich auf meinen ersten Rapport — allein das Übel nahm im ganzen zu und spottete unserer Kräfte.

Bis dahin war ich der vollkommenen Meinung, daß ich 5 mich vielleicht einiges Verdienstes um das Wohl des Patienten rühmen könnte, wenn es Verdienst ist, einen Menschen vom Abgrund zurückzuziehen und einen Selbstmord zu verhindern, der nach seinem eignen Geständnis noch denselbigen Abend auch ohne Schlaftrunk geschehen wäre; bis dahin war ich der Mei- 10 nung, die Vorteile der Akademie nach allen meinen Kräften betrieben zu haben, aber ich war es bald nicht mehr, und die nachfolgenden Äußerungen Euer Hochwohlgeboren brachten mich beinahe dahin, daß es mich hätte reuen können, jemals meinen redlichen Eifer in dieser Sache bewiesen zu haben, 15 wenn mich nicht das belohnende Bewußtsein, die Pflichten eines Akademisten und die Pflichten eines Freundes ohne Anstoß erfüllt zu haben, wegen aller unverdienten Begegnung schadlos halten könnte.

Euer Hochwohlgeboren hatten vorigen Sonntag die Gnade, 20 mir den Unterfeldscher Mauchardt als Zeugen nachzuschicken, welcher auch nachher durch den Eleven Plieninger abgelöst wurde. Dies machte mich freilich nicht wenig stutzen, da ich immer, wie auch der Eleve von Hoven, zum besondern Gesellschafter des Kranken ausersehen worden war. Dazu kam 25 noch, daß Euer Hochwohlgeboren Montag abends den Verweis, den Dieselbe dem Kranken zu geben gnädig beliebten, die Worte einflochten, „er traue vielen, denen er gar nicht trauen sollte“. Er klagte dieses nachher dem Eleven Plieninger und supplierte die verschwiegenen Namen mit dem des 30 Professor Abels, des Chirurgienmajors Klein, des Eleven von Hovens und dem meinigen, denn nur diesen, sagte er, könne er trauen, diese also müßten notwendig verstanden sein. Was für eine Wirkung dieser Seitenblick auf den Patienten gemacht hat, indem ihm dadurch seine Freunde, das einzige, 35 was ihn noch manchmal erheiterte, verdächtig gemacht wurden, das zu sagen, ist Verwegenheit, aber von da an traute er niemanden und sagte selbst, er sei mit lauter Kreaturen eines

höhern Winks umgeben. Wir hatten viel Not damit, unsere Niedergeschlagenheit unter die Maske der Heiterkeit zu verstecken.

Sollten Euer Hochwohlgeboren vielleicht vermuten, daß
5 ich neulich den Eleven Plieninger bei dem Patienten verraten und verdächtig gemacht hätte? Dieser Vorwurf ist mir so empfindlich, daß ich wider Willen gezwungen bin, dem wahren Urheber dieser Verleumdung nachzuforschen. Aber nein, ich will es nicht tun, ich will Euer Hochwohlgeboren nur die
10 Gnade haben zu versichern, daß ich bald acht Jahre in der Akademie zu leben das Glück habe und in dieser Zeit noch keinem Menschen unter dem schändlichen Charakter eines Ohrenbläsers bekannt worden bin.

Oder sollte wohl die besondere Anhänglichkeit des Eleven
15 Grammonts an den Eleven von Hoven und mich Euer Hochwohlgeboren den Argwohn eingeflößt haben, daß wir den Absichten Seiner Herzoglichen Durchlaucht entgegengearbeitet und den Grillen des Patienten geschmeichelt hätten? Ganz befremdet mich dieser Argwohn nicht, denn ich muß selbst ge-
20 stehen, daß er fast notwendig aufsteigen muß, wenn man bedenkt, wie sehr der Patient sonst jeden Umgang floh; ich habe es ihm auch vorher gesagt und ihn um alles gebeten, mich nicht zu seiner Gesellschaft nach Hohenheim auszubitten; allein, ich habe doch vielmehr gehofft, daß dieses Vertrauen
25 des Patienten zu uns beiden vielmehr ein vortreffliches Mittel sein werde, jene gnädigste und weiseste Absichten unsers Durchlauchtigsten Vaters um so leichter erreichen zu können, da wir beide nur allzuwohl einsahen, wie sehr die Wünsche des Kranken von seinem wahren Besten abwichen.

30 Endlich rechtfertigt uns die jetzige Zufriedenheit und wahrhaftige Besserung des Patienten ganz. Freilich ging der Weg, den wir einschlugen, in etwas von dem gewöhnlichen ab; wir durften es ihn am wenigsten merken lassen, daß wir auf Befehl reden; nur die Künste der Freundschaft waren uns
35 erlaubt, die mehr nachgibt als forciert, und jener Tolle, der sich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein diktatorisches Nein überwiesen, sondern man setzte ihm einen künstlichen auf, und diesen schlug man ihm ab. Das Vertrauen

eines Kranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese Generalregel war auch die Richtschnur unserer Behandlung. Widerspruch und Gewalt kann vielleicht dergleichen Kranke darniederschlagen, aber sie wird sie gewiß niemals kurieren. Aus diesem Grunde hatte die Gelindigkeit und nachgebende Methode Seiner Herzoglichen Durchlaucht einen so heilsamen Einfluß auf den Kranken, sobald ihm seine Krankheit Ruhe ließ, darüber zu denken; er hatte es uns nachher öfters gestanden.

So hoffe ich und kann es von Euer Hochwohlgeboren edler Gesinnung mit Recht hoffen, daß Dieselbe in diesem Stück günstiger von mir urteilen werden, und habe die Ehre in untertänigem Respekt zu verharren

Hochwohlgeborener Herr,
Hochgebietender Herr Obrist,
Dero untertäniger Diener

Stuttgart,
d. 23. Juli 1780.

Schiller, Eleve.

7. Bericht vom 26. Juli 1780.

Auch aus dem heutigen Tag zu schließen, ist die größte Hoffnung zur völligen physischen und moralischen Genesung unsers Hypochondristen da; er war überaus heiter, lustig, zuweilen scherzhaft und besonders vergnügt. Sein Appetit ist natürlich und gut. Die Vorschriften zur Bewegung befolgt er auf das genaueste, indem er auch dreimal gebadet und noch sonst allerlei Leibesübungen sich gemacht hat. Zum Studieren zeigt er wenig Lust und klagt meistens Kopfweh, wenn er nur wenig und ohne viel Anstrengung denkt. Für die Musik ist er besonders eingenommen und versäumt auch keine Gelegenheit, sie zu hören. Auf das Teinacher Bad freut er sich ungemein und verspricht sich alles davon.

Eleve Schiller.

8. Bericht vom 30. Juli 1780.

Dieser Tag war zwischen den Anstalten zu seiner Abreise und den Besuchen seiner Schwester ganz geteilt. Er ließ

nichts als Hoffnung, Dank und Freude blicken, so daß selbst der Abschied von seiner von ihm so geliebten Schwester ihn nicht schwermütig machen konnte. Er sieht auch jetzt weit gesünder aus als jemals, und es läßt sich alles von dieser 5 moralisch und physischen Heilanstalt erwarten, da ihn schon allein die entfernte Vorstellung davon halb genesen macht. Er nahm mit viel Rühr'ung von allen Abschied und erkannte die mehr als väterliche Fürsorge Seiner Herzoglichen Durchlaucht mit dem dankbarsten Herzen.

10 Stuttgart, den 30. Juli 1780.

Eleve Schiller.

Themata zu einer Streitschrift.

1780.

Ich kenne kein Thema aus der Medizin, das sich nicht 15 ganz auf Erfahrung gründete. Folgende Materien sind aus dem philosophischen und physiologischen Fach, und dieses ganze Jahr der hauptsächlichste Gegenstand meines Studierens gewesen, daß ich etwas Erträgliches davon versprechen kann.

I. Über den großen Zusammenhang der tierischen Natur 20 des Menschen mit seiner geistigen.

II. Über die Freiheit und Moralität des Menschen.

Die erste läßt sich sehr physiologisch abhandeln.

Eleve Schiller.

Proben einer deutschen Äneis nebst lyrischen 25 Gedichten.

Von Gotthold Friedrich Stäudlin.

Stuttgart 1781.

So muß doch Virgil immer hinter sein griechisches Original anschließen, und solches auch in seinen Verwandlungen 30 begleiten, so wie er ihm im Werke selbst nie von der Seite weicht! Kaum legen wir den deutschen Homer aus den Händen, so hat auch schon Maro unser Bürgerrecht und empfiehlt sich uns in vaterländischer Heldensprache.

Herr Stäudlin, ein junger Odendichter voll Hoffnung, hat es gewagt, den Flug des Römers zu fliegen, und versucht jetzt vor deutschem Publikum seine epische Kraft. Es deucht mich der Mühe zu verlohnen, diesem alles versprechenden Dichter auf seine der Welt gleichsam vorgelegte Frage: „Bin ich der Mann, euch den Maro zu verdeutschen?“ mit deutscher Wahrheit und deutscher Freundschaft zu antworten. 5

Zuvörderst erlaube er mir zu sagen, daß es kein geringes Wagstück ist, das Abenteuer mit dem delikaten Lateiner zu bestehen, der, wie Herr Übersetzer selbst in der Vorrede gesteht, sich besonders durch Harmonie und Eleganz ausnimmt. (Ich möchte sagen, der wohl seine ganze Größe in dem Ausdruck Homerischer Schildereien hat.) In einer Übersetzung fällt dies alles weg. — Hier finden wir den erst angebeteten Meister als einen gewöhnlichen Kopf, der die kühnen freien Naturgemälde des Griechen mit nicht seltener ängstlicher Kunst kopiert oder gar durch unrechte Stellungen herabgewürdigt und aus dem unerschöpflichen Magazin seines Vorgängers romantische Helden und Wundermärchen zusammengestoppelt hat, ohne genug philosophischen Zusammenhang, ohne jene große erhabene Einfalt des Iliumsängers, die auf Geist und Herz so gewaltig wirkt. — Nacket und unbeschützt liegen jetzt seine Mängel vor unsern kritischen Augen, die sich vorhin in das reizende Kleid des Ausdrucks versteckt hatten. — Da steht der große Virgil wie ein federloser Pfau — gegen den Mann Homer ein unbärtiger Knabe. 10 15 20 25

Dies aber mußte Herr St. vorausgesehen haben, wenn er, wie ich nicht zweifle, sein Original kannte — und doch hat er Hand an die Übersetzung gelegt? — Hat er darum nicht ein bißchen unüberlegt gehandelt, da er im voraus wissen konnte: Virgil wird auch im deutschen Gewand den Deutschen ewig unerkannt bleiben. — Virgil wird und muß in jeder Übersetzung unendlich verlieren. Hat Herr Übersetzer nicht ein bißchen ungerecht gegen sein eigen vortrefflich Dichtertalent gehandelt, daß er es an einer undankbaren Arbeit ermüdete, statt es in eigenen Welten zu üben? 30 35

Aber vielleicht soll gerade diese Übersetzung zu einem Beweise des Gegenteils dienen. — Vielleicht wollte uns Herr

St. durch diese Probeblätter zu erkennen geben, daß Virgil so wenig in der Übersetzung leide, daß er vielmehr in der männlichen Tracht der Teutonen erstarke? Hiervon möchte nun wohl das Publikum genauere Kundschaft einziehen: wir sprechen 5 uns also über das Werk selbst.

Von einer Übersetzung fordere ich, daß sie Treue mit Wohlklang verbinde; daneben den Genius der Sprache, in der sie geschrieben ist — nicht aber den der Originalsprache atme. Also gehört zu einem guten Übersetzer genaue Philologie einer 10 doppelten Sprache. Ich nehme die deutsche zuerst vor. Herr St. hat den Hexameter zu seinem Verse gewählt, und wie mich deucht, wählte er recht. Ein starker, ernster und feierlicher Gang macht diesen vorzüglich zur Epopee geschickt. Aber bei dem Hexameter ist eben das Bedenkliche, daß er so gern 15 ermüdet, wenn man nicht genug Wortfülle und Sprachgewalt — nicht genug metrisches Ohr — und poetische Musik hat, ihm eine unterhaltende Mannigfaltigkeit zu geben. Darin nun hat unser Klopstock seinesgleichen nicht — sein Hexameter ist ein Proteus, der sich in so viel Formen, als Schilderungen 20 sind, hineinzuschmiegen weiß; bald wie die Hölle um ihre Pole fliegt, bald schwer und langsam wie sie auf und nieder schreitet. Es geschieht uns nicht anders, als hörten wir die bezauberndste Sinfonie, den herrlichsten Wechsel vom Andante zum Presto, vom Schwung zum Adagio. Auch ist sein Hexameter so gar 25 nicht der Nachhall des Homerischen; er scheint wie aus dem Schoß unserer Muttersprache selbst geboren hervorzuspringen und dieser ausschließend allein eigen zu sein. Pater Denis, Zachariä und neulich Graf von Stolberg wollten's Klopstocken nachmachen; haben uns aber durch ihr Beispiel sattsam über- 30 zeugt, daß es der Geist des Dichters gewesen, der unsere Sprache in diesen musikalischen Fluß zu zwingen gewußt hat. Einzelne ihrer Hexameter sind unverbesserlich, aber das Ganze spielt nicht gut ineinander; — oft werden wir wie über Steinhaufen geschottelt — oft wird in der Mitte des Stroms ein 35 unerträglich Halt gemacht, und meistens leiert uns die Monotonie (worin, beiläufig zu sagen, der Daktylus mißbraucht wird) einem sanften Schlaf entgegen. Der Hexameter kann kurze Perioden am wenigsten ertragen, daher war es ein böser

Genius, der es dem Pater Denis einblies, seinen Ossian in diese Form zu plagen.

Herr St. ist, wenn ich es deutsch heraussagen soll, nicht viel glücklicher gewesen als alle Hexametristen nach Klopstock und in viele ihre Fehler gefallen. Seine Verse sind um viel zu lateinisch und beleidigen nicht selten das deutsche Ohr.

Dido, der schröcklichen Tat entgegen zitternd — und wütend
Fürchterlich wälzt sie die blutigen Augen usw.
Siehe, sie stürzt in den Hof usf.

Dies alles soll eine Periode sein, und es sind doch drei —

Wiederum wird sein Vers durch die vielen Partizipien allzu prosaisch, und die erhabensten Stellen ermatten. Man höre:

— — Auf der Höhe thront mit dem Zepter
Aeolus, dämpft den Ungestüm, söhnt die trotzigen Herzen.
Tät er's nicht, sie rissen das Meer, die Erde, den Himmel
Unaufhaltsam mit sich und schleppten sie hin durch den Äther.
Solches befürchtend verschloß usw.

Weiter:

Plötzlich umdunkeln Wolken den Himmel, und rauben der Teukrer
Blicken den Tag: die Finsternis ruht dicht über den Wassern,
Donnernd krachten die Pol', und Blitze durchflammten den Äther.
Ringsum und überall sichtbarer Tod den Schiffenden dräuend.

Einiger rauhklingenden Apostrophen, einiger widerlichen Hinweglassung der Artikel, der unanständigen und unpoetischen Wortversetzungen gedenke ich nicht, weil sie als Kleiderflecken in der Masse des Guten verloren gehen.

Nun aber fragen wir: Hat der Übersetzer sein Original verstanden und getroffen? Ich durchlaufe das Gedicht nochmals, und finde: 1. Daß er es hie und da falsch verstanden, und 2. mit einer gewissen Leichtigkeit behandelt hat, die ich ihm um so weniger verzeihen kann, da der Römer oft Monate der Präzision eines Verses aufgeopfert haben soll. Z. E.

Gleich zu Anfang ist dem Text unrecht mitgespielt worden:

Trojae qui primus ab oris
Italiam venit fato profugus

Der Mann, den jagend des Schicksals
5 (das vermaledeite Partizipieren!)
Hand aus Ilium erst nach Italien usw.
Geführt —

Übersetzer meint, der Dichter wolle damit sagen: der Mann, der zuerst von Troja abreiste, dann nach Italien zog. Aber 10 Virgil will ganz etwas anderes. Er mußte seinen Helden gleich anfangs den Römern wichtig machen und sagt deswegen von ihm: Ich singe euch den Mann, der der erste war, so von Troja aus Fuß in Italien faßte.

Krieg ist mein Lied, und der Mann, der von Iliums Lande
15 der erste
Vom Verhängnis gejagt am Ufer Latiums ausstieg usw.

Ebenso im 4. Buch, S. 87:

(Dido) se ex oculis avertit et aufert
Linquens multa metu cunctantem, et multa parantem
20 Dicere — (Aeneam)

— — sie verschwindet urplötzlich dem Auge,
Manches gedachte sie noch, sie zitterte, manches zu sagen.

Ist hier nicht offenbar die Rede von Aeneas?

Ferner auf dem nächsten Blatt, S. 89:

25 Sola viri molles aditus et tempora noras.

Dir entdeckt er die Stund' und Weise der schlauen Entdeckung.

Soll das nicht vielmehr so heißen: Du allein kennst seine Launen, und weißt den Weg zu seinem Herzen? Weiter auf 30 der andern Seite, S. 90:

Quam mihi (veniam) cum dederit (Aeneas)
Hörst du die Bitte —

Es soll heißen: Hört er die Bitte.

Wiederum S. 94:

35 Haec se carminibus promittit solvere mentes
Quas velit, ast aliis duras immittere curas.

Diese verspricht mit Zaubergesängen vom Kummer der Liebe

Zu entfesseln die Herzen, jetzt ihre Flammen zu wecken.

Im Original ist cura dura dem Ausdruck mentem solvere sehr schön entgegengesetzt. In der Übersetzung reutet eine Metapher die andere aus. Herzen entfesseln, und Herzen entflammen stehen nicht in einer Allegorie beisammen. Gleich der nächste Vers: 5

Sistere aquam fluviis et vertere sidera retro.

Ströme hemmt sie im Lauf und dreht und wirbelt die Sterne.

Warum nicht wörtlich? 10

— — und dreht die Sterne zurücke.

Auf eben der Seite:

— — lectumque jugalem,

Quo perii —

— und das Bett, wo meine Keuschheit ihr Grab fand. 15

Der Lateiner sagt weit mehr:

— — Und das Brautbett, das mich zu Grund richtet.

S. 101: latet sub classibus aequor.

Die See rollt unter den Schiffen.

Besser: Die See verschwindet unter der Flotte. 20

Ich merke schließlich nur noch hie und da einige Stellen, wo der Text in der Übersetzung gelitten hat:

S. 4. volvere casus. Warum nicht wörtlich? Lasten wälzen.

S. 9. ponto nox incubat atra. Warum nicht das nachdrückliche Wort? Die Nacht liegt brütend über dem Meere. 25

S. 11. in gurgite vasto. Weite Fläche drückt dies nicht aus.

S. 13. dicto citius. Ist gar nicht übersetzt.

Und so im vierten Buche:

S. 59. gravi saucia cura. Warum blutigen Kummer? Noch ist es nichts als Liebe, noch nicht unglückliche Liebe. Sie soll den blutigen Kummer aufsparen, bis sie Ursache hat. Wann man die starken Ausdrücke bei geringern Anlässen verpraßt, wo will man die wichtigen bedienen? 30

p. ead. recursat gentis honos. Das Wörtchen Schweben sagt das gar nicht. 35

S. 72. (Fama) parva metu primo. Erst nur klein und verzagt. Soll heißen: Erst für Furcht noch klein.

p. ead. Tam ficti pravique tenax. Gleich geschäftig verkündet sie schnöde Lügen. Die Kraft des Worts geht hier verloren. Usw.

Und dergleichen Beispiele findet man mehrere, die man
5 unmöglich alle rügen kann. Ich muß gestehen, daß ich das Los des Römers bedauren würde, wenn er in der Grundsprache unterging. Man liest nichts Harmonischeres als einen Virgilischen Vers; und nun sage man, muß es uns nicht verdrießen, wenn wir dieser ganzen herrlichen Musik in einer
10 Übersetzung, sie sei auch so gut sie wolle, zu Grabe gehen müssen? Wo ist je etwas vollkommener gesungen worden?

Et jam prima novo spargebat lumine terras
Tithoni croceum linquens Aurora cubile.
Regina e speculis ut primum albescere lucem
15 Vidit et aequatis classem procedere velis,
Littoraque et vacuos sensit sine remige portus
Terque quaterque manu pectus percussa decorum
Flaventesque abscissa comas! Proh Jupiter! ibit etc.

Nun die Übersetzung, die immer noch die beste ist:

20 Itzo sandte Aurora, dem Safranbette des Tithon
Eben entschlüpft, die Erstlingsstrahlen herab zu der Erde.
Als die Königin rötend den Tag von der Warte des Schlosses
Sah und die Segel der Flotte gleichschwellend im günstigen
25 Winde,
Öd das Ufer erblickt' und schiffeledig den Hafen,
Da zerschlug sie die reizende Brust mit wütenden Schlägen,
Raufte die goldenen Haare sich aus: Ach Jupiter! fliehen! usw.

30 Man pflegt gemeiniglich den Schriftsteller, den man in der Kritik ein bißchen scharf mitgenommen hat, durch eine Anpreisung seiner Schönheiten wiederum versöhnt nach Haus zu schicken. Ich habe dieses hier nicht nötig, und brauche dem Herrn Verfasser nur dieses wenige zu sagen: Hätte ich sein
35 Produkt für das Produkt eines gemeinen Kopfes gehalten, so hätte ich mich gewiß der Last nicht unterzogen, es durchzuwaten; und hätte ich des Schattens mehr darin gefunden als des Lichts, so hätte ich nicht den Schatten, sondern das Licht gemerkt.

Ich sehe auch das ganze Produkt für nichts anderes an als den Ausguß eines fruchtbaren Genies, das, weil es seine eigene Welt noch nicht fand, sich mit aller Kraft auf den Römer warf, nicht um ihn in Deutschland bekannter zu machen (ich zweifle, ob der Herr Verfasser an das gedacht hat), son- 5 dern sich selbst in Tätigkeit zu setzen, seine Kraft zu messen, zu üben und vor der Welt zu entwickeln. Gewiß ist es auch das treffendste Mittel, Wunder in einem Fache der Dichtkunst zu tun, sich vorher mit einem alten Schriftsteller in diesem Fache bekannt zu machen, sich in ihn hineinzustudieren; und 10 wer kann das mehr als der Übersetzer? Dann ist der Weg zur Selbstschöpfung gebahnt, und der Ton gewonnen. Diese Absicht hat Herr St. zuverlässig erreicht, und ich wünsche ihm im Namen eines großen Teils unsers Publikums nichts als einen würdigen Held, den sein Epos unsterblich machen 15 möge.

Nun noch zwei Worte von dem lyrischen Appendix. Niemand wird das Genie des Verfassers hier mißkennen; sie verraten größtenteils viel Dichterglut, gute Lektüre und, so wie die Übersetzung, eine ungemeine Sprachstärke. Vorzüglich gefiel 20 mir die erste Ode an die Begeisterung. Nur weiß ich nicht, wie ich das verstehen soll?

> O Glücklicher! Auf seines Grabes Hügel
> Steht weinend die Unsterblichkeit.

Die Dichtkunst, deucht mich, wollte er sagen. Denn die Un- 25 sterblichkeit hat ja **da** am wenigsten Ursache, zu weinen, wenn der Dichter stirbt.

Das Lied „An die Wollust“ ist nach meinem Gefühl eines der besten in der Sammlung und eines Meisters nicht unwürdig. Zu dem „Wunsch“ unseres Dichters sage ich: 30 Amen, von ganzem Herzen, obwohl er ganz und gar nicht der meinige ist; und wenn ich Hoffnung hätte, nicht ohne Erhörung zu wünschen, so wünschte ich dem Herrn Verfasser, daß er besser wünschen lernen möge. Bardenruhmsucht ist in meinen Augen so kindisch als die Eitelkeit unserer Schönen, 35 viele Anbeter zu haben. Es ist beides Toilettenschwachheit. Auch ist dieser gute Wunsch, wo Herr Bibliothekar Petersen

als Juratus und Pate assistieren muß, nicht ökonomisch genug eingerichtet; denn man hat der Exempel genug, daß man mit Iliaden und Hudibras verhungern kann. Herr Petersen hat also, meinem Bedünken nach, so unrecht nicht, wenn er an dieser Träne etwas auszusetzen gefunden hat.

Das Lied „An die Religion" ist seines Gegenstands würdig. Nur finde ich zu tadeln, daß es mehr die Ergießung des Poeten als des Christen ist. Religionsempfindungen sind einfältig und schmucklos. — Hier malt die Phantasie.

Das Fragment „An Gott" ist das vortrefflichste und macht dem Geist des Herrn Verfassers so viel Ehre als seinem Herzen.

Nun noch ein Wort an das Herz des jungen Dichters. Ich wünsche ihm nicht Genie. — Man findet aus diesen Fragmenten, daß Herr St. zum Dichter geboren ist — ich wünsche seinem brennenden Genie nur Materialien, mehr Stoff zur dichterischen Schöpfung. Ich will es auf mehrere Leser ankommen lassen, ob man nicht von dem ewigen Einklang seiner Empfindungen ein bißchen überladen wird. Immer sehen wir seine Muse um eine und eben dieselbe Idee sich herumwinden: immer an der nämlichen Empfindung käuen, welches dem Leser, der gern gescheiter weggeht, zur Last fallen muß. In seinen Gedichten glüht — pocht — wirbelt alles. Überall strotzt's von jugendlichem Tatendurst, von Unsterblichkeit, von empfindsamen Tränen (welche inzidenter anzumerken, endlich einmal aus der Mode kommen dürften), von Herzklopfen und dergleichen andern Symptomen, die am Ende gar noch in die Medizin einschlagen. Der Dichter bratet uns an seinem Geniefeuer, welches doch ein bißchen zu kannibalisch schmeckt. Seine Empfindungsart ist übrigens edel und würdig genug, daß wir dem Herrn Verfasser Glück wünschen, wenn sie der ungeheuchelte Spiegel seines Herzens ist und es ihm nicht geht wie den meisten Dichtern, die es ebenso gern in ihren moralischen Empfindungen, als — in ihren Maschinen sind.

Endlich überströmt der Herr Verfasser gar zu sehr von Gefühl seines eigenen Dichterwerts, welches dem Leser, der in diesem Punkt gern selbst entscheidet, in sein Recht greifen heißt.

———

Anthologie auf das Jahr 1782.

Widmung.

Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeschrieben.

Großmächtigster Zar alles Fleisches,
Allezeit Vermindrer des Reichs, 5
Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur!

Mit untertänigstem Hautschauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen und dieses Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demut niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, 10 ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsätzlich zum Ärger, hart an deiner Nase vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportieren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul danach wässern machten; denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: 15 „Gestohlen Brot schmeckt gut.“ Nein! dedizieren will ich dir's lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdest.

Doch Spaß beiseite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem äskula- 20 pischen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu 25 schlagen um die Stahlische Seele, aus dem Feld zu schlagen mit Sturm die trotzige, die deine Sporteln schmälert und deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplatz des Archäus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzstandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre ist wert der andern) wirst du mir aus- 30 wirken den köstlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorübergeleitet —

Jusque datum sceleri —

Ei ja doch! Tue das, goldiger Mäcenas; denn siehst du, ich möchte doch nicht gern, daß mir's ginge wie meinen toll- 35 kühnen Kollegen und Vettern, die mit Stilet und Sackpuffer

bewaffnet in finstern Hohlwegen Hof halten oder im unterirdischen Laboratorium das Wunderpolychrest mischen, das, wenn's hübsch fleißig genommen wird, unsre politische Nasen über kurz oder lang mit Thronvakaturen und Staatsfiebern
5 kitzelt. — Damiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! — Es ist ein gut Ding um gerade Glieder!

Ob du auch deinen Zahn auf Ostern und Michaelis gewetzt hast? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — Juchheisa, Dürrer! — wird ein königlich Fressen
10 geben. Deine fertigen Mäkler, Völlerei und Brunst, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbst der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Pest, deine gewaltigen Jäger, haben dir schon so manche fette Menschenklopfjagd gehalten. — Geiz und Golddurst, deine
15 mächtigen Kellermeister, trinken dir ganze schwimmende Städte im sprudelnden Kelch des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die raresten Gerichte mit Festtagsgepränge auf die Tafel gesetzt hat. — Und doch — wer hat dich je satt gesehen oder über Indigestionen klagen
20 gehört? — Eisern ist deine Verdauung; grundlos deine Gedärme!

Puh — Ich hätte dir noch so manches zu sagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — Du bist ein garstiger Schwager — Geh — Du machst dir Rechnung, höre ich, eine
25 Generalkollation zu erleben, wo dir groß und klein, Weltkugeln und Lexika, Philosophien und Putzwerk in Rachen fliegen sollen — Guten Appetit, wenn's soweit kommt! — Doch, Hungerwolf der du bist! siehe zu, daß du dich da nicht überessest und deinen ganzen Fraß haarklein wiedergeben müssest,
30 wie dir's ein gewisser Athenienser, der dir gar nicht wohl will, prophezeit hat. Y.

Vorrede.

Tobolsko, den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. —
35 Blumen in Sibirien? — Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn ihr euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht

anders; wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefsöhnen der Sonne gekommen und durch unseren hundertjährigen Schnee gewatet, irgendein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unseren Ahnen — 5 wir wollen sie selbst sammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankieren. — Zertretet sie nicht, ihr Söhne des mildern Himmels!

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des widrigen Vorurteils, das schwer über dem Norden brütet, von 10 der Stelle zu räumen, forderte einen stärkeren Hebel als den Enthusiasmus einiger wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion als die Schultern von zwei oder drei Patrioten. Doch wenn schon auch diese Anthologie euch leckerhafte Europäer so wenig als — wenn ich den Fall setze — unser Musen- 15 almanach, den wir — wenn ich ja den Fall setzen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weitentlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmack den Genickfang 20 geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn eure Homere im Schlaf reden und eure Herkulesse Mücken mit ihren Keulen erschlagen — wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vokation auf den Helikon auslegt — wird 25 man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar mögt ihr oft auch bei uns Papiergeld 30 statt russischen Rubels finden, aber Krieg und teuere Zeit entschuldigen alles.

So geh denn hin, sibirische Anthologie — geh — du wirst manchen Süßling beseligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden und zum Dank ihre 35 alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuß verraten. — Geh — du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen

und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. — Geh — du wirst die Küche mancher Kritiker beraten; sie werden dein Licht fliehen und sich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. 5 — Hu, hu, hu! — Schon hör' ich das ohrzerfetzende Geheul im unwirtbaren Forst und hülle mich angstvoll in meinen Zobel. Y.

Die Räuber.

1781.

10 Unterdrückte Vorrede.

Es mag beim ersten Indiehandnehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplatz bekommen wird. Wenn nun dieses ein unentbehrliches Requisitum zu einem Drama sein soll, so hat freilich das 15 meinige einen großen Fehler mehr.

Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieser Forderung so schlechtweg unterwerfen soll. Sophokles und Menander mögen sich wohl die sinnliche Darstellung zum Hauptaugenmerk gemacht haben, denn es ist zu vermuten, daß diese sinnliche 20 Vorbildung erst auf die Idee des Dramas geführt habe: in der Folge aber fand sich's, daß schon allein die dramatische Methode, auch ohne Hinsicht auf theatralische Verkörperung, vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poesie einen vorzüglichen Wert habe. Da sie uns ihre Welt gleichsam 25 gegenwärtig stellt und uns die Leidenschaften und geheimsten Bewegungen des Herzens in eigenen Äußerungen der Personen schildert, so wird sie auch gegen die beschreibende Dichtkunst um so mächtiger wirken, als die lebendige Anschauung kräftiger ist denn die historische Erkenntnis. Wenn der un-30 bändige Grimm in dem entsetzlichen Ausbruch: „Er hat keine Kinder!" aus Macduff redet, ist dies nicht wahrer und herzeinschneidender, als wenn der alte Diego seinen Sackspiegel herauslangt und sich aus offenem Theater begucket?

o rage! o désespoir!

35 Wirklich ist dieses große Vorrecht der dramatischen Manier,

die Seele gleichsam bei ihren verstohlensten Operationen zu ertappen, für den Franzosen durchaus verloren. Seine Menschen sind (wo nicht gar Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbsts) doch selten mehr als eiskalte Zuschauer ihrer Wut, oder altkluge Professore ihrer Leidenschaft. 5

Wahr also ist es, daß der echte Genius des Dramas, welchen Shakespeare, wie Prospero seinen Ariel, in seiner Gewalt mag gehabt haben, daß, sage ich, der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärfer ins Herz schneidet und lebendiger belehrt als Roman und Epopee, und daß es 10 der sinnlichen Vorspiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung von Poesie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte dramatisch abhandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen. Das heißt: Ich schreibe einen dramatischen Roman, und kein theatralisches Drama. Im 15 ersten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Gesetzen der Kunst, nicht aber den besonderen des theatralischen Geschmacks unterwerfen.

Nun auf die Sache selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß nicht sowohl die körperliche Ausdehnung meines Schau- 20 spiels als vielmehr sein Inhalt ihm Sitz und Stimme auf dem Schauplatze absprechen. Die Ökonomie desselben machte es notwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. (Ich wünschte zur Ehre der Mensch- 25 heit, daß ich hier nichts denn Karikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntnis wird, so ärmer wird mein Karikaturenregister.) Noch mehr — diese unmoralische Charaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von seiten des Geists gewinnen, was sie von seiten des Herzens 30 verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja sogar genötigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen Welt sein soll. Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Tätig- 35 keiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.

Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missetäter, Ungeheuer mit Majestät; Geister, die

das abscheuliche Laster reizt, um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seinesgleichen ist;
5 die auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit die unvollkommensten werden, die unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen. Mit einem Wort, man wird sich auch für meine Jagos interessieren, man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird
10 ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauern. Aber eben darum möchte ich selbst nicht geraten haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhang des Ganzen befassen und die Absicht des Dichters erraten, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen (worunter
15 ich s. v. v. nicht die Mistpantscher allein, sondern auch und noch viel mehr manchen Federhut und manchen Tressenrock und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe), der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar
20 eine Apologie des Lasters darin finden und seine eigene Kurzsichtigkeit den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Es ist das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit und unsere gute Hippokrate müßten ganze Plantagen Nieswurz
25 erschöpfen, wenn sie diesem Unwesen durch einen heilsamen Kräutertrank abhelfen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit und Tugend mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf offener Bühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich
30 wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid, die Narren bleiben immer sich selbst gleich, wie die Tugend. Mort de ma vie, sagt Herr Eisenfresser, das heiß' ich einen Sprung! — Fy — Fy, flüstert die Mamsell, die coeffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodisch — Sacre dieu, sagt der
35 Friseur, welche göttliche Sinfonie! da führen die Deutschen Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl hättest du sehen sollen das rosenfarbene Mädel hinter die spanische Wand schmeißen, sagt der Kutscher zum Lakaien, der sich vor Frieren

und Langeweile in die Komödie eingeschlichen hatte. — Sie fiel recht artig, sagt die gnädige Tante, recht gustös sur mon honneur (und spreitet ihren damastenen Schlamp weit aus) — was kostet Sie diese éventaille, mein Kind? — Und auch mit viel expression, viel submission — Fahr' zu, Kutscher! — 5

Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die Emilia gespielt. —

Dies könnte mich allenfalls schon entschuldigen, daß mir's gar nicht darum zu tun war, für die Bühne zu schreiben. Nicht aber das Auditorium allein, auch selbst das Theater 10 schreckte mich ab. Wehe genug würde es mir tun, wenn ich so manche lebendige Leidenschaft mit allen Vieren zerstampfen, so manchen großen und edlen Zug erbärmlich massakrieren und meines Räubers Majestät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen sehen. Ich würde mich übrigens 15 glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdiente.

Schließlich will ich nicht bergen, daß ich der Meinung bin, der Applausus des Zuschauers sei nicht immer der Maßstab für den Wert eines Dramas. Der Zuschauer, vom ge- 20 waltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft ebensowohl die feinsten Schönheiten als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblößen. Vielleicht ist das größte Meisterstück des britischen Äschylus nicht am meisten beklatscht worden, vielleicht muß er in seiner 25 rohen szythischen Pracht denen à la mode (verschönerten oder verhunzten?) Kopien von Gotter, Weiße und Stephanie weichen.

So viel von meiner Versündigung gegen den Schauplatz — Eine Rechtfertigung über die Ökonomie meines Schauspiels selbst würde wohl keine Vorrede erschöpfen. Ich überlasse sie 30 daher ihrem eigenen Schicksal, weit entfernt, meine Richter mit zierlichen Worten zu bestechen, wenn ich ihre Stränge zu befürchten fände, oder auf Schönheiten aufmerksam zu machen, wenn ich irgendwelche darin gefunden hätte.

Geschrieben in der Ostermesse 1781. 35

Der Herausgeber.

Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber.
1782.

Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu 5 dem Stück konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zweite, die sich von der ersten an Pünktlichkeit des Druckes und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feineren Teil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesserung in dem Wesen des Stückes, die den Wün= 10 schen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht sein.

Es sind dieser zweiten Auflage verschiedene Klavierstücke zugeordnet, die ihren Wert bei einem großen Teil des musikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meister setzte die 15 Arien, die darin vorkommen, in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird.

Stuttgart, den 5. Jan. 1782.

D. Schiller.

Avertissement zur ersten Aufführung der Räuber.
20 1782.

Die Räuber, ein Schauspiel.

Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft 25 verdarben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtreff= 30 lichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Einen heuchlerischen, heimtückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken und gesprengt sehen in seinen eigenen Minen. Einen allzu schwachen nachgiebigen Verzärtler und Vater. —

Die Schmerzen schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschen- der Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glückes den inneren Wurm nicht töten, und Schrecken, Angst, Reue, Ver- 5 zweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen; der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann 10 gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werk- zeugen ihrer Absichten und Gerichte brauchen und den ver- worrensten Knoten des Geschickes zum Erstaunen auflösen könne. 15

Vorbericht zum Württembergischen Repertorium.
1782.

Unsere Hauptabsicht mit dieser neuen periodischen Schrift ist Ausbildung des Geschmacks, angenehme Unterhaltung und Veredelung der moralischen Gesinnungen. Die Gegenstände der 20 Abhandlungen sind daher allein aus der Philosophie, Ästhetik und Geschichte. Ihre Auswahl und ihre Behandlung soll, wie wir uns wenigstens bemühen, die Aufmerksamkeit des größten Teils der Lesenden verdienen. Was von Historie erscheint, ist entweder aus der Geschichte der Menschheit, des 25 Vaterlandes oder eines ehrwürdigen Charakters und wird nicht sehr bekannt sein. Aus der Philosophie sollen vorzüglich solche Betrachtungen geliefert werden, welche einen nahen Ein- fluß auf das System unsrer Denkart und also auf die Grün- dung des Charakters haben. Dinge, nicht allgemein interessant, 30 abgedroschene Meinungen, fakultätische Aufsätze und dergleichen werden wir zum Vorteil des Publikums nie, ungeachtet der Weise unserer ungezählten Brüder und Vorgänger, in dieser Sammlung aufnehmen.

Den Aufsätzen wird, aus obigen angeführten und einigen 35

anderen Gründen, eine Bibliothek angehängt, welche aber auf Württemberg allein eingeschränkt wird, für welches Land überhaupt unser Werk angelegt ist. In den Beurteilungen werden wir immer mehr die Fehler rügen als die Schönheiten preisen,
5 und das aus dem besten Vorsatz. Ein Schriftsteller, der weniger auf die Nutzbarkeit und innere Fürtrefflichkeit seines Werkes als auf die Lobeserhebungen der gewöhnlichen Zeitungsklitterer achtet, ist in unseren Augen ein verächtliches Geschöpf, den Apoll samt allen Musen aus ihrem Reiche
10 stoßen sollten. Wenn übrigens einige der beurteilten Herren mit unserem Urteil unzufrieden sein sollten, so steht ihnen zu ihrer Rechtfertigung unsre Schrift offen. Außer diesem erscheint noch allemal eine kurze Lebensgeschichte eines merkwürdigen Württembergers, wobei man immer mehr Rücksicht
15 auf bürgerliche als gelehrte Verdienste nehmen wird. Aus Mangel des Raums ist diesmal die bestimmte Biographie ausgelassen worden.

Jedes Vierteljahr erscheint ein Stück von ungefähr zwölf Bogen. Wer interessante, besonders vaterländische Aufsätze,
20 Anekdoten und Lebensgeschichten im stillen verdienter Männer einsenden will, der beliebe sie der Eckebrechtischen Handlung in Heilbronn, oder wenn es ihm näher ist, der Stettinischen in Ulm zuzustellen.

Schreiben eines schwäbischen Paters an einen
25 Reisenden.

1782.

Nach einer halbstündigen Bekanntschaft.

Monseigneur, Herr Bruder!

Versprechen macht halten, Dero Kleiner aufenthalt in
30 meinem Zimmer machte mich Zeithero allzeit errinneret desjenigen, was ich bald zu schickhen Dero wehrtesten Person versprache, Hr. Bruder! Da ist es — belieben sie es nach Dero guten Art zu gebrauchen, ich versichere dessen obsorg und in vorfallenten unglücks-fällen so wohl im reiten als

fahren nebst göttligen schuz jederzeit bewahrt zu seyn. Die hinreys leztens nacher hauß zweifle nit glücklig als gesund gewesen zu seyn, gott continuire dessen fernere gesundheitsumstände, so werden sie allzeit gesicheret seyn, das ich bin und bleibe meines Hrn. Bruders 5

G. den 6. Junij 1781.

P. S. Mein höfliges Compliment wo es angelegt ist. Um zu conserviren belieben Sie es mit einem Leder zu überziehen und bey sich zu tragen.

Treü=geflissener 10
Bruder Pater Spl. Agtiner.

— ———

Die Räuber.

(Selbst=Rezension 1782.)

(Ich nehme es nach der neuesten Theaterausgabe, wie es bisher auf 15 der Nationalbühne zu Mannheim ist vorgestellt worden.)

Das einzige Schauspiel, auf württembergischen Boden gewachsen. Die Fabel des Stückes ist ungefähr diese: Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor, ist Vater von zwei Söhnen, Karl und Franz, die sich an Charakter sehr unähn- 20 lich sind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talenten und Edelmut, gerät zu Leipzig in einen Zirkel liederlicher Brüder, stürzt in Exzesse und Schulden, muß zuletzt mit einem Trupp seiner Spießgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdes lebte Franz, der jüngere, zu Hause beim Vater, und da er heim- 25 tückischer, schadenfroher Gemütsart war, wußte er die Zeitungen von den Liederlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vorteil zu verschlimmern, seine reuevollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachteiligen Inhalts unterzuschieben und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, daß 30 er ihm den Fluch gab und ihn enterbte.

Karl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räuberkomplott, wird ihr Anführer und führt sie in böhmische Wälder. Der alte

Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Karl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters und hätte auch durch zudringliches Bitten zuletzt ihren Zweck erreicht, wenn nicht
5 Franz, der von diesem Schritt alles zu besorgen hatte, der neben dem noch Absichten auf Amalien hegte, durch eine ersonnene List alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen seiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen
10 Namen eines Freundes von Karln die erdichtete Zeitung vom Tode dieses letzteren zu bringen, und versah ihn hierzu mit den tüchtigsten Dokumenten. Der Streich gelang, die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbett und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zu-
15 stand verfiel, den jedermann für den Tod erklärte — aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. — Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen erhärtet hatte, benutzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängnis und brachte den Vater mit Hilfe seines gedungenen Hand-
20 langers in einen abgelegenen Turm, ihn alldort, fern von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodann in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Karl Moor an der Spitze seiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchbar
25 und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dolch schreckte die kleineren Tyrannen und autorisierten Beutelschneider; aber sein Beutel war der Notdurft geöffnet, und sein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er sich spitzbübische Dieberei, sein Weg ging gerade, er
30 hätte sich bälder zehn Mordtaten als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Taten forderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt; aber der zur Verzweiflung gehetzte Abenteurer schlug
35 sich mit wenigem Verlust herzhaft durch und entrann glücklich aus Böhmen. Jetzt verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die

schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte und ihn zu dem Entschluß bewog, Vaterland und Geliebte wieder zu sehen, welchen er auch schleunig ins Werk setzte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoß indes in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner 5 Büberei; nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstigen Bestürmungen. Karl erscheint unter einem vorgeblichen Namen — wilde Lebensart, Leidenschaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht; nur die Liebe, die sich niemals verleugnet, verweilt über den sonderbaren Fremd- 10 ling. Sinnliches Anschauen überwältigt die Erinnerung, Amalia fängt an, ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verrät sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsichtigen Furcht entrinnt 15 keines von beiden. Franz wird aufmerksam, vergleicht, errät, überzeugt sich und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweitenmal will er den Arm seines Handlangers dingen, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt. Franz, selbst zu 20 feig, einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche Tat. Unterdes war schon der Eindruck von Karl so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß auf seiten des ersten von nöten war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte und doch nicht 25 mehr besitzen konnte; er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Wald. Es war der nämliche, worin sein Vater im Turme verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Hermann (so hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den 30 er mit Hilfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brande seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte, mühsam errettet wird. Karl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurteilt, in dem näm- 35 lichen Turme zu verhungern. Nun entdeckt sich Karl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen und wird hier von

den streifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Karl ist gezwungen, sein Handwerk zu verraten, wobei der Vater vor Entsetzen stirbt. Auch jetzt ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff, der Glücklichste zu
5 werden, aber die schwierige Bande steht wider ihn auf und erinnert ihn an den feierlich geschworenen Eid. Karl, auch im größten Bedrängnis noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr besitzen kann, verläßt die Bande, die er durch dieses unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich
10 selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

Man findet aus diesem Generalriß des Stückes, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist, daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fließen, daß es in den Händen eines
15 besseren Kopfes ein Originalstück werden müsse: fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der Wahl der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte*). Wenigstens dünkt es mich, solche
20 bedürfen notwendig einer ebenso großen Dosis von Geisteskraft als die erhabene Tugendhafte, und die Empfindung des Abscheues vertrage sich nicht selten mit Anteil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen, nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth statt-
25 findet, daß sich seine Werke und Schicksale notwendigerweise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst alles ausmacht), außerdem daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters
30 nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen — ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht — außer dem, sage ich, kann ich die Tugend selbst
35 in keinem triumphierenderen Glanze zeigen, als wenn ich sie

*) Schriften von H. P. Sturz. In den Denkwürdigkeiten von Rousseau.

in die Intrigen des Lasters verwickle und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe. Denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster aneinander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stückes, Räuber, und einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisieren, je weniger wir Gehilfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsere Tränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Crusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Dies wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die so äußerst unmoralische Gaunerhorde festbindet. Eben dieses eigentümliche Korpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formieren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unseren Beitritt — welches zugleich auch unserem Stolze schmeichelt — ihre leichte unmoralische Schale so lange beschweren zu müssen, bis sie wagerecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entfernteren Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto näheren hat unser Herz mit ihnen. — Ein Mensch, an den sich die ganze Welt knüpft, der sich wiederum an die ganze Welt klammert, ist ein Fremdling für unser Herz. — Wir lieben das Ausschließende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns also in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unsere Aufmerksamkeit weilet. Wir haben eine so ziemlich vollständige Ökonomie der ungeheuersten Menschenverirrung, selbst ihre Quellen sind aufgedeckt, ihre Ressorts angegeben, ihre Katastrophe ist entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der sittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als ebendenselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Rose in der sandigen Wüste entzückt uns mehr als deren ein

ganzer Hain in den hesperischen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Gesetz als Idealen moralischer Häßlichkeit die Menschheit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringen Grad von Bosheit zur Tugend, sowie wir im Gegenteil alle unse-
5 ren Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hanges, alles in dem Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunstgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder
10 einen schleichenden entgegensetzte, der seine scheußlicheren Verbrechen mit günstigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Weise legen wir nach unserer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Begünstigten und vermindern sie in der Schale des Bestraften.
15 Der erste ist um so viel schwärzer, als er glücklicher, der zweite um so viel besser, als er unglücklicher ist. Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: Der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

20 Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder. Nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und Zervantes*), die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespearischer Manier in einem neuen, wahren und harmonischen
25 Charakter unter sich amalgamiert sind. In der Vorrede zum ersten Plan ist der Hauptriß von diesem Charakter entworfen. Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preisgibt, umfaßt er
30 seinen Roller mit ungeheuerem Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feurig liebt, als sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremd; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater
35 wütet in einen Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das

*) Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.

Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen.“ Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben, sagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß diesen schrecklichen Bund! — Lern' erst die Tiefe des Abgrundes kennen, eh' du hinein springst! — Folge mir! mir! und mach' dich eilig hinweg.“ Eben diese Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmut und eine erstaunenswerte Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn, umzingelt in den böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner Wenigen eine Armee wirbt — den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung, und eine rastlose Tätigkeit des Geistes. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fordert, sich zu sammeln, und eine Ewigkeit, sie zu entwickeln! — Das Aug' wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist. Er ging auf wie ein Meteor und schwindet wie eine sinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken, dergleichen Franz der jüngere Moor, ist, auf die Bühne zu bringen — oder besser (der Verfasser gesteht, daß er nie an die Bühne dachte), ihn zum Gegenstand der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt, als das Ansehen Shakespeares, des größten Menschenmalers, der einen Jago und Richard erschuf, entschuldigen — mehr gewagt, als die unglückseligste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es — so gewiß diese letztere an lächerlichen Originalen auch die luxurierendste Phantasie des Karikaturisten hinter sich läßt; so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreuesten Kopisten nicht selten in den Vorwurf der Übertreibung verfallen: so wenig wird sie jedennoch diese Idee unseres Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen. Dazu kommt, wenn auch die Natur nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung so unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich dies auch zugeben könnte — sündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze, der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglings-Seele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sei so möglich — wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme

Labyrinthe der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verletzen müssen, um sie gering schätzen zu lernen — tausend Rührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? — Mit einem
5 Wort, wird er nicht erst alle Auswege versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche non plus ultra mühsam zu erklettern? Die moralischen Veränderungen kennen ebensowenig einen Sprung als die physischen; auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu sehr, als daß ich nicht
10 lieber zehnmal den Dichter verdamme, eh' ich ihr eine solche krebsartige Verderbnis zumute. Mögen noch so viel Eiferer und ungebungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: „Der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen" — ich glaub' es nicht, ich denke vielmehr über-
15 zeugt zu sein, daß der Zustand des moralischen Übels im Gemüt eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sei, welchen zu erreichen, zuvörderst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation (wenn ich so sagen darf) aufgehoben sein muß, so wie das ganze System der tierischen Haushaltung,
20 Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durcheinander geworfen sein müssen, eh' die Natur einem Fieber oder Konvulsionen Raum gibt. Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen schuldlosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie? Der Dichter läßt uns
25 diese Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all denen abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund als das armselige Bedürfnis des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffieren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpiert, an den Pranger ge-
30 stellt hat.

Es sind nicht sowohl gerade die Werke, die uns an diesem grundbösen Menschen empören — es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie — es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in
35 einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion — unser inneres Gefühl empört sich dabei, aber wir glauben noch immer unter Menschen zu sein, solang' wir uns überreden können, daß das Herz nie-

mals so grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjekte, die unseren Franz an unmenschlichen Taten weit hinter sich lassen*); und doch schüttelt uns dieser Charakter so sehr. Man kann sagen: Dort wissen wir nur die Fakta, unsere Phantasie hat Raum, solche Triebfedern dazu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt; unsere Phantasie wird durch historische Fakta gefesselt, wir entsetzen uns über den gräßlichen Sophismen, aber noch scheinen sie uns zu leicht und luftig zu sein, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderei; tausend Mordtaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten, ist leicht, aber es ist eine herkulische Arbeit, einen einzigen Totschlag wirklich zu begehen. Franz sagt uns in einem Monologen einen wichtigen Grund: „Verflucht sei die Torheit unserer Ammen und Wärterinnen, die unsere Phantasie mit schrecklichen Märchen verderben und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsere kühnste Entschlossenheit sperren u. s. f. Aber wer weiß es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unvertilgbar sind? In der neuen Auflage des Stückes hat sich der Dichter gebessert. Der Bösewicht hat seinen Helfershelfer verloren und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu brauchen — „Wie? wenn ich selbst hinginge und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe — frisch! ich will's wagen! (Er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) Wer schleicht hinter

---

*) Man erzählt von einem Spitzbuben in unseren Gegenden, der mit Gefahr seines Lebens Personen, die er nicht einmal kannte, auf die abscheulichste Weise massakrierte. — Wiederum von einem anderen, der, ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarschaft an sich lockte und verzehrte.

mir? — Gesichter, wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller! (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen) durch meine Knochen Zermalmung! — Nein! ich will's nicht tun" u. s. f. Der größste Weichling kann Tyrann und Mörder sein, aber er wird seinen Bravo an der Seite haben und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft ist dies Feigheit, aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann sind auch die Räsonnements, mit denen er sein Lastersystem aufzustutzen versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn notwendig veredeln sollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende! Sonst ist dieser Charakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst; der Dichter hat alles getan, was er tun konnte, nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte; dieser Charakter ist ein eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunarischen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartiert wissen möchte; seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen: beim Vater hört man ihn beten, schwärmen neben dem Mädchen und neben dem Handlanger lästern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verständig genug, die Bosheit eines andern zu verachten, nie so gerecht, sie bei sich selbst zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden. Voll gepfropft von schweren entsetzlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnwitz für einen Verräter hält. „(Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbst gebracht ward.) Was hab' ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab' eine Lüge gesagt, es sei, was es wolle." Endlich in der unglücklichen Katastrophe seiner Intrige, wo er menschlich leidet? — Wie sehr bestätigt dies die allgemeine Erfahrung wieder! — wir rücken ihm näher, so bald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen: Ein Teufel, erblickt auf den Fol-

tern der ewigen Verdammnis, würde Menschen weinen machen; wir zittern vor ihr und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herab wünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben: er versuchte durch einen Pinselstrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm diesen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott aus mir!“ Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele!

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer; man erwartet also billig im Charakter dieser einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abenteurer steht; wenigstens wird man von den wilden stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberszenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stückes; der lärmende Waffenton hat den leisern Flötengesang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturierten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen: das sanfte, leidende, schmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zuwenig, ihr Roman bleibt durch die drei ersten Akte immer auf eben derselben Stelle stehen (so wie, beiläufig zu sagen, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt). Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger aus vollem Halse herunter machen, der ihn weggebissen hat — und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder

durch einen anderen zu ersetzen. Ich habe mehr als die Hälfte des Stückes gelesen und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahne auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte; kein zu-
5 künftiges Schicksal ist angekündet oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Aktes kein halbes Wörtchen von ihr fallen. Dieses ist schlechterdings die tödliche Seite des ganzen Stückes, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist. Aber vom vierten
10 Akt an wird er ganz wieder er selbst. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strahle, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken, und ist ein Weib neben dem Mann. Die Szene im Garten, welche der Ver-
15 fasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbstgespräch, worin sie gegen die Liebe zu Karln (der unter einem fremden Namen ihr Gast ist) als gegen einen Meineid kämpft, erscheint er selbst:
20 „Räuber Moor. Ich kam, um Abschied zu nehmen. Doch Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — Bleiben Sie — Glücklich! Glücklich! Wären Sie nur jetzt nicht gekommen! Wären
25 Sie nie gekommen!

R. Moor. Glücklich wären Sie dann gewesen? — Leben Sie wohl.

Amalia. Um Gottes willen! Bleiben Sie — Das war nicht meine Meinung! (Die Hände ringend.) Gott! Und warum
30 war sie es nicht? — Graf! Was tat Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was tat Ihnen die Liebe, die Sie zerstören?

R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz so rein, eh' meine Augen Sie
35 sahen! — O, daß sie verblindeten, diese Augen, die mein Herz verkehrt haben!

R. Moor. Mir! Mir diesen Fluch, mein Engel! Diese Augen sind unschuldig wie dies Herz.

Amalia. Ganz seine Blicke! — Graf! Ich beschwöre Sie, kehren Sie diese Blicke von mir, die mein Innerstes durchwüten! — Ihn — Ihn selbst heuchelt sie mir in diesen Blicken vor, Phantasie die Verräterin — Gehen Sie! Kommen Sie in Krokodilgestalt wieder, und mir ist besser. 5

K. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügst, Mädchen.

Amalia (zärtlicher). Und solltest du falsch sein, Graf! Solltest du kurzweilen mit meinem schwachen weiblichen Herzen? — Doch wie kann Falschheit in einem Auge wohnen, das seinen Augen aus dem Spiegel gleicht! — Ach! Und erwünscht! Wenn es auch wäre! Glücklich! Wenn ich dich hassen müßte! — Weh mir! Wenn ich dich nicht lieben könnte! 10

K. Moor (drückt ihre Hand wütend an den Mund).

Amalia. Deine Küsse brennen wie Feuer.

K. Moor. Meine Seele brennt in ihnen. 15

Amalia. Geh — noch ist es Zeit! Noch! Stark ist die Seele des Mannes! — Feuere auch mich an mit deinem Mut, Mann mit der starken Seele!

K. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier — (das Haupt an ihre Brust gedrückt) und hier will ich sterben. 20

Amalia. Weg! Laß mich! Was hast du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen! Gottloses Feuer schleicht in meinen Adern. (Sie sträubt sich ohnmächtig gegen seine Bestürmungen.) Und mußtest du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerstören, die dem Tode trotzte? (Sie drückt ihn fester an die Brust.) Gott vergebe dir's, Jüngling!" u. s. f. 25

Der Ausgang dieser Szene ist höchst tragisch, sowie sie überhaupt zugleich die rührendste und entsetzlichste ist. Der Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Nun ist er mit ihr am Ziele — wo er sie verlassen und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt, war sehr interessant. Sie verteidigt das unglückliche Mädchen. Die Szene endet also: 30 35

„K. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich! Daß sie dich von sich stieß!

R. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.

Amalia O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen. Sie sei meine Schwester, und dann noch eine
5 bessere Welt —

R. Moor. Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und
10 Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn sie wähnen, einen Engel zu umhalsen, und ein Totschläger in ihren Armen liegt. Wehe meiner Amalia! Sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung). Ich beweine sie.

15 R. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich selber! (und stürzt hinaus.)

Amalia (niedergesunken). Karl! Himmel und Erde!"

Noch wär' ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man frägt, war es
20 tragisch, daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet. War es in dem gegebenen Fall natürlich? War es notwendig? War kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das letzte zuerst antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst un-
25 dramatisch wär' eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese letzte möglich und schön auf seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerst widrig auf seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen und sich trösten über das, was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst
30 erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals über Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter selbst und beantworte sich dann gelegentlich auch die übrigen Fragen.
35 R. Moor hat Amalien auf einen Stein gesetzt und entblößt ihr den Busen.

„R. Moor. Schaut diese Schönheit, Banditen! — Schmelzt sie euch nicht? — Schaut mich an, Banditen. Jung bin ich

und liebe. Hier werd' ich geliebt. Angebetet. Bis ans Tor des Paradieses bin ich gekommen. — Sollten mich meine Brüder zurückschleudern?

(Räuber stimmen ein Gelächter an.)

R. Moor (entschlossen). Genug. Bis hierher Natur! Jetzt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegen mit Majestät) euer Hauptmann! Mit dem Schwert wollt ihr mit euerm Herrn rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme.) Streckt die Gewehre! Euer Herr spricht mit euch!

(Räuber lassen zitternd ihre Waffen fallen.)

R. Moor. Seht! Nun seid ihr nichts mehr als Knaben, und ich — bin frei. Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will. Um ein Elysium voll Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil. — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt, Größe zu nennen; der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit — Taten wie diese überlegt man, wenn sie getan sind. Ich will hernach davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)"

Die Räuber preisen den Sieg ihres Fürsten. Aber nun seine Empfindungen nach der Tat.

„R. Moor. Nun ist sie mein (indem er sie mit dem Schwert bewacht). Mein — oder die Ewigkeit ist die Grille eines Dummkopfs gewesen. Eingesegnet mit dem Schwert hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängnis! — Und er muß süß gewesen sein, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (sterbend im Blut). Süße. (Streckt die Hand aus und stirbt.)

R. Moor (zu der Bande). Nun, ihr erbärmlichen Gesellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, daß schon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abscheulichkeit und Schande. — Ich hab' euch einen Engel geschlachtet, Banditen! Wir sind quitt. Auf dieser Leiche liegt meine Handschrift zerrissen. — Euch schenk' ich die eurige" usf.

Offenbar krönt diese Wendung das ganze Stück und vollendet den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll

zärtlich und schwach sein, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Charakter kam freilich dem Dichter zu-
5 statten, um Franzen zum Zweck kommen zu lassen; aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intrigen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Ansehen nach seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnötig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden. Überhaupt
10 muß ich in der Kritik dieses letzteren noch nachholen, daß sein Kopf mehr verspricht, als seine Intrigen erfüllen, welche, unter uns gesagt, abenteuerlich grob und romanhaft sind. So mischt sich in die Bedauernis über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um vieles schwächt;
15 so gewiß zwar eine gewisse Passivität des Beleidigten unseren Grimm gegen den Beleidiger mehr erhitzt als eine Selbsttätigkeit des ersteren, so gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessieren — und, wenn diese Hochachtung nicht auf intellektuelle Voll-
20 kommenheiten geht, worauf geht sie sonst? — Auf die moralischen? — Aber man weiß, wie genau sich diese letzteren mit den ersten amalgamieren müssen, um anziehend zu sein. Überdies ist der alte Moor mehr Betschwester als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. End-
25 lich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und, unserer Meinung nach, hätte dieser, wenn er auch dem zweiten Akte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann, das freilich dem Dichter recht à propos
30 kommen mochte. — Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben.

In den kontrastierenden Charakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Kosinsky, Schweizer ist der Verfasser glücklicher gewesen. Jeder hat etwas Auszeichnendes,
35 jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessieren, ohne ihm Abbruch zu tun. Der Rolle Hermanns, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vorteilhaftere Wendung gegeben. Es

ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Aktes die beiden Schurken aneinander zerschlagen. Sowie sich der Charakter Hermanns erhob, wurde der Charakter des alten *Daniels* in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben und im ganzen weniger poetisch sein. Hier ist der Ausdruck *lyrisch* und *episch*, dort gar *metaphysisch*, an einem dritten Ort *biblisch*, an einem vierten *platt*. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumigte Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Phantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt sein. Das Mädchen hat mir zuviel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das *Erhabene* wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am *wahrsten fühlte* und am *durchdringendsten bewegte*, sprach er wie unsereiner. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der *Ode* verweisen.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des deutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel *modern* zugeschnitten: die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entstand ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlekins; alle Personen sprechen um viel zu studiert, jetzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften.

Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet sein. Laokoon kann *in der Natur* aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfasser kann vorwenden: ich habe *Räuber* geschildert, und *Räuber bescheiden* zu schildern, wär' ein Versehen gegen die Natur. — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch *Räuber* geschildert?

Nun das Stück von seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (besonders wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfiszieren.

5 Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet. — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen sein; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurechtkommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr seine kolossa-
10 lischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn
15 Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.

K . . . . r.

Anhang über die Vorstellung der Räuber.

1782.

Das Stück ist zu verschiedenen Malen in Mannheim gespielt worden.
20 Ich hoffe meine Leser zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mitteile, den mir mein Korrespondent, der dem Schauspiel zu Gefallen dahin abgereist war, auf Ansuchen darüber geschrieben hat.

„Worms, den 15. Januar 1782.

Vorgestern endlich ging die Vorstellung der Räuber des
25 Hrn. Schillers vor sich. Ich komme soeben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck setze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich erstaunen, welche unübersteiglich scheinenden Hindernisse der Hr. Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftischen
30 zu können. Der Hr. Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der tätige Geist Dalbergs beseelt; für alle übrigen, die ich wenigstens kenne, bleibt es nach wie vor ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang

fiel zweimal zwischen den Szenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen; man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht, Hr. Danzi hatte auch die Zwischenakte neu aufgesetzt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden und mich deucht, die Schauspieler hatten sich noch beeilet.

Doch — Sie werden ungeduldig sein, vom Erfolge zu hören. Im ganzen genommen, tat es die vortrefflichste Wirkung. Hr. Boek, als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Szene am Turm hör' ich ihn noch, neben dem Vater kniend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief und nach Maßgab' seines Laufes ein natürliches schreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Hr. Boek für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Hr. Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht sein) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh' ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatt' ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den letzteren Szenen als Meister gezeigt. Noch hör' ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstand, das ruchlose Nein sagen und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken: ‚Ja! Ja! — Droben einer über den Sternen!' — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knien liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten. — Wenn nur Hr. Iffland seine Worte nicht so verschlänge und sich nicht im Deklamieren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden. Hr. Beil, der herr=

liche Kopf, war ganz Schweizer. Hr. Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle; denn 5 sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zuviel Theateraffektionen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von 10 Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem unerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich 15 hätte den Verfasser dabei gewünscht: er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh sein. Mir kam es auch vor, es waren zuviele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr 20 Wirkung getan. Man spricht indes langes und breites davon. Übermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist dies die beste Gewähr für den Geist des Verfassers. Bald werden wir es gedruckt haben. Hr. Hofkammerrat Schwan, der zur Aufnahme des Stückes sehr viel beigetragen hatte und 25 ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben. Ich habe die Ehre zu sein u. s. f. N."

Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. F. Stäudlin. Zu haben bei Cotta.

30 Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen (Seuche darf ich sie doch nicht nennen; denn man streitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht schon gehabt haben, und Musenalmanache hatten sie doch wohl nicht), bei der so empfindsamen Witterung im ganzen Deutschland ist eine

württembergische Blumenlese kein Phänomen mehr. Man beschuldigt sonst die Schwaben, daß sie erst anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieser Hinsicht — gesegnet sei die endliche prophetische Ankunft des schwäbischen Musenalmanachs! 5

Bücher dieser Art lassen sich nur von drei Seiten ansehen. Entweder sie sind die Freistatt angehender schüchterner Schriftsteller, die hinter dieser Tapete Ruf oder Abschreckung vom Publikum erwarten. Man billigt sie in dieser Rücksicht, nur muß letzterer Gehorsam geleistet und jener — nicht 10 vorausgesetzt werden. (Doch auch hierbei die unmaßgebliche Frage: Sind denn unser Klopstock und seinesgleichen wiederum neuerdings begierig geworden, das Maß ihres Genies zu wissen, daß ich auch sie in der Gesellschaft finde, und lassen sie sich gleich alten Grenadieren im hohen Alter noch messen, um zu 15 erfahren, um wie viel sie zurückschlugen?) — Oder ein Almanach ist der unflätige Kanal, der die Indigestionen der Musen durch die Nasen des Publikums stößet? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waren; und da lobte ich mir unsere pfiffigen Schöngeister, die ihren abgestumpften 20 Witz gelegenheitlich bei dieser letzten Instanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Möbel und abgetragene Kleider nach Auktionen schickt, um ihrer mit Vorteil noch loszuwerden? — Oder endlich will man dem schönen Geschlecht ein Präsent damit machen? Unnötiger Aufwand, eben das tut ein bißchen 25 Seife, in Wasser aufgelöst; hübsch durch ein Strohhälmchen dreingeblasen, treibt Bläschen auf, blau, grün, rot, violett und — ei! da freuen sich die Kinder!

Doch daran mag jetzt wahr sein, was wolle, gegenwärtiger Almanach ist immerhin nicht der schlechteste in Deutsch- 30 land. Mir sind schon Kameraden von ihm zu Gesicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dürften. Wenn also ein Musenalmanach der Maßstab der Provinzialkultur ist, so mag Schwaben sich immerhin ge- 35 trost an die Sachsen und Rheinländer anreihen — aber der Heerführer der schwäbischen Musen, Hr. Stäudlin, gürtet sein Schwert um, dem ganzen unschwäbischen Deutschland ein

Generaltreffen zu liefern, und dieses soll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entscheiden. Audaces fortuna juvat! Mag sich der Ausländer verschanzen, so gut er kann — heißköpfige Nordländer sind gefährliche Leute. — Es be-
5 liebt dem Herausgeber, seine eigene heroische Person einem Gärtner zu vergleichen, der einen Versuch in seinem nordischen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe? Wahr ist's, viel tut hierbei die Milde der Zone — viel, sehr viel Begießen und Sonnen —
10 viel ein wohlangebrachter Schnitt — Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequäke der Reimer, hört man noch hier und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die meisten
15 Gedichte von Hrn. Thill, die „Schwermut" vom Herausgeber selbst, „Laura" vom Verf. der Räuber, einige Arbeiten von Reinhard und Conz, einige Epigramme von . . . g, O. und Armbruster verdienen den besten ihrer Art an der Seite zu stehen. . . . g ist für das Sinngedicht gemacht und sollte diese
20 Anlage nicht versäumen. Armbruster ist ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Reinhards Poesien verraten die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers (er hat sich auch an eine Übersetzung des Tibull gemacht und wird zuverlässig darin glücklich sein).
25 Conz hat den Klopstock studiert und hat einen kühnern männlicheren Ton. Die übrigen machen die Masse.

Dem Almanach ist ein Titelkupfer vorgesetzt und stellt den Aufgang der Sonne überm Schwabenland vor. Potz! was wir Zeitgenossen des 178sten Jahrzehnts nicht er-
30 leben! der Stäudlinische Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte prophezeit — so sehe doch der Epochemacher zu, daß ihr roter feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende, und er — in
35 der Finsternis taumelnd — an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße.

Gz.

Nanine oder das besiegte Vorurteil.

1782.

Aus dem Französischen des Hrn. von Voltaire von Pffr. Stuttgart bei Mäntler. 1781.

Der Übersetzer beweist aus dem „Götz von Berlichingen", dem „Hofmeister" und den „Räubern", daß „Nanine" das 5 einzige Lustspiel in seiner Art sei. Übrigens ist die Übersetzung so gar schlecht nicht, als es die Vorrede schließen läßt. Der Übersetzer ist ein — Kameralist und findet sich also verpflichtet, — den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen. Gz. 10

Kasualgedichte eines Württembergers.

1782.

Stuttgart bei J. B. Mezler. 1782. 28 Bogen. 8°.

Müssen nach dem Zirkel, für den sie ursprünglich bestimmt waren, geschätzt werden: jeder andere, als der die Beziehungen 15 und lokalen Anspielungen versteht, wird einseitig und ungerecht davon urteilen. Der Verfasser, ein vortrefflicher Kopf, hat seine eigene komische Laune, die ihn unstrittig zu etwas Besserem als Kasualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen sich selbst wäre. Schade, daß er sein herrliches Dichter- 20 talent an dem unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verschwendet; wir hätten aus seiner Feder einen guten komischen Roman zu erwarten. Sein Witz ist munter und treffend; seine Verse fließen frei und harmonisch; seine lebhafte Phantasie arbeitet auch aus dem kärglichsten Gegenstand 25 Interesse hervor. Mehr Kasualgedichte von diesem Wert könnten uns mit diesen Bastardtöchtern der Musen versöhnen. Weniger glücklich ist der Verf. in Elegien; wo er tragisch sein will, wird er oft gotisch und burlesk, prosaisch, wo er erhaben sein soll. Gleich das erste Gedicht auf den Tod seines Vaters 30 ist ein Beweis davon, das, so kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch biblische Ausdrücke und gemeine Redensarten hier und da von seinem poetischen Werte verliert.

Eben dieses Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an: Er fordert ein Lied von dem Schmerzen —

„Ein Waisenlied, nicht, wo die Trauer prahlt,
Der Gram sich zeigt und Boy, wie Flitter, strahlt
5 Und an der Gruft, solang' die Lampen scheinen,
Die Muse weint, wie Klageweiber weinen.

Mein Vater stirbt! Mein Vater! welcher Raub!
Blut! werde du, wie seins, zu Totenstaub!
Du, Puls, zum Erz, du, fleischern Aug', zum Steine!
10 Wo nicht, o Gott! so dulde — daß ich weine!

Und du — ach du! wenn droben Pausen sind,
So höre jetzt — Nein! höre nicht dein Kind,
Und fahre fort, am hohen Lied zu trinken,
Du flogst zu hoch, zum Gram herabzusinken."

15 Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegischen Gedichten auszuzeichnen (die komischen muß man ganz lesen, die Wahl würde mir auch zu schwer sein, unter so vielen guten das beste zu finden); die versprochene Stelle kommt aus einem langen historischen Gedicht, worin der Verf. eine un-
20 glückliche Reise beschreibt. Der Wagen hatte umgeschlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen: —

Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte sein gebrochnes Rohr. —

Zweifach war des Rohres Bruch,
25 Schauervoll des Mannes Spruch:
„Herr! da sieht Er meinen Fuß!
Sag' Er, ob ich sterben muß?"

Winselnd streckt er dann den Arm,
Mich zu fassen: „Gott erbarm'!
30 Sieben Kinder! Dieser Fuß!
Glaubt Er, daß ich sterben muß?"

An dergleichen vortrefflichen Schilderungen ist dieses Gedicht sowie viele andere, fruchtbar. Doch hätte mir im ganzen eine strengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfasser scheint

sich in die Alten studiert zu haben und wenig auf das Lesen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht tue, entscheid' ich nicht. — Doch ist das gewiß, er wird auf diesem Wege gewisser zum Ziele kommen als sein Hr. Vorgänger in dieser Bibliothek — — auf dem andern. 5

Schließlich lege ich den Lesern eine schon oft gemachte Frage vor: Warum unterdrücken unsere besseren Köpfe so oft ihr glücklichstes Talent, mit dessen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeschrei macht — Ist es schwäbische Blödigkeit? Ist es Zwang ihrer Lage? Gz. 10

Vermischte deutsche und französische Poesien

von*

1782.

Vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig. (Oder eigentlich Stuttgart und Tübingen.) 1782. 8°. 7 Bogen. 15

Von der ersten Auflage habe ich weder gesehen noch gehört, ich nehme also so lange das Buch für neu. Der anonymische Verfasser gab nur in Nebenstunden den Musen Gehör; er fand an soliden Wissenschaften mehr Geschmack, hat Philosophen und Mathematiker studiert und hätte, wie es scheint, gern, daß 20 dies auch seine Leser wüßten. Solange er also nicht für die Dichtkunst allein vorhanden zu sein ausgibt, solange bleiben seine Verse lobenswert und gut; falls er aber seinen alten Beruf zum Helikon weiter urgieren wollte, hätten wir einige Bestellungen an ihn, wie folgt: 25

Allerdings sind seine Poesien rein, angenehm und fließend versifiziert. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung und ebensowenig an Gedanken — aber neu sind sie eben nicht, selbst nicht in der Form. Originalität mutet man freilich nicht jedem zu, aber überrascht will man doch sein. 30 Ich meine das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann ich beteuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche als starke Empfindung, einen mildern 35

gemäßigtern Schwung der Phantasie (nicht den feurigen heftigen unserer Kraftmänner, der mehr umreißt als rühret), gute Lektüre und ein metrisches Ohr. Die Gedichte an seine Daphne sind voll herzlicher süßer Empfindungen und verdienen von jedermann gelesen und empfunden zu werden. Freilich mag das Publikum das große und warme Interesse dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er selbst nicht vorbeiläßt anzumerken. Die Ode „Stimme der Philosophie" hat etliche sehr glückliche Strophen, die ich beinah hier beisetzen möchte. Das Brautgedicht des Verfassers, sein „Dasein", und einige Sinngedichte haben uns sehr wohl gefallen, ob sie schon nur mir allein hätten gefallen sollen.

Was der Verfasser mit „Misogallen" will, verstehen wir nur halb. Gute französische Poesien wird kein Deutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sein, der den Geschmack seines Vaterlands mit dem Dreschprügel rettet.

Was aber die französischen Poesien des Herrn Verfassers betrifft, so kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es ist wahr, er kann sein Französisch so ziemlich (und wie? wenn wir eben das bei dieser Gelegenheit hätten erfahren sollen?), aber zuweilen scheint es auch nur ein schlauer Behelf zu sein, Werkeltagsgedanken mit gallischen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une belle
N'est pas un petit malheur."

Das fließt ja scharmant im Original! der Deutsche hat die üble Gewohnheit, seine Meinung von der Brust weg zu sagen, er drückt also diesen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeständigkeit einer Schönen
Ist kein kleines Unglück."

Der Fuchs finde die Poesie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump deutsch:

„Aber das Ding bei nahem besehen,
Bist du vielleicht, wenn man alles rechnet,
Selbst die Ursache
Ihrer Untreu'."

Da hat's der Herr! Hätte sich das nicht besser französisch sagen lassen?

„Mais voyons de près la chose,
Peut-être, tout bien compté,
Tu seras toi-même cause 5
De son infidélité.“

Sonst habe ich an dem Verfasser noch wahrgenommen, daß er sein Publikum gar zu einfältig voraussetzt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht alles begreiflich macht! In seinem Gedicht an die Kämpfer ist er gar zu be- 10 sorgt gewesen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverän gemacht haben, wenn er sich auch die Note erspart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rousseau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Genève ist ausgebrütet worden, so müssen dort wohl nicht alle Gedanken so römisch sein. 15

Gz.

Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben.

1782.

Drittes Stück. Augsburg bei Stage. 1782. 17 Bogen in 8°.

Pardon dem Herausgeber! 20
Er will ja aufhören.

Vermischte poetische Stücke
von G. F. Stäudlin.

1782.

Tübingen bei Johann Georg Cotta. 1782. 100 Seiten in 8°. 25

Pegasus hat bei Herrn Stäudlin einen harten Dienst. Kaum kommt das arme Tier mit etlichen Blümchen vom Helikon nach Württemberg zurück, so fühlt es schon wieder die klatschende Peitsche unseres Dichters. Kein Wunder also, daß es nur bis an die Pfützen des Musenbergs kommen kann, wo 30 die Hundsviolen und andere gemeine Blumen stehen und einem nicht gar lieblich in die Nase riechen. Andererseits wird auch Chronos übel zu sprechen sein. Der gute Greis hätte viel-

leicht, in einer sehr heitern Laune, etliche Kindlein des Verfassers aufgepackt und mit in das nächste Jahrhundert genommen; aber wenn er eine so schreckliche, täglich wachsende Menge sieht, so muß er unwillig werden und den ganzen
5 poetischen Plunder stehen lassen.

So dachten wir ganz leise, als uns das Büchlein zu Gesichte kam. Wir lasen es aufmerksam, lasen es wieder und fanden, daß unsere Ahnung uns nicht getäuscht hatte. Wenn in unserem philosophisch kalten Zeitalter und nach so vielen
10 trefflichen Dichtern ein neuer Sänger Aufsehen erregen und, was unendlich mehr heißt, auf Gesinnungen und das ganze System unserer Empfindungen tief und dauernd wirken will, so muß er etliche seltene Eigenschaften vereinigt haben. Aber eben die Haupterfordernis, eigenes Gefühl, scheint Herrn Ständlin
15 ganz zu mangeln. Seine Lieder sind nicht Ausflüsse eines vollen, von einer Empfindung vollen Herzens, sondern Bildwerke einer mittleren Phantasie, welche die Materialien des Gedächtnisses in allerlei wohllautende, aber nicht originelle Formen zu bringen weiß. In wahrer Begeisterung sind keine
20 geschrieben, wie es schon allein aus dem Eingange der meisten erhellt. In dem überwallenden Gefühl wird der wahre Dichter unwillkürlich in den Gegenstand hingerissen; unserer aber, wenn er z. B. von Rousseau singt, ladet die Begeisterung in einem langen geblümelten Komplimente ein; und da müßte denn die
25 Göttin gar besonders sein, wenn sie nicht manchmal einen kurzen, wiewohl frostigen Besuch ablegen wollte.

So denken wir von den Ständlinischen Gedichten überhaupt. Jedes dieser Sammlung insbesondere durchzugehen, verbietet uns die bestimmte Kürze. Doch müssen wir bei
30 einigen noch etwas anmerken. Die Zuschrift an Stolberg ist, einige Elisionen ungerechnet, voll Wohlklang (wie überhaupt alle Gedichte), aber ein schwülstiges widriges Ding. Wenn unser Sänger bei diesem mittelmäßigen Gegenstande die poetischen Backen so voll nimmt, so müssen sie zerspringen, wenn er ver-
35 hältnismäßig von Wieland, Klopstock, Young, Ossian u. a. singen wollte. Aber eben dies ist der Probierstein der Nichtbegeisterung. Herr Ständlin sagt: er würde vielleicht die strahlenden Höhen seines Freundes erreichen,

Wenn alle Lieder, die in der Seele mir
Noch schlummern, kühn und stark, wie junge
Schlafende Helden zur Schlacht, erwachen.

Dies ist Nichtsinn, leerer Schellenklang, wenn der Verfasser nicht auf die Schlacht mit der Kritik zielte oder gar offenherzig gestand, er müsse seine Lieder herauskommandieren, wie unsere heutige Helden zu den Treffen es werden müssen. In der letzten Strophe zerschmilzt er gar in den süßen tollen Wahn:

— — Wenn in Elysium
Mich heißen Dankes meines Maro
Schatten, wie dich dein Homer, umarmet.

Die Aufgeblasenheit dieser Herren steigt in der Tat bis zum Unverschämten, denn sie sagen also: sie erst hätten Homers und Virgils Verdienste in das Licht gesetzt und die Süßigkeiten derselben der Welt zu kosten gegeben. O glücklich, wenn es nicht einmal schallet: procul profanum vulgus!

„Das Hochgericht“ hat einige sehr schöne Stellen, wie auch „Stellas Geburt“. Aber warum rührt letzteres so wenig? Weil es mehr Malerei als Ausguß eines wahrhaftig empfindenden Herzens ist. Kleists Amint wird, ungeachtet des geringeren poetischen Aufwandes, weit länger im Munde und Herzen des Volks bleiben. „Das sterbende Mädchen“ ist eins der artigsten. Mit dem achten Stücke, „Das Kraftgenie“ betitelt, ist Herrn Stäudlin ein garstiger Possen widerfahren, wie man uns geschrieben hat. Der Drucker vergriff sich und druckte dieses fremde Stück, das eigentlich eine Satire auf Herrn Stäudlin selber ist, wiewohl es durch die Aussagen von Trauerspiel, Shakespeare, Laura versteckt werden sollte. Wir halten noch zuviel auf unseren Dichter, als daß wir ihn nicht einer besseren Satire würdig achten sollten. Alle Gedanken des Gedichts sind ohne allen Zweifel Aussprüche einiger Studenten im Bierrausche, die ein guter Reimer in diese Gestalt gegossen hat. Der „Hymnus an die Schönheit“ ist ein überladenes gotisches Gemälde voll Nichtsinn und Verwirrung. Die Elegie auf Rousseau ist wenigstens nicht allenthalben schwülstig und überspannt, aber die Vergleichung zwischen diesem Philosophen und Bodmer ist äußerst schief und hinkend. C—z.

Anthologie auf das Jahr 1782

gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko. Mit einem schönen Apollokopf. 18 Bogen. 8°.

Schon wieder eine württembergische Blumenlese? — Sie
5 wachsen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern gespielt, husch! springt schon ein zweiter, großer und trotziger aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entrepreneurs nicht alle verfallen! Auch den Norden ver-
10 schonen sie nicht und beschmutzen das schuldlose Sibirien mit ihrer poetischen Tinte. Warum der Anthologist sein Vaterland verleugnet, mag er wissen. Sonst trompetet er sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anspielung ist: „Tum primum radiis gelidi incaluere Triones.“ In der
15 Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft und auf den schwäbischen Almanach, als den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele nicht hold sein und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns
20 mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeschrieben, und der Autor verrät sich, daß er ein Arzt ist.

Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen; acht „an Laura“ gerichtet, in einem eigenen Tone, mit bren-
25 nender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vorteilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verraten eine allzu unbändige Imagination; hier und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert. Das Gedicht „An Rousseau“,
30 die „Elegie auf einen Jüngling“, „An die Sonne“, „An Gott“, „Größe der Welt“, „In einer Bataille“, „Die Freundschaft“, „Fluch eines Eifersüchtigen“, „Die schlimmen Monarchen“ usf. enthalten starke, kühne und wahrpoetische Züge. Zärtlichweich und gefühlvoll sind: „Die Kindesmörderin“,
35 „Der Triumph der Liebe“ (wahrscheinlich auf Veranlassung der Nachtfeier der Venus von Bürger geschrieben), „An mein

Täubchen", „An Minna", „Morgenphantasie", „Der Unterschied", „An Fanny", „An den Frühling". In einigen anderen, als z. E. dem „Fragment an einen Moralisten", vorzüglich den „Kastraten und Männern", der „Vergleichung" und einigen Sinngedichten fällt ein schlüpfriger Witz und Petronische Unart 5 auf. Einige darunter sind launisch und satirisch, als: „Bacchus im Triller", „Der hypochondrische Pluto", „Die Rache der Musen", „Bauernständchen" usf. Doch sehr oft ist der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im ganzen sind fast alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von lang- 10 weiligen Verzierungen überladen und erstickt. Die meisten der Sinngedichte scheinen mehr da zu sein, die Lücken zwischen größeren auszufüllen, und sagen nichts. „Der wirtschaftliche Tod", „An den Galgen zu schreiben", „Spinoza", „Die Alten und Neuen" und einige wenige sind treffend und gut. Auch 15 merke ich, daß sich ein Verfasser hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohlgetan, aber so gar fein ist dieses Stratagem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen sind von edlem Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine strengere 20 Feile wäre indes durchaus nötig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden und seine achtzehn Bogen haben, was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hier und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet? 25 — Dessenungeachtet hat diese Sammlung manche ihrer Schwestern in Schatten gestellt, und zu wünschen wäre es immer, daß Deutschland mit keiner schlechteren heimgesucht würde. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Überspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln 30 des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprellen; — möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule 35 gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie — doch was sollten sie nicht alle mögen! Unsere modischen Skribenten wissen gar zu gut,

was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entree zu bekommen. — Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, schlimm betrogen zu finden: denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unseren zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte. Gz.

Anzeige der Bühnenbearbeitung des Fiesko.

1783.

Unüberwindliche Schwierigkeiten, die sich bei der Aufführung des Fiesko gezeigt haben, veranlassen mich, die zweite Hand an dieses Schauspiel zu legen, um ihm eine mehr theatralische Gestalt zu geben. Ich ersuche also jedwede Schauspielgesellschaft, die meinen Fiesko zu geben gesonnen ist, sich an niemand als unmittelbar an mich selbst zu wenden und denselben nach keiner anderen Veränderung als der meinigen zu spielen, welche in wenigen Monaten im Manuskript zu haben sein wird.

Mannheim, den 12. Oktober 1783.

D. Schiller.

Entwurf einer Mannheimer Dramaturgie.

1784.

Friedrich Schiller erbietet sich, gegen eine jährliche Gratifikation von 50 Dukaten, eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters im Druck zu liefern und der Kurfürstlichen Theatralintendance eine bestimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu lassen.

P. N.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer dramaturgischen Monatsschrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beschaffenheit dem ganzen deutschen Publikum vorlegt, entschloß ich mich, dieses Werk anzugreifen und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von diesem Journal wäre ungefähr folgende:

1. Voran ginge eine Geschichte des hiesigen Theaters von seinem ersten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit seinen Hauptrevolutionen und dem Verdienst seiner Unternehmer. 5

2. Dann folgte eine Generalübersicht von seiner jetzigen Verfassung, Direktion, Ökonomie, Polizei und dem gegenwärtigen herrschenden Geschmack auf derselbigen.

3. Das Personale der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschichte, Rollenfach, Debits, und die individuelle Kritik 10 über einen jeden besonders.

4. Ein Verzeichnis der vorzüglichsten auf dieser Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.

5. Das fortlaufende Repertorium jedes Monats und die 15 Beschließungen des Ausschusses oder Theatersenats.

6. Aufsätze über die dramatische Kunst, teils von Schauspielern, teils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze System dieser Kunst enthalten würden. 20

7. Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entscheidung.

8. Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miszellaneen, ausgesetzt. 25

Den Herausgeber dieses Werkes in die Verfassung zu setzen, daß er es mit dem ganzen Maß seiner Kräfte und freiem, unbefangenem Kunstgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er, durch eine anständige Vergütung von seiten des Theaters unterstützt, nicht nötig habe, von dem Eigennutz 30 eines Verlegers und den Zufällen des Buchhandels abzuhängen. Wenn also die Intendanz des Theaters die vielen Vorteile, so ihr aus Vollendung dieses Werkes zufließen, mit einem Aufwand von fünfzig Dukaten nicht zu teuer erkauft fürchtet, so ist der Plan seiner Ausführung nahe, und ich unterziehe 35 mich feierlich der möglichst vollkommenen Ausarbeitung dieser Schrift; verspreche, solche mit Anfang des Augusts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des übrigen der In-

tendanz abzunehmen und ihr jeden Monat eine bestimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürstlich hohe Theatralintendanz hat also bei dem ganzen Unternehmen nichts zu tun, nichts zu wagen, als durch Unterzeichnung dieses
5 Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung desselbigen zu bestimmen.

Gegeben Mannheim, am 2. Juli 1784.

Friedrich Schiller.

Erinnerung an das Publikum zur Aufführung
10 des Fiesko.

1784.

Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. — Es ist auch jetzt meine Absicht nicht, das Urteil der Zu-
15 schauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr versteckt — dennoch setze ich einen zu großen Wert in die Aufmerksamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.
20 Fiesko ist der große Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielenden Handlungen und Charaktere, gleich Strömen nach dem Weltmeer, hinsenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug — Fiesko, ein großer fruchtbarer
25 Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen epikurischen Müßiggangs in stiller, geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenplane und wütende
30 Wünsche in seinem brennenden Busen gären — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziele unfehlbar entgegenlaufen —

Fiesko, der nichts fürchtet, als seinesgleichen zu finden — der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführerischen schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger als der Fürst seines Volks zu sein.

Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesko gegen die historische Wahrheit — ja gegen meine erste Darstellung selbst erlaubte. — Nach jener sowohl als nach dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschwörung um. — Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf — der Genueser Fiesko sollte zu meinem Fiesko nichts als den Namen und die Maske hergeben — das übrige mochte er behalten. — Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte — wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko ist allerdings nur untergeschoben, doch was bekümmert mich das, wenn er nur größer ist als der wahre — wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun sein, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinander löst, mit Fleiß anders dichten wollte als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß — und reizender ist es nun doch, mit einem großen Manne in die Wette zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.

Über die moralische Beziehung dieses Stücks wird wohl niemand zweifelhaft sein. Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten

Triebe, daß unsere besten Keime zu Großen und Guten unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeistelei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche Konvenienzen am großen Stempel 5 der Gottheit herumkünsteln — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuts belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen, dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine 10 höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel hoffe ich, ist Fieskos Verschwörung.

Heilig und feierlich war immer der stille, der große Augenblick in dem Schauspielhaus, wo die Herzen so vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Rute, nach 15 der Phantasie eines Dichters beben — wo, herausgerissen aus allen Masken und Winkeln, der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen einem Ball gleich dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hoch- 20 verrat an dem Genius — Hochverrat an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlands diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral 25 des Fiesko die größte des Lebens.

Weniger konnte ich einem Publikum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner Räuber meine Leidenschaft für die Bühne belebte, und dem alle meine künftigen dramatischen Produkte gewidmet sind.

---

30 Kronau und Albertine.

1784.

Ein Drama in fünf Akten, aus dem Französischen. Sehr interessante Situationen, einfache, natürliche Verwicklung. Die Ausführung nachlässig und matt — und die Leidenschaften 35 nach französischem Geschmack mit vielem Anstand und wenig

Wärme gezeichnet. Einige rührende Auftritte, wie die Verführung eines alten, ehrlichen Bedienten zu einem Diebstahl und die Erkennung zwischen Vater und Sohn in einem Zustand, worin der letzte Ehre und Leben auf dem Spiel hat, machen die vielen langweiligen und weinerlichen Szenen einigermaßen wieder gut. Übrigens würde das Stück auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein; denn solche Situationen, wie diese, rühren, auch wenn sie höchst mittelmäßig ausgeführt sind, schon durch sich selbst, ohne die Hilfe eines lebhaften Pinsels.

Schiller.

Über die Mannheimer Preismedaille.

1784.

Die Preismedaille von 12 Dukaten, die der Intendant der Mannheimer Nationalschaubühne, Herr Baron von Dalberg, auf die beste Beantwortung dramaturgischer Fragen ausgesetzt hat, und deren Entscheidung der dasigen deutschen gelehrten Gesellschaft überlassen wurde, ist dem Schauspieler Heinrich Beck zuerkannt worden. Dieser verdienstvolle junge Mann, der in den ersten Liebhabern und jungen leidenschaftlichen Rollen auf deutschen Bühnen wenig seinesgleichen findet und durch das philosophische Studium seiner Kunst sich ebenso glänzend als durch Wahrheit und Stärke des Spiels unter dem großen Haufen seiner anmaßlichen Kollegen auszeichnet, muß mit dem Schauspieler Boek nicht verwechselt werden, der schon unter Ekhof bei der ersten Entreprise zu Hamburg gespielt hat.

Über Ifflands Spiel als König Lear.

1784.

Mannheim. Am 19. des Augusts ist auf der Nationalschaubühne dargestellt worden „König Lear“ von Shakespeare, nach der Schröderschen Veränderung. Dieses Stück blieb mehrere Jahre liegen, weil es keiner der hiesigen Schauspieler wagte, den Lear zu spielen, nachdem Herr Schröder das

Äußerste in dieser Rolle erreicht und durch sein großes meisterhaftes Spiel das ganze Publikum gegen mindere Kunst verwöhnt hatte. Herr Iffland mußte zuletzt dem Verlangen des Publikums nachgeben und erschien in dieser Rolle mit so viel
5 Glanz und Vollkommenheit, daß eben die Zuschauer, denen noch das lebhafte Bild der Schröderschen Darstellung vorschwebte, die ersten und feurigsten seiner Bewunderer waren. Unstreitig weicht dieser große Künstler keinem einzigen Deutschlands. Sein Spiel ist geistvoll und wahr, nicht bloße Arbeit
10 der Lunge und Gurgel, womit unsere Theaterhelden gewöhnlich dem Publikum Furcht und Erstaunen, wie Straßenräuber dem Reisenden das Geld mit gespannter Pistole, abtrotzen. Sein Fach ist das ganze Gebiet aller zärtlichen und feinen Empfindungen, des feierlichen Ernstes wie des satirischen
15 Spottes. Seine Darstellung ist ganz; keine Grimasse, keine Bewegung des unbedeutendsten Muskels straft die anderen Lügen. Sprache und Mienenspiel vereinigen sich bei ihm, die gewagteste Täuschung hervorzubringen; nichts erinnert uns, daß dieser Lear der Franz Moor sei, den wir zwei Monate
20 vorher mit schaudernder Bewunderung anstarrten. Zuverlässig hängt es nur von ihm selbst ab, worin er groß sein will, und vielleicht fehlt es ihm nur an einem britischen Publikum, um den Geist des unerreichten Garrick zurückzurufen.

Ankündigung der Rheinischen Thalia.

25 1784.

Rheinische Thalia.

Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum diese neue
30 Einladung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete. — Der Rezeß meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Macbeth seine Hexen
35 beschuldigt, unserm Ohr Wort gehalten, aber unsere Hoffnung

gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das einzige, woran ich noch appellieren kann. — Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Ausschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große 5 Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurteilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre 10 rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus — aber unbekannt mit der wirklichen, 15 von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst über- 20 lassener Wesen, denn hier kam nur e i n e zur Reife, eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung 25 verloren. — Unbekannt mit dem schönen Geschlecht — die Tore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel notwendig die 30 mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius 35 in die Welt setzte. — Ich meine die „Räuber".

Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert.

— Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die „Räuber“ eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, 5 ehe mir noch einer begegnete.

Die „Räuber“ kosteten mir Familie und Vaterland — — In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Bei- 10 falls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahndungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen 15 kam, untersagte man mir in meinem Geburtsort bei Strafe der Festung — zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das übrige, weil ich es in keinem Falle für anständig halte, gegen denjenigen mich zu stellen, der bis dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem 20 Lorbeerkranz dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.

Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das 25 Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den 30 Ausspruch der Welt — an keinen anderen Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innere meiner 35 Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Die „Rheinische Thalia“ wird jedem Gegenstand offenstehen, der den Menschen im allgemeinen interessiert und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen. 5

I. Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen. — — Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes 10 Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, die Magnetnadel an sein 15 Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgendeine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger als die toten Schätze im Kabinett des Antikensammlers oder ein neu entdeckter 20 Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit aufladet.

II. Philosophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. — Reisende, besonders aus dem nordischen Deutschland, haben 25 uns beides beneidet und die merkwürdigen Gegenden am Rhein wie die herrlichen Monumente der Kunst mit Bewunderung verlassen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin seines Schlosses, der Garten zu Schwetzingen, die Bildergalerie, der Saal der Antiken, die Jesuiterkirche zu Mann- 30 heim und mehreres bleiben auch noch in der Schilderung interessant, wenn nur Geschmack und Empfindung den Pinsel führen.

IV. Deutsches Theater. — Was die Stadt Mannheim in Rücksicht auf schöne Kunst vorzüglich auszeichnet, ist ihre 35 Schaubühne — eine Bühne, die durch reinern Geschmack, bessern Ton und das wahre, geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auffordert.

Dennoch ist diese Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutschland gekannt. Ihre Geschichte und Dramaturgie wird einen ansehnlichen Platz in dieser „Thalia“ behaupten, und dies um so mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung
5 mit solcher steht, also keine Rücksicht sein Urteil binden oder verfälschen kann. Unter dem zahllosen Heer deutscher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinierten Hasardspielers oder das blinde Fatum wie die Atomen des Epikurus zusammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herum-
10 schleichen und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausstellen — ist die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entstanden und durch ein gewisses Kunstsystem dauern. Es versteht sich also, daß keiner der Krämerkniffe, womit sonst nur die Rädelsführer von Komödiantenbanden
15 ihrer schlechten Sache zu Hilfe kommen (modische Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Spekulationen auf den herrschenden Geschmack, wenn dieser auch aus Lappland und Sibirien stammte), daß keine der Taschenspielerkünste, womit nur eine ausgehungerte Rotte von The-
20 aterprofessionisten sich durch das Publikum bettelt, bei der hiesigen Bühne stattfinden kann. Der Geist der Kunst muß hier natürlicherweise das Ganze beseelen; höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz unterliegen — und nach eben diesem großen Maßstab, unter welchen sich diese
25 Bühne von selbst schon gestellt hat, wird auch die Kritik sie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke dem sittlichen und ästhetischen Wert nach beurteilen, die Verteilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zusammensuchen und dann den Beifall oder Tadel des Publikums sorgfältig
30 prüfen. In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gerne mit der Stimme der Wahrheit verwechselt, kann die Kritik nicht streng genug sein. Mehr als einmal
35 habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künstler sein Spiel — und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung — auf die Geistesschwäche seines Publikums ausrechnete und seinen bessern Genius dieser allgemeinen

Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann sein, daß er insgeheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war, aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde. 5

Überzeugt, daß Bewunderung selten — gerechter Tadel immer verbessert — daß der größere Künstler zugleich der bescheidenere ist und mit Schamröte zuhört, wenn die bestochenen Zuschauer sich in seiner Glorie übereilen — fest versichert, daß der stolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, 10 worin nur schlechtere Bühnen ihre todkranken Götzen baden, werde ich in dieser Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muster nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauspieler und Schauspieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entschiedenes Verdienst 15 soll genannt werden — usurpierten Ruhm werde ich freimütig widerlegen — den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn sein schreckliches Exempel belehren kann.

Übrigens gebe ich zum voraus die Erklärung, daß ich die Grenzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner 20 scheiden, und eine unergründliche Kunst, wie zuverlässig die theatralische, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angestecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Über den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung — über den Schauspieler nur die Mehrheit der 25 Kenner sprechen — und eben darum werden die Urteile in dieser „Thalia" (wenn sie entscheiden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen sein, die sich in einem Ausspruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, 30 ihrer Geschichte und Einrichtung, die Charakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende diejenigen voraus, deren Verfasser hier leben: „Die Ver- 35 schwörung des Fiesko", „Verbrechen aus Ehrsucht" und „Franz von Sickingen". — Jedem, der mir zu antworten Lust hat oder von meiner Kritik an das Publikum appellieren

will, steht die „Thalia“ offen. Mündlich aber auch nicht eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken.

5 VI. Beurteilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geständnisse von mir selbst.

VIII. Korrespondenzen — Anzeigen — Miszellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in Gr. 8° broschiert und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis 10 der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beim Verfasser zu Mannheim ein halber Reichstaler. Auf allen löbl. Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Januars. Die Exemplare empfängt man, so weit die kaiser- 15 liche Reichspost geht, frei. — Im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Kollekteur wird gebeten, die Namen und Charaktere der Subskribenten (denn sie sollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige 20 Postamt zu geben, so ihm am nächsten zur Hand ist, und dieses wird so gefällig sein, jede Nachricht sogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen zu lassen. — Privatversendungen übernimmt der Verfasser nicht. Die kaiserliche Post besorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Heftes geschieht 25 die Bezahlung.

Eh' ich schließe, noch dieses einzige — Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Wert für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr wert 30 war als seine Werke — und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser „Thalia“ meine vorzügliche Absicht war — zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.

Mannheim, den 11. November 1784.

35 Fr. Schiller.

Widmung der Rheinischen Thalia.

1785.

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,
Herrn Karl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc.,
regierenden Herzog zu Weimar und Eisenach 5
untertänigst gewidmet
von dem Herausgeber.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr!

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzog- 10
liche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvoll-
kommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt
des Don Karlos, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Teil-
nehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter
eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu unter- 15
werfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch
allzu tief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor
einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden — ein Wink
Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer
Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, 20
haben mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen.
Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall, den
Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so
habe ich Mut genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie teuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es 25
laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von
Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt
auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm an-
zugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten
Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf. 30

Ich ersterbe mit unbegrenzter Verehrung
Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
untertänigst gehorsamster
Friedrich Schiller.

Mannheim, den 14. des Lenzmonats 1785. 35

Vorrede zum Dom Karlos in der Thalia.

1785.

Die Ursache, warum das Publikum die Tragödie Dom Karlos in Bruchstücken voraus empfängt, ist keine andere als
5 der Wunsch des Verfassers, Wahrheit darüber zu hören, ehe er sie wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden starren Hinsehen auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des schärfsten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objekte verwirrt durcheinander zu
10 schwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, sich in seinen eigenen Irrgängen zu verwickeln und über der ängstlichen Farbenmischung des Details die Perspektive des Ganzen zu verlieren, so ist es nötig, daß er zuweilen aus seinen Illusionen heraustrete, daß seine Phantasie von ihrem Gegenstand
15 erkalte und fremde Empfindung seine eigene zurechtweise. Mit den Lieblingswerken unseres Geistes ergeht es uns beinahe wie mit unseren Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken, und stumpf durch Genuß. Dort wie hier sind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilsam, die er-
20 löschende Glut des Affekts wieder anzublasen. Die Flamme der Begeisterung ist keine ewige Flamme. Oft ist es nötig, daß sie von außenher borge und sich durch sympathetische Reibung erneuere. Wie schätzbar sind einem Dichter hier geschmackvolle fühlende Freunde, die über seine Schöpfungen
25 wachen und das neugeborene Kind seines Genius mit liebevoller Sorgsamkeit warten und pflegen!

Dieser Dienst ist es, den ich bei Vorlegung dieser Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leser und jede Leserin, welche Wohlwollen genug für den Heraus-
30 geber in ihrem Busen fühlen, um für die klassische Vollkommenheit seines Werkes bekümmert zu sein — euch aber insbesondere, Schriftsteller meines Vaterlandes, deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen aufstellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler
35 und Freund noch die Hand zu reichen und ihn zu eurer Gemeinschaft empor zu ziehen — euch alle fordere ich auf, diesen

Versuch eurer Aufmerksamkeit wert zu achten und mir den Ausspruch eures Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mitzuteilen. Ich erschrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urteil der Welt über diese Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit setzen, denn es ist meine letzte Instanz nicht. Ich nehme es für nichts anderes als den belehrenden Wink meines kritischen Freundes, den ich zu Reinigung meiner Arbeit benutzen kann — aber die Nachwelt ist meine Richterin. Was ich bei meinen Zeitgenossen verderbe, steht noch immer in meiner Macht, wieder gut zu machen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Mann nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und sein Schöpfer ist nicht mehr. Die Frist zur Verantwortung ist vorbei: was einmal verloren ist, läßt sich nicht mehr hereinbringen. Von diesem Gerichtshof läßt sich an keinen dritten mehr appellieren. Wie willkommen soll mir also die Zurechtweisung sein, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öffnet und mir vielleicht dazu dienen kann, sie desto fleckenfreier der strengeren Zukunft zu übergeben. — Findet der Kenner schon diese erste Anlage krank, vermißt er hier schon die Gesundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer versicherte, so wandere die ganze Skizze zum Feuer.

Die Geschichte des unglücklichen Dom Karlos und seiner Stiefmutter, der Königin, ist von den interessantesten, die ich kenne, aber ich zweifle sehr, ob sie so rührend als erschütternd ist. Rührung, glaube ich, ist hier ganz nur Verdienst des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffes zu weicher Delikatesse herabstimmt und mildert. Eine Leidenschaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiseste Äußerung Verbrechen ist, die mit einem unwiderruflichen Religionsgesetz streitet und sich ohne Aufhören an der Grenzmauer der Natur zerschlägt, kann mich schaudern, aber schwerlich weinen machen. Eine Fürstin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeschlachtet worden, die durch die Leidenschaft des Sohnes und des Vaters gleich unmenschlich gemißhandelt wird, kann mir wohl

Murren gegen Vorsicht und Schicksal, Zähneknirschen gegen weltliche Konventionen abnötigen, aber wird sie mir auch wohl Tränen ablocken? — Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, so muß es — wie mich deucht — durch die Situation und
5 den Charakter König Philipps geschehen. Auf der Wendung, die man diesem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan ist auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps Darstellung den französischen Skribenten folge, als wenn ich bei Karlos' Schilderung den Ferreras zum Grund
10 legte. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, sobald von Philipp dem Zweiten die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet, und doch hoffe ich der Geschichte — das heißt der Kette von Begebenheiten, getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gotisches Ansehen
15 haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohnes zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und besser als durch den herrschenden Genius seiner Zeiten?

20 Der ganze Gang der Intrige wird, wie ich mir einbilde, schon in diesem ersten Aufzug verraten sein. Wenigstens war das meine Absicht, und ich halte es für das erste Requisit der Tragödie. Beide Hauptcharaktere laufen hier schon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den
25 Leser erraten läßt, wo und wann und wie heftig sie in der Folge widereinander schlagen.

Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben sein, oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht kon-
30 kurrieren. — Nicht, als ob ich auf das letztere Anspruch machte, sondern weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Karlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterschreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen des guten Dramas
35 gehöre, so wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für einen armseligen Stellvertreter des wahren Wohlklanges erkläre — in der Epopöe, versteht sich's,

und in der Tragödie. Sobald uns die Franzosen ein Meister-
stück dieser Gattung in reimfreien Versen zeigen, so geben wir
ihnen ein ähnliches in gereimten.
Der Leser wird sich selbst und dem Dichter nützen, wenn
er vor Lesung dieser Fragmente die Geschichte des Dom 5
Karlos, Prinzen von Spanien, vom Abbé St.-Real, welche
kürzlich zu Eisenach in der Übersetzung erschienen ist, nur flüch-
tig durchblättern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog
durch Erzählung, weil es geschehen kann, daß das ganze Stück
nach und nach in solchen Fragmenten erscheint und ich ohne 10
diese Vorsicht also leicht der Indiskretion und Gewinnsucht
eines Buchhändlers oder Schauspieldirektors anheimfallen
könnte, die meinen Karlos zusammendruckten oder vor der
Zeit auf ihr Theaterschafott schleppten.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters. 15
1785.

Anmerkung. Ehe ich mich im zweiten Heft der „Thalia"
ausführlicher über diese Bühne erkläre, sende ich hier ein
kurzes Tagebuch über die Vorstellungen voraus, welche von
Neujahr 1785 bis zum Dritten des Lenzmonats hier gegeben 20
wurden.

Neujahr. Die Kriegsgefangenen.

2. Januar. Oda, oder Die Frau von zwei Männern,
zum erstenmal. Ein widriges, unnatürliches Ding — zu-
sammengeraffte Theaterflitter ohne Geschmack, ohne Vorbe- 25
reitung, ohne Wirkung. Madame Rennschüb als Oda
spielte vortrefflich. Die abgeschmackten Eremiten wurden
durch Herrn Becks und Herrn Ifflands Spiel um nichts
erträglicher.

4. Januar. Der Deserteur, von Mercier. 30

6. Januar. Günther von Schwarzburg, eine Natio-
naloper von Holzbauer und Klein, zum erstenmal. Der Zu-
lauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp
und musikalischer Schönheit schülerhafte Vorstellung sich ver-
gessen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete sich 35

zu seinem Vorteile aus. Demoiselle Scheeffer ist eine anerkannte vortreffliche Sängerin.

9. Januar. Die Eifersüchtigen, oder Alle irren sich. Eine drollige Farce, die hier sehr lebhaft gespielt wird.

5 11. Januar. Juliane von Lindorak. Madame Gensike zeigte sich als die Künstlerin von Kopf; warum rührte sie aber so wenig? — Zum Beschluß: Die beiden Porträts. Verdient der Geschmack von Mannheim keine bessere Bewirtung?

13. Januar. Jeannette. Gewöhnlicherweise lassen uns 10 unsere Sängerinnen die Schönheit ihres Gesanges durch desto schlechteres Spiel entgelten. Demoiselle Scheeffer mißfällt auch als Schauspielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der schwatzhaften Gräfin. Zum Beschluß war Pygmalion, von Rousseau und Benda. Herr Beck als Pygmalion spielte 15 dem strengen Auge des Kenners, aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunst nicht. Kunstbegeisterung verstehen nur wenige. Das süße Erstaunen Pygmalions beim Aufleben seiner Galathee ließ mich kalt. Es schien, als hätte die Göttin seinen Wunsch erhört und das Feuer des Künstlers 20 seiner Statue gegeben. Madame Gensike führte die kleine, aber delikate Rolle der Galathee mit sehr vielem Anstand, aber sehr fehlerhaftem Kostüme aus.

16. Januar. Günther von Schwarzburg und ein volles Haus.

25 18. Januar. Kabale und Liebe. Herr Beck, als Major, überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demoiselle Baumann spielte die Luise Millerin ganz vortrefflich, und in den letzten Akten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Madame Rennschüb 30 spielte in der Rolle der Engländerin manches vortrefflich, aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Dennoch würde Madame Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen 35 wollte. Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus, soviel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielt Herr Rennschüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener.

20. Januar. Die väterliche Rache. Wird hier sehr gut gegeben.

23. Januar. Die Spieler, ein Lustspiel von Herrn Beil, zum erstenmal. Wären die Charaktere dieses Stückes nicht aus der verworfensten Menschenklasse — professionierten 5 Spielern — genommen, wechselte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gotisch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewisse unverkennbare Schönheiten dieses Lustspiels gerechter gewesen sein. Warum hat Mannheim Stücke bewun- 10 dert, die diesem unendlich weit nachstehen? Fürchten sich vielleicht unsere französierenden Herren und Damen, ein Stück schön zu finden, wo man sie mit einem Scharfrichter in Konversation bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten schürzt und eine englische Dogge ihn 15 entwickelt? Dies und noch mehr würde man dem Verfasser vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten seines Stücks guten Willen genug hätte. Die Episoden des jungen Wernek und des wackern Bedienten Korns haben sehr viel Wahres und Rührendes und sind mit Delikatesse behandelt 20 Es kostet mir Überwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dürfen. Herr Gern und Pöschel spielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde edle Spiel des Herrn Iffland.

25. Januar. Der Adjutant und Der Dorfjahr- 25 markt. In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im letztern besonders als der wirklich große komische Spieler.

27. Januar. Die Nebenbuhler.

30. Januar. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kasse. 30

1. Februar. Die Spieler, zum Vorteil des Verfassers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslassungen. Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent seiner Schauspieler ist. 35

2. Februar. Graf Essex, zum Debüt einer neuen Aktrice, der Demoiselle Witthöft vom Berliner Theater.

Diese in jedem Betracht schätzbare Künstlerin kündigte

sich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr *Boek*, als Graf Essex, spielte meisterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer gesehen. Seine wahrhaftig hohe Darstellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünschen übrig. Madame *Rennschüb* mißfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Demoiselle Witthöft in dieser Rolle gesehen, Herrn Boeks Verdienst war um so hervorstechender, je mehr einige andere Ritter vom Hosenbande vernachlässigten. Schiefes Spiel vergibt man dem schwachen Kopf; aber den Schauspieler, der sich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memorieren empfehlen kann, und der jetzt dasteht und seinen Dialog um Gottes willen aus der Souffleurgrube hervorholt, sollten die Gesetze bestrafen. — Madame *Brandel* hatte diesen Abend eigentlich die Nottingham zu spielen, sie vergriff sich aber in der Rolle und machte die Fulmer.

4. Februar. *Der argwöhnische Ehemann.* Zum Debüt der Demoiselle *Witthöft*. Diese vortreffliche Schauspielerin hat ihre größte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beseelen ihr ganzes Spiel.

6. Februar. *Günther von Schwarzburg.*

10. Februar. *Der argwöhnische Ehemann*, wiederholt auf Begehren.

13. Februar. *Lanassa.* In dieser Rolle ließ mir Demoiselle *Witthöft* noch etwas zu wünschen übrig.

15. Februar. *Das Präferenzrecht.* Zum Beschluß: *Wer wird sie kriegen?*

17. Februar. *Oda*, zum zweitenmal.

20. Februar. *Der Westindier.* Herr *Witthöft*, zu dessen Debüt dieses Schauspiel gegeben ward, schenkte dem Publikum *unschuldigerweise* einen sehr herrlichen Abend. Herr *Beck*, als Westindier, spielte *groß*. Diese Rolle schien ganz nur für *ihn* geschaffen zu sein, und schwerlich wird ihn ein deutscher Schauspieler darin erreichen. Demoiselle *Witthöft* erhielt auch hier den lautesten und verdientesten Beifall.

22. Februar. *Die Lästerschule.* Ein bekanntes gutes Theaterstück aus dem Englischen.

24. Februar. Die olympischen Spiele. Ein Singspiel.

27. Februar. König Lear. In dieser großen Rolle erscheint Herr Iffland im ganzen Umfang seiner Kunst. Ich behalte mir die Freiheit vor, über das, was ich an seinem Spiel bewundere, und was ich nicht bewundere, ein andermal weitläufiger zu reden. Demoiselle Witthöft rührte sehr als Cordelia. Regan und Goneril? — Madame Rennschüb behagt mir zehnmal besser in ihren guten Weibern als in ihren schlechten Prinzessinnen. Herr Bock mißfiel mir in der Rolle des Edgar. Er ist zu kalt, und wo er den wahnsinnigen Tom spielt, schadet er der tragischen Rührung.

Den 1. Lenzmonat. Die Eifersucht auf der Probe. Ein sehr gutes Singspiel.

Den 3. Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil spielte den Odoardo meisterhaft, Demoiselle Witthöft die Emilia vortrefflich. Madame Rennschüb wurde — warum? weiß das Publikum vielleicht selbst nicht — als Claudia beklatscht. Madame Gensike spielte die Gräfin Orsina besser als sonst und wurde einstimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig ist die Nationalbühne zu Mannheim beschäftigt, Shakespeares Julius Cäsar, nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publikum aufzutischen. Das römische Kostüm erfordert erstaunlichen Aufwand, und alle Anstalten zu diesem Stück versprechen eine außerordentliche Vorstellung.

(Die Fortsetzung ein andermal.)

Wallensteinischer Theaterkrieg.

1785.

1. An das unparteiische Publikum von Henriette Wallenstein. 1784.
2. Berichtigung des Wallensteinischen Impressums vom Theaterregisseur Rennschüb. Mannheim 1784.
3. Antwort auf diese Berichtigung des Wallensteinischen Impressums von Henriette Wallenstein. München 1785.

Die Beschwerden der Schauspielerin Wallenstein gegen die Intendance der kurfürstlichen Nationalbühne zu Mannheim, welche schon die dritte Broschüre veranlaßten, sind seltsam und offenbar übertrieben. Wenn auch schon der vernünftige Teil
5 des Publikums dergleichen theatralische Hahnengefechte lächerlich findet, so ist doch zugleich eine Person beleidigt, deren Verdienst um diese Bühne zu groß und entschieden ist, als daß man sie in die armselige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen sollen. Der Freiherr von Dalberg ist die
10 Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Despot ihrer Glieder. In der inneren Maschine dieses Theaters, welche größtenteils das Werk seines philosophischen Geistes und seiner patriotischen Bemühungen ist, herrscht keine diktatorische Tyrannei. Gar wohl kann es möglich sein, daß Madame
15 Wallenstein von einer Mitschauspielerin oder ihrem Protektor persönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und sogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?); aber dieser Privatgroll konnte nie in eine solenne und gesetzmäßige Unterdrückung ausarten. Herr Rennschüb verdient die Be-
20 schuldigung nicht, Madame Wallenstein von dieser Bühne vertrieben zu haben; denn Herr Rennschüb vermag das durchaus nicht. Der Einfluß des Regisseurs erstreckt sich ganz und gar nicht auf Beurteilung des Verdienstes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entscheiden — und was hätte den
25 Freiherrn von Dalberg veranlassen können, Madame Wallenstein unterdrücken zu wollen? Was den Ausschuß dieser Bühne? Madame Wallenstein ist im Kreis ihrer Rollen allerdings zu schätzen, aber ist sie die Künstlerin, welche einen Ostrazismus Gefahr laufen könnte?

30 Der Trotz eines (sogar des unentbehrlichsten) Mitglieds kann in einem Institut nicht geduldet werden, das, schneller als jedes andere, durch aufgehobene Gleichheit zusammenfällt. Madame Wallenstein hätte noch dreimal wichtiger sein können, als sie es in der Tat ist, und dieses Theater dennoch verlassen
35 müssen. Gesetzt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Besetzung ihres Platzes noch nicht gewonnen hat — so hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Madame Wallenstein, was

sie durchaus sein will, ein Opfer war, so war sie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Parteisucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieser kleinsten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird sich die Theaterdirektion nicht zum zweitenmal gegen eine so schlagfertige Gegnerin stellen. 5

Dramaturgische Preisfragen.

1785.

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längst schon bekannt sein wird, durch anhaltenden 10 Enthusiasmus für die dramatische Kunst und eine tiefe Theaterkenntnis dem verworrenen Chaos seiner deutschen Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung gegeben und den mechanischen Künstler zum Denker gebildet hat, ist vor einigen Jahren auf den vortrefflichen Gedanken geraten, die 15 besten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philosophie ihrer Kunst zu beschäftigen und ihnen auf die Weise Rechenschaft über ihr Studium und Spiel abzufordern. Sieben solche Fragen sind im Jahre 1784 von den Herren Schauspielern Beil, Beck, 20 Iffland, Meyer und Rennschüb schon beantwortet worden, und der Preis wurde vom Freiherrn von Dalberg, mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatischen Schriftsteller und der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, für Herrn Beck entschieden. Er bestand in einer goldenen Denkmünze von zwölf 25 Dukaten.

Die Fragen selbst waren folgende:

„Was ist Natur und wie weit sind ihre Grenzen auf der Bühne?“

„Was ist der Unterschied zwischen Kunst und Laune?“ 30

„Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler?“

„Können französische Trauerspiele auf den deutschen Bühnen gefallen, und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen?“ 35

„Ist Händeklatschen oder allgemeine Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler?“

„Gibt's allgemein sichere Regeln, nach welchen der Schauspieler Pausen machen soll?“

5 „Was ist Nationalschaubühne im eigentlichsten Verstande? Wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden? und gibt es wirklich schon ein deutsches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?“

Im Jahre 1785 wurde das angefangene Werk auf folgende 10 Art fortgesetzt:

Freiherr von Dalberg an den Ausschuß der Mannheimer Bühne.

1. Die bisher zum Teil so fürtrefflich ausgefallenen Beantwortungen der aufgestellten dramatischen Fragen, wodurch 15 sich die hiesige Ausschußeinrichtung vor allen ähnlichen Stiftungen auszeichnet, erfordern nun, daß Sie, meine Herren, mit neu angestrengten Kräften meine Absicht unterstützen, eine Absicht, welche auf Bildung des guten Geschmacks für die Schauspielkunst überhaupt und insbesondere auf die besseren 20 Einrichtungen aller deutschen Bühnen gerichtet ist.

2. Ich stelle zu diesem Ende sechs neue Fragen auf, alle wichtig, alle Ihres Nachdenkens würdig. Sie seien der Gegenstand Ihres Forschens und Ihres Fleißes dies Jahr hindurch.

25 3. Sie können diese Fragen nach Muße bearbeiten, ohne vorgeschriebene Ordnung, welche zuerst und welche zuletzt beantwortet werden soll.

4. Sowie von Ihnen eine oder die andere Frage gründlich wird beantwortet sein, so bringen Sie dieselbe in die nächste 30 Ausschußversammlung zum Vortrag.

5. Längstens bis Ostern 1786 muß die ganze Arbeit vollendet und in denen Ausschußversammlungen bereits vorgelesen worden sein.

6. Den 1. des Monats Mai 1786 wird denen besten 35 Schriften eine erhöhte Preismedaille von 20 Dukaten zuerkannt und ihrem Verfasser an diesem Tage zum Geschenk eingehändigt.

Der erste Ausschuß besorgt sogleich die Bekanntmachung dieses erteilten Preises in allen Journalen.

Die Fragen sind folgende:

1. Frage.

„Wodurch verdient ein deutsches Publikum im allgemeinen, und besonders in Rücksicht auf den Schauspieler, das beste Publikum zu heißen?“ 5

2. Frage.

„Kann der Schauspieler sowohl als eine Theaterdirektion dem falschen Geschmack eines Publikums wahre Richtung geben, und durch welche Gattung Schauspiele wird der gute Geschmack am meisten verfeinert?“ 10

3. Frage.

„Gewinnt oder verliert der gute Schauspieler, den man im Tragischen und in Charakterrollen mit Beifall zu sehen gewöhnt ist, dadurch, wenn er sich öfters abwechselnd in komischen Rollen zeigt?“ 15

4. Frage.

„Wodurch unterscheidet sich das wahre komische Spiel von Karikatur? und was muß der Schauspieler tun, um im komischen Fach nie die Grenze zu überschreiten?“ 20

5. Frage.

„Allgemeine und besondere Betrachtungen, Anmerkungen, Erfahrungen, Zusätze und Prüfungen über das neue Werk der Mimik von Engel?“ 25

6. Frage.

„Läßt sich für alle Bühnen Deutschlands ein allgemeines festes Gesetzbuch machen; wie müßte solches eingerichtet werden, und welche sind die Mittel, demselben Kraft und Gewicht zu geben?“ 30

Veranlassung dieser Frage.

Verschiedene gute Köpfe, die sich um das Wohl unsers Theaters annehmen und die mancherlei Unordnungen, welche

noch auf denen meisten Bühnen herrschen, einsehen, haben schon öfters den Wunsch zu einem solchen Gesetzbuch gegen mich geäußert; noch neulich tat Herr Großmann, gelegenheitlich der Wallensteinischen Geschichte, diesen nämlichen Wunsch in einem
5 Brief und forderte mich zu dieser Arbeit gemeinschaftlich auf. Es ist auch mein Plan, daran zu arbeiten; zugleich erwarte ich als eine Beantwortung der sechsten Frage Skizzen, Gedanken und Meinungen von Ihnen darüber.

Die bemerkten Hauptfehler und Gebrechen aller Bühnen
10 können der Leitfaden dazu sein. Vielleicht lassen sich wichtige Vorschläge durchsetzen.

Sollte diese Vorstellung des Freiherrn von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutschlands werden? Die Preisfragen und ihre Beant-
15 wortungen schränken sich nicht bloß auf jene ein. Um diesen Preis kann jeder denkende Schauspieler kämpfen.

Entschuldigung.

1785.

Weil einige Aufsätze in diesem ersten Heft der „Thalia"
20 weitläufiger ausgefallen sind, als der Herausgeber anfangs vermutete, und es ihm doch nicht schicklich schien, sie zu trennen, so mußten natürlicherweise mehrere Artikel, wozu er sich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für diesmal ausgeschlossen werden. Vorzüglich gilt das von der „dramatur-
25 gischen Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters", welche ich ungerner als jeden andern Aufsatz abreißen mochte und deswegen für das zweite Heft meiner „Thalia" bestimme. Eben das rechtfertigt auch mein Stillschweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieser Einrichtung nichts,
30 weil es ihm einerlei sein kann, ob der Verfasser sein Versprechen am Ende eines jeden einzelnen Hefts oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat.

Da nur der kleinste Teil meiner Herren Subskribenten sich mir genannt hat, so mußte mein Vorsatz, sie dem ersten Heft dieser „Thalia“ vorandrucken zu lassen, unterbleiben. Diejenigen Liebhaber, welche nicht unterzeichnet haben, empfangen das Journal in der Schwanischen Hofbuchhandlung zu Mann- 5 heim, das Heft um den erhöhten Preis von einem halben Konventionstaler oder einem Gulden zwölf Kreuzer.

Anmerkung zum Dom Carlos in der Thalia.

1786.

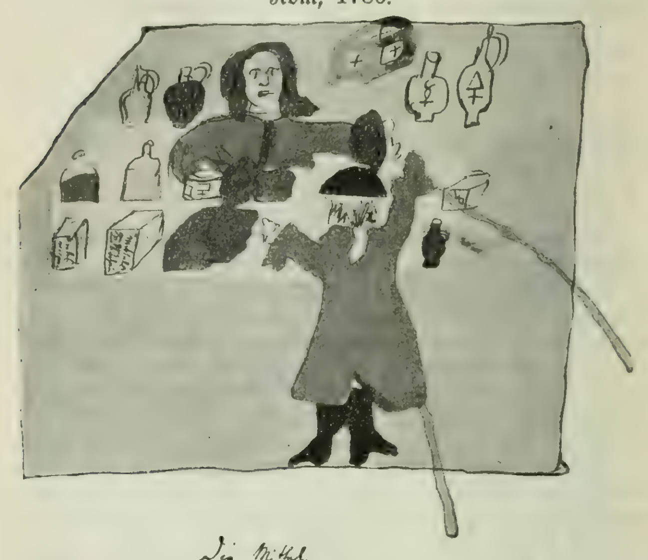
Es wird kaum mehr nötig sein zu bemerken, daß der Dom 10 Carlos kein Theaterstück werden kann. Der Verfasser hat sich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überschreiten und wird also nach jenem Maßstab auch nicht beurteilt werden. Die dramatische Einkleidung ist von einem weit allgemeinerem Um- fang als die theatralische Dichtkunst, und man würde der 15 Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handeln- den Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. Die Regeln der Gattung entstanden aus ihren ersten Mustern — Derjenige, welcher sich der dramatischen Form zuerst be- diente, verband sie mit theatralischer Strenge — aber was 20 macht diesen ersten Gebrauch zum Gesetz für die Dichtkunst? — Dem Dichter kommt es darauf an, die höchste Wirkung, die er sich denken kann, zu erreichen. Liegt diese innerhalb der Gattung, so ist relative und absolute Vollkommenheit eins — aber wäre eine von diesen der andern aufzuopfern, so 25 möchte die Gattung wahrscheinlich das kleinere Opfer sein. Dom Carlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause.

S.

Avanturen des neuen Telemachs oder Leben und Exsertionen Körners

des dezenten, konsequenten, pikanten usf. von Hogarth in schönen illuminierten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann.

Rom, 1786.



Die Mittel.

Hier erblicken wir Körnern vor der Bude eines Marktschreiers, von welchem er Mittel kauft, um in Zukunft allen Wirtschafts und andern Klagen seiner Familie und der ganzen Menschheit abzuhelfen.

Wir haben uns alle Mühe gegeben, den Sinn des länglichen schmalen Körpers zu entdecken, welcher aus dem Rocke unsers Helden gleichsam zu fließen scheint. Ist es ein Stock, ein Degen? oder was ist es? Enthält es eine geheime Anspielung, einen mystischen Sinn? Wir wissen es nicht, aber Gott bewahre uns zu glauben, was ein schlimmer Spaßvogel behaupten wollte, die Farbe wäre hier geflossen!

Körners Schriftstellerei.



Körners Schriftstellerei.

Fig. 1 stellet für den Briefträger, welcher Göschen Körners Antwort zum Drucken in die Thalia bringt. Ersterer springt freudig dem Boten entgegen, mit den Worten: „Endlich einmal!" und wirft in der Hast den Stuhl um.

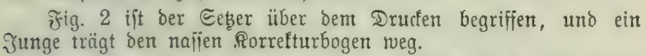


Fig. 2 ist der Setzer über dem Drucken begriffen, und ein Junge trägt den nassen Korrekturbogen weg.

Fig. 3 wird der Brief rezensiert. Man sieht dem Kritikus seinen Enthusiasmus an, selbst sein Hund scheint über diese ungewöhnliche Erscheinung erschrocken. Er verspricht dieser Schrift in seiner Rezension die Unsterblichkeit, die sie auch, trotz dem kleinen Unfalle auf

Fig. 4 würklich erhält. — — — — — — — — —

Fig. 5 zeigt Körnern, wie er an dieser Antwort schreibt. Man muß nicht glauben, als ob durch Irrtum diese Figur die letzte sei; vielmehr scheint ein mystischer Sinn in diesem Anachronismus zu sein. Die nachdenkende himmelanblickende Gestalt des Sitzenden ist vortrefflich.



Bassenge übergibt Körnern ein Faß Späße.

Die Überschrift erklärt den Inhalt dieses Kupfers schon deutlich. Die Späße, welche in dem Fasse enthalten sind, heißen: hübscher Mann! eine hübsche Art von Krebsen! Natur! Qu'appellez
5 vous? etc. etc. etc. und Körner erhält zugleich mit dem Fasse das Recht, sie so gut als der Eigentümer gebrauchen zu dürfen.



Der Stuhlspaß.

Der Stuhlspaß! O wer fähig wäre, diesen gehörig zu beschreiben, seine Saiten hoch genug zu spannen, um den vortrefflichsten Einfall unsers Helden würdig zu besingen. Er hob mit kräftiger Hand einen Stuhl von dem Boden, und stellte, ja stellte ihn auf einen Tisch.

Aber die Muse verzweifelt, und flieht beschämt davon.



Körners Familienleben.

Hier wird gesehen Körner in der Mitte, oder vielmehr zu den Füßen seiner Familie. — Fig. 1 ist Körner, welcher über dem Kant einschläft. — Fig. 2 ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedne vernünftige Leute gesehen haben. — Fig. 3 stellet für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dorchen, welcher — Fig. 4 — Minna zusieht, und mit sträflichem Gesicht: „Allezeit!" dazu sagt. — Fig. 5 ist die Köchin, welche durch den rührenden Anblick einer Klistierspritze die scheltende Minna an ihre Sterblichkeit erinnert.



Körners Schuldner.

Auf diesem Blatt ist zu bewundern eine erhabene Zusammenstellung verschiedener Örter und Zeiten. — Fig. 1 ist die Stadt Paris, vor welcher Duchanton sich einen Tisch hat hinsetzen lassen, um den Wechsel zu schreiben, den man da sieht. — Fig. 2 ist Körner, den seine Stiefeln als einen Reisenden kenntlich machen. Er sagt mit Bewunderung würdiger Gelassenheit: „Ich zahle für euch alle.“ — Fig. 3 ist kein Jude, sondern Herr Fischer, dessen langer Aufenthalt im Schuldturm Ursache an der gräßlichen Länge seines Barts ist. — Fig. 4 sieht man eine unsichtbare Hand, welche einen Wechsel aus Stockholm bringt. Neben dieser Hand ist der personifizierte Norden; er riecht nach Bier.



Körner und der Postillon.

Fig. 1 stellt vor Madame und Herrn Körner und Madame Stock, wie sie von Leipzig nach Dresden mit zwei Hippopotamen fahren. Der Künstler fand hier, daß man oft an die Grenzen des Mechanismus anstößt und nicht alle Ideen des Genies mit Farben ausführen kann, denn es war ihm unmöglich auszudrücken, daß langsam gefahren wird.

Fig. 2 stellt vor wie Körner den Postillion für dieses langsame Fahren abschmält und bestraft.



Reise nach Ägypten.

Hier ist zu sehen Körners unvergleichliche Reise nach Ägypten, an welcher der Pinsel unsers zweiten Raffaels sein Meisterstück geliefert hat. Körner sitzt auf einem Esel, welcher blutige Tränen über seinen Herrn weint, ihm voraus geht Duchanton, mit kotigen Stiefeln. Er schreitet unerschrocken gerade auf einen Krokodil zu, welcher mit offnem Rachen unter dem Roten Meere und über dem Nil steht. An dem Roten Meere, auf welchem Pharaos Krone schwimmt, steht Moses mit den Gesetztafeln und einer Rute in der Hand. An dem andern Ufer des Nils liegt die Königin Kleopatra, noch jetzt schön, auf dem Grase, mit der Schlange am Busen. Kenner des Nackten werden diese Figur nicht genug bewundern können, und Architekten müssen die Pyramiden anstaunen. Auch die Landschaft ist vortrefflich.



Der Anblick beim Kaffeetisch.

Körner stellt einer Gesellschaft von Damen, die er bei sich zum Kaffee hat, seinen besten Freund vor.



Körner im Salze.

Es ist uns schwer geworden, den Sinn dieses Bildes herauszugrübeln, endlich aber ist es uns durch Nachdenken und unermüdetes Forschen gelungen, den Liebhabern der Kunst eine befriedigende Erklärung davon geben zu können.

Körner im Salze! wird man sagen, wie ist er da hinein gekommen? Oder welche Salzmeste war so groß, ihn ganz zu fassen? etc. etc. Man halte sich aber nicht an den wörtlichen Sinn, diese Figur ist allegorisch und stellt eigentlich vor das Salz der Erden. Nun wird man allenfalls begreifen können, daß die Erde, unsrer aller Mutter, eine größere Salzmeste hat, als man sie gewöhnlich sieht, und daß sie zehn solche Körners noch einsalzen könnte.

NB. Die Salzmeste ist von englischem Steingut.



Das fatale Krebsgericht.

Man sieht auf diesem Blatt Körnern, wie er mit großem Appetite Krebse ißt. Aber eine warnende Stimme ruft ihm aus dem Fenster des Himmels zu: „Iß nicht von diesen Krebsen," und die Hand des Schicksals bereitet die Rezepte und Arzneien, welche die traurigen Folgen dieser Magenexertion sein werden.



Die verkehrte Welt.

Hier sieht man Körnern an der Bildung seines Vaters arbeiten. Er liest ihm, die Rute in der Hand, ein ästhetisch-moralisches Kollegium über die Räuber vor. Ein vortrefflicher Zug des Künstlers ist, daß der Superintendent die Räuber verkehrt in der Hand hält, wahrscheinlich weil er dabei eingeschlafen ist, und dieser profane Schlaf rechtfertigt die Rute in der Hand des Sohnes vollkommen.



Herkules-Körner.

Hier ist fürgestellet Körner, wie er zwischen den zwei Präsidenten Wurmb und Berlepsch steht. Beide machen ihm die größten Versprechungen und suchen ihn an sich zu reißen. Aber er entscheidet sich für keine von beiden Seiten, und geht grade auf einen Brief seiner Minna zu, den die Hand eines Postillions ihm aus einem Fenster reicht.

NB. Es war ein vortrefflicher Einfall unsers Künstlers, das Porträt der Schreiberin auf dem Ärmel des Briefträgers anzubringen.

NB. Beide Präsidenten sind Porträts, vorzüglich sind ihre Röcke nach der Natur.



Thalias vergebliches Flehen.

Thalia oder die Muse der Komödie fleht um einen
schwarzsamtnen Rock, den man in einem Schranke hängen sieht,
aber Körner — doch nein, dieser Name ist noch hier nicht
zureichend, pius Aeneas selbst in eigner Person schlägt un- 5
willig die Hände über den Kopf zusammen bei dieser frechen
Bitte, und bereitet sich zu einem Entrechat, eine sehr natür-
liche Äußerung der Wut, welche, glaub' ich, unserem Künstler
ganz eigentümlich ist. „Meines Vaters Rock," ruft dieser vor-
treffliche Sohn, „an gedungene Histrionen!" 10

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen.

1786.

Leipzig. Künftige Ostermesse 1787 wird hier im Crusiussischen
5 Verlage herauskommen: Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neuern Zeiten, herausgegeben von Fried. Schiller.

Die verschiedenen Verfasser, welche an diesem Werke, das aus zwei Bänden bestehen wird, Anteil haben, nahmen bei der
10 Wahl der Geschichten weniger Rücksicht auf ihren universalischen Einfluß als auf das Interesse des Details und der Charaktere und werden sich weder an eine Zeitfolge der Begebenheiten noch an eine geographische oder statistische Ordnung binden. Bloß politische Revolutionen werden ausgeschlossen
15 sein, Privatbegebenheiten hingegen, welche sich in dieser Gattung durch irgendeine interessante Merkwürdigkeit auszeichnen, darin aufgenommen werden. Jede Messe wird ein Band, ungefähr ein Alphabet stark, herauskommen.

Meyerns Dya-Na-Sore.

20 1788.

Wien und Leipzig, bei Stahel; Dya-Na-Sore oder: Die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sanskrit übersetzt. 1787. 414. S. 8⁰. (1Rtl. 4 gr.)

Oder vielmehr nicht aus dem Sanskrit übersetzt; denn,
25 einige Namen abgeändert, läßt sich die Geschichte ebensogut nach Ägypten oder nach China als nach Indien verlegen. Wofür also diese Einkleidung, die nicht nur durch nichts unterstützt, sondern der beinahe auf jedem Blatt durch die gröbsten Versündigungen gegen die Sitten und das Kostüm von
30 Indien widersprochen wird? Vier Söhne verlassen ihren Vater und ihre Heimat, um eine Wanderung zum Heiligtum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und

gefahrvolle Reise durch menschenleere Wüsten, Abgründe, über steile Gebirge und reißende Ströme; dieses gibt dem Verf. Gelegenheit, ein schreckliches Naturgemälde auf das andere zu häufen, deren Monotonie unendlich ermüdend ist, obgleich die Beschreibungen selbst Dichtergeist verraten. Die Reise wird, 5 wie man leicht denken kann, den armen Wanderern höchst sauer gemacht. Bald hilft ihnen eine kaum leserliche Inschrift, die sie von ungefähr finden, bald ein Eremit, der sich ihnen in den Weg stellt; ein Greis schickt sie zum andern (weil das Herumschicken einmal Gebrauch ist), und so treten in dem 10 Buch vier oder fünf solche Greise auf, die alle einander wie aus den Augen geschnitten sind und auch so ziemlich das nämliche sagen. Die ganze, äußerst einförmige und schlecht gehaltene Fabel dient einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle, die ihr aber oft so gezwungen und oft wieder so 15 lose angepaßt wird, daß sie weniger aufklärt als verdunkelt. Nichts beleidiget indessen mehr als die barbarische Durcheinandermengung des Abstrakten mit dem Symbolischen, oder der Allegorie mit den philosophischen Begriffen, die sie bezeichnen soll; in eben dem Augenblick, da uns der Weg zur 20 Wahrheit als eine Wanderung vorgestellt wird, hören wir darüber von dem Wanderer als über eine abstrakte Materie sprechen. Es fällt in die Augen, daß es dem Verf. überhaupt nur um ein Vehikel für seine Philosophie zu tun war; ob es paßte oder nicht, galt ihm gleich; und so entstand denn 25 dieser Zwitter von Abhandlung und Erzählung, der durch eine fast durchaus metrische Prose womöglich noch ermüdender wird.

J. G. F. Schulz, Friedrich der Große.
1788.

Friedrich der Große. Versuch eines historischen Gemäldes. Zweites und drittes Heft. 1787. Weimar, b. Hoffmann. 194 S. 8°. (9 gr.) 30

Eine schöne und anschauliche Auseinandersetzung des vorbereitenden Verdienstes, welches Friedrich Wilhelm um die Stärke und den Glanz des preußischen Staates unter 35

seinem Nachfolger gehabt hat, zeichnet diesen Versuch unter
dem großen Haufen der Broschüren und Werke, die denselben
Gegenstand behandeln, sehr zu seinem Vorteile aus. Bis die
gehörige Menge der Materialien zu einer vollständigen Ge-
5 schichte Friedrichs II. und seiner Zeit herbeigeschafft sein und
die Konkurrenz aller übrigen Erfordernisse einen großen Kopf
genug begünstigt haben wird, dem größten Mann seines Jahr-
hunderts ein würdiges Denkmal zu stiften, ist kein Versuch
ohne Nutzen, der nur eine neue Tatsache liefert oder eine
10 schon vorhandene besser motivieret, anwendet oder ordnet; und
der gegenwärtige hat vor den mehresten noch das Verdienst
einer sehr lebhaften und gefälligen Schreibart voraus. Das
zweite Heft endigt mit dem Breslauer, das dritte mit dem
Dresdner Frieden.

---

15 Beiträge und Sammlungen zur Sittenlehre.

1788.

München, b. Lentner: Beiträge und Sammlungen zur
Sittenlehre für alle Menschen vom Hofr. v. Eckarts-
hausen. 1787. 376 S. 8⁰. (20 gr.)

20 Unter diesem Titel verkauft uns Hr. v. E. wieder einige
herbe Früchte eines guten Willens und eines dürftigen Geistes.
Zwei Proben mögen genug sein. S. 123 sagt er uns von
dem Stadtleben: „Da muß ich Hüte, unbrauchbar zum Be-
decken, in meinen Händen tragen und wie ein Papagei sprechen:
25 ‚Guten Morgen, gute Nacht, wie befinden Sie sich?‘
Ohne Empfindung antwortet mir der Gefragte: ‚Recht wohl,
und Ihre Gesundheit?‘“ Wohl verstanden, das soll Poesie
sein! S. 128 heißt es von einer Dame: „Endlich entzieht sie
den dünstenden Fuß der seidnen Decke.“

---

30 Historisch-kritische Enzyklopädie.

1788.

Preßburg, b. Mahler: Historisch-kritische Enzyklopädie
über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und
Charaktere berühmter Menschen — von H. G. Hoff.

I. T. 368 S. II. T. 398 S. III. T. 414 S. IV. T. 462 S. 1787. 8⁰. (2 Rtlr. 16 gr.)

Ohne sich der beregten „Nebenabsichten" gegen den Herausgeber bewußt zu sein, gesteht Rez., daß er nicht unter die „wenigen Edeln" gehört, denen dieses Buch gefällt. So 5 ist ihm auch beim Aufschlagen desselben kein „süßer Stich in die Reizbarkeit seiner Lebensnerven" gesprungen (s. T. I, S. 363 Artik. Bücher). So schlecht bei dieser Sammlung die Wahl der Anekdoten ausgefallen ist, indem neben dem Seichtesten und Abgedroschensten aus diesem Fache auch die 10 längst verrufenen Märchen von der Vergiftung Papst Alexanders VI. usf. wieder aufgewärmt werden, so ist doch dasjenige, was Hr. H. von seinem Eigenen hinzutut, noch bei weitem schlechter; die philosophischen Artikel, wie Freundschaft, Liebe, sind schlechterdings ungenießbar. Ein Beispiel 15 von der Beurteilungskraft des Verf. mag die Parallele abgeben, die zwischen dem Grafen Brühl und Richelieu angestellt wird (S. 358): Brühl beherrscht seinen König; auch Rich. beherrscht ihn — B. erwirbt sich ein großes Vermögen, auch R. — Brühls Leibwache ist besser bezahlt als die königliche, 20 auch Richelieus usf. Der Unterschied zwischen beiden: Rich. stirbt vor, Brühl nach seinem König u. dgl. mehr. Diese vier Bände gehen nur bis zum L, wir werden also noch mit vier andern bedroht.

Anmerkung zum Heimlichen Gericht. 25

1788.

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen so viel gesagt, geschrieben und getan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingesendet worden, für interessant genug gehalten, um es dem Publikum 30 vorzulegen. Man setzt bei jedem Leser desselben voraus, daß ihm das Heimliche Gericht aus dem Götz von Berlichingen wenigstens bekannt ist. Eine kleine Nachricht von dieser geheimen Gesellschaft, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fast ganz Deutschland überschwemmte, hat der Herr 35 von Möser in der Berliner Monatschrift gegeben.

Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Friedrich II.

1788.

Historische Nachricht .on dem letzten Lebensjahre
5 Königs Friedrich des Zweiten von Preußen (mit der Einleitung zu der von ihm selbst geschriebenen Geschichte seiner Zeit). Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Akademie, den 25. Jenner 1787, von dem Herrn Grafen von Herzberg. (Aus dem Französischen übersetzt). 1787. Ohne
10 Druckort. 79 S. 8⁰. (3 gr.)

Die Leser mit einer Schrift, die von dem Namen ihres Verf. einen so großen Wert empfängt, bekannt machen zu wollen, würde sehr überflüssig und jetzt auch zu spät sein, da sich das Original schon in den meisten Händen befindet. Die
15 Zusammenstellung der 2 verschiedenen Vorreden, welche der König in zwei ganz verschiedenen Perioden seines Lebens, im Jahr 1746 und 1775, zu der Geschichte seiner Zeit verfaßte, ist äußerst interessant und kann zu der Geschichte seines Geistes einen merkwürdigen Beitrag geben. Die Übersetzung
20 ist hart und schwerfällig: z. B. S. 40 heißt es: „... eine sehr wichtige Verzichtleistung, die ich sowie die Ansprüche auf den Danziger Hafen zu der Zeit in Vorschlag brachte, da ich den Teilungs- und Abtretungsvertrag mitten in einer sehr kritischen Krankheit, an der ich damals darniederlag, entwarf."
25 Wie viele ich nacheinander, und welche harte, unbiegsame Periode!

Schatz, Goldoni über sich selbst.

1788.

Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters.
30 Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Schatz. 504 S. 8⁰.

Goldoni, ein Schriftsteller, dem Italien einen reinen und regelmäßigen Geschmack im dramatischen Fache verdankt, der,

abgerechnet, was man seinem Zeitalter und den Eigentümlich-
keiten seiner Nation zugute halten muß, einer der frucht-
barsten und arbeitsamsten Köpfe war, die es gegeben hat,
der während seiner theatralischen Laufbahn hundertundfunfzig
Schauspiele in Prosa und Versen geliefert und bis zu Gozzis 5
unverdientem und kurzwährendem Triumph von den Italienern
beinahe angebetet wurde, tritt hier auf und erzählt die Ge-
schichte seines Lebens und die Art und Weise, wie er sich
bildete und das wurde, was er teils war, teils noch ist. Schon
dadurch erhalten diese Memoires ein großes Interesse, daß 10
sie ein zweiundsiebzigjähriger Schriftsteller aufgesetzt hat, der
so unendlich viel während seinem Leben gesehen und erfahren
haben muß. Außerdem aber haben sie noch diesen Vorzug,
daß sie uns mit der Verfassung des italienischen Theater-
wesens bekannt machen und andere kleine Nachrichten mittei- 15
len, die die Erziehung und häusliche Lebensart der Italiener
charakterisieren und also, da sie zur Bestimmung ihres Na-
tional-Charakters beitragen, nicht minder interessant und lehr-
reich sind. Seine Geburt schon kündigte ihn als einen
künftigen dramatischen Schriftsteller an. Er wurde unter 20
Festen, Komödien und Opern geboren, die sein Großvater,
der in venezianischen Diensten bei der Handelskammer stand,
seinen Nachbarn auf seinen Landgütern gab; und sein Vater
trug das Seinige dazu bei, diese Vorbedeutung in Erfüllung
zu bringen, da er ihm in seinen Erholungsstunden durch 25
Marionetten Unterhaltung zu verschaffen suchte und dadurch
dem jungen Geiste gleich in den ersten Jahren einen thea-
tralischen Schwung gab. In seiner frühesten Jugend las er
nichts als Komödien und Opern und schrieb sogar schon in seinem
achten Jahre eine Komödie, die so gut war, daß sie niemand 30
für das Produkt eines achtjährigen Knaben halten wollte.
Und so beherrschte ihn immer die Leidenschaft für das The-
ater, leitete ihn sein ganzes Leben hindurch und führte ihn
endlich nach Frankreich, wo er sich in einem sehr hohen Alter
durch ein in französischer Sprache geschriebenes Lustspiel 35
Ruhm, Achtung und Bequemlichkeit erwarb. Da in diesem
Buche allenthalben Goldonis dramatische Talente durchscheinen,
da er alle seine Begebenheiten mit lebendiger Darstellung und

einer ihm eigenen Laune erzählt und ausmalt und der Schauplatz der Handlung sich oft an den Höfen kleiner Theaterkönige, dem gewöhnlichen Sitz der Intrige und Kabale befindet: so können wir dem Leser von diesen Memoires eine sehr angenehme Unterhaltung versprechen. Auf diesen ersten Band sollen noch zwei andre folgen, die Goldonis Leben bis zu seinem achtzigsten Jahre, in dem er jetzt steht, beschreiben und eine Geschichte aller seiner Theaterstücke enthalten werden, und welchen Herr Schatz einen vierten von seiner eignen Arbeit: „Über Goldoni und seine Werke", nachfolgen lassen wird. Die Übersetzung ist (wenige Kleinigkeiten abgerechnet) überhaupt leicht und fließend. Rez. findet nichts daran auszusetzen, als daß zuweilen die Sprache zu sehr ins Gesuchte fällt, wenn sie natürlicher Dialog werden soll; welchem Tadel aber Herr Schatz dadurch auszuweichen sucht, daß er in der Vorrede sagt: um nicht platt zu werden, habe er diesen Fehler begehen müssen, weil unsere Sprache keine eigentlichen vertrauten Redensarten (façons de parler familières) enthalte. Rez. gesteht, daß er nicht recht begreifen könne, was Hr. S. damit meine, und daß eine ziemliche Anzahl anerkannter guter Schriftsteller, von Gellert und Rabener anzufangen, ihm einen sehr augenscheinlichen Beweis zu führen scheinen, daß es unserer Sprache an façons de parler familières, die nicht platt sind, nicht fehle. Übrigens sehen wir den folgenden Bänden mit Vergnügen entgegen. S.

Briefe über Don Carlos.

1788.

Erster Brief.

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurteilungen des Don Carlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Teil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sei. Es deucht Ihnen noch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel,

die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen, sagen Sie, fänden Sie weit weniger die Sagazität der Beurteiler als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Übertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen sein, und daß sie es also weniger mit der Sache selbst als mit den *Gründen* zu tun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich sein, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen: aber die Sache des Beurteilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt oder zum Ratgeber anbietet, einen Wert erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurteiler Beruf gehabt hat oder nicht? wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die *Divinationsgabe* und *Billigkeit* seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchen sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhilfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, deucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke alles enthalten ist, was zum Verständnis desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie sich's also gefallen,

lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von diesem Gegenstand unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird,
5 des erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstand mit der Unbefangenheit des letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nötig, dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den
10 letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Äußerungen darüber im ersten Stück der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen
15 wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art, zu denken und zu empfinden, ergangen sind, mußte notwendig auch dieses Werk teilnehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte,
20 tat diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indes bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der
25 entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — ich hätte
30 also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Teil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es
35 einer geschicktern Hand als der meinigen nicht viel besser würde gelungen sein. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lang' mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein. Auch

der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkteste Vertrauen Philipps davontrug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Ökonomie des Stücks nur eine einzige Szene. 5

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschlüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Möchten sie indessen doch nur die vielen Deklamationen beschließen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm 10 gelaufen worden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; inwiefern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die 15 eigentümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengesetzten Parteien zu tun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte also dargetan werden, inwiefern er mit 20 der Menschennatur zusammenhängt, inwiefern seine Gesinnungen wie seine Handlungen aus sehr menschlichen Trieben fließen und in der Verkettung äußerlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerksam 25 zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl sein, was ihn mit Recht aus der 30 Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopf nicht Dasein empfangen, und welche Geburt des Gehirnes kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht sein, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte 35 selbst ihresgleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem

Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruch dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Mensch so wie Marquis Posa gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die Tat übergehen, — und daß eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz realisiert, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr *für* als *wider* ihn zu sprechen. Nach dem Beispiel aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsternis und Licht, eine hervorragende isolierte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gärung der Köpfe, Kampf der Vorurteile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisierte empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Überraschenden auf sie; selbst das Geheimnis, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgeteilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnutzenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heutzutage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf sie wirkt und sie in dem lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen

Sie selbst, mein Freund — das kühnste Ideal einer Menschen-
republik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte
es besser und wo natürlicher zur Welt geboren werden als in
der Nähe Philipps des Zweiten und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen 5
sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung
für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit
ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige,
worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissens- 10
freiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte
diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die flandrischen
Unruhen erhielten sie in Übung. Seine Unabhängigkeit von
außen, sein Stand als Malteserritter selbst schenkten ihm die
glückliche Muße, diese spekulative Schwärmerei zur Reife zu 15
brüten.

In dem Zeitalter, und in dem Staat, worin der Marquis
auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also
der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig
sein, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben 20
sein können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für
Meinungen alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem
grundlosesten Wahn die Kraft beilegt, die Gemüter der Men-
schen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Auf- 25
opferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der
Wahrheit diese Kraft abzustreiten. In einem Zeitpunkt
vollends, der so reich wie jener an Beispielen ist, daß Men-
schen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig
Begeisterndes haben, sollte, deucht mir, ein Charakter nicht 30
auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Ähnliches
wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig
sei, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis
ist außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend
hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muts abgelegt, den 35
er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äußern soll.
Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie
müßten, deucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz anderm

werden als in dem Gehirn eines Schulgelehrten oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmanns.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoß genommen hat: sein
5 Verhalten gegen den König in der zehnten Szene des dritten Aufzugs und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte sein, daß die Freimütigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muts als seiner genauen Kenntnis von jenes Charakter käme, und
10 mit aufgehobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Szene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von Philipp dem Zweiten unterhalte; jetzt hätt' ich es bloß mit Posas Aufopferung für den Prinzen zu tun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mitteilen will.

15 ## Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Carlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein ebenso rührender Gegenstand für die Tragödie sein könne als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das
20 Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als ausgemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in dem Verhältnis zwischen Carlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt
25 habe? Und aus diesem Standpunkt haben Sie folglich diese beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zuviel getan hätten? wenn es aus dem ganzen Zusammenhang deutlich erhellte, daß sie dieses
30 Ziel nicht gewesen und auch schlechterdings nicht sein konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung
35 schreibt, der beste Beweis für das Gegenteil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen beiden könnte irre geführt haben; aber dies auch nur scheinbar,

und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Beneh-
men beider hätte hingereicht, den Irrtum zu heben. Dadurch,
daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er
sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegenteil
konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. 5
Das Verhältnis, in welchem beide zusammen auftreten, war
Reminiszenz ihrer früheren akademischen Jahre. Harmonie
der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und
Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und
Tugend hatte sie damals aneinander geknüpft. Ein Charakter 10
wie Posas, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht,
entfaltet, mußte frühe angefangen haben, diese lebhafte Emp-
findungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben: ein
Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit
erstrecken sollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen 15
sein. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen
Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer
anbieten als ein zart und lebendig fühlender, seiner Er-
gießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender
Fürstensohn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist 20
der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon
hier ist Posa der kältere, der spätere Freund, und sein Herz,
jetzt schon zu weit umfassend, um sich für ein einziges Wesen
zusammenzuziehen, muß durch ein schweres Opfer errungen
werden. 25

„Da fing ich an, mit Zärtlichkeiten
und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
Du stolzes Herz gabst sie mir kalt zurück.
— Verschmähen konntest du mein Herz, doch nie
von dir entfernen. Dreimal wiesest du 30
den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder
als Bettler da, um Liebe dich zu flehn usf.
— — — — Mein königliches Blut
floß schändlich unter unbarmherzigen Streichen.
So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn, 35
von Rodrigo geliebt zu sein."

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die An-

hänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Übereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bittenden Freund. Carlos öffnet ihm seine Arme;
5 der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif als Freundschaft für Carlos; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblick, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes
10 bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," sagt er, „wenn du — König bist." — Ist es möglich, daß sich in einem so jungen Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes, Freundschaft erzeugen konnte, deren wesent-
15 liche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mußten mit-
20 geteilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und Carlos war der einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte und der sie erwiderte. Ein Geist wie Posas mußte seine Überlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Karl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig
25 an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst und freute sich seines Bildes. So entstand diese akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie voneinander getrennt, und alles wird anders. Carlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa
30 wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühl so vieler Höflinge einsam, von der Gegen-
35 wart gedrückt, labt er sich an süßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in

nie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählich in einen Zustand müßiger Schwärmerei, untätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampf mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstere Schwermut über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüte, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustand kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene früheren Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend, halb sterbend in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes, sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

„Ich habe niemand — niemand
auf dieser großen weiten Erde, niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
so weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
ist keine Stelle, keine, keine, wo
ich meiner Tränen mich entlasten kann."

Hilflosigkeit und Armut des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen lassen. Heftiger fühlte er das Bedürfnis der Sympathie, weil er allein ist und unglücklich. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange

des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen im großen wie im kleinen handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles,
5 was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehreren Varietäten; in mehreren Himmelstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes lernt
10 er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählich eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im großen und ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältnis verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraum dehnt sich seine Seele ins Weite. —
15 Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, teilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie.
20 Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein tätiger handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang,
25 zu wirken, ist in zweckmäßige Tätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studiert, ihre Kräfte, ihre Hilfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm
30 von Oranien, Coligny u. a., nehmen ihnen das Romantische und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weit um-
35 fassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in

so vielen Individuen vergegenwärtigt ward*), so kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisieren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu 5 einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hilfsquellen dieses Volkes bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglicheren 10 Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
Ein kräftiges und großes Volk, und auch
ein gutes Volk, und Vater dieses Volkes,
das, dacht' ich, das muß göttlich sein." 15

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er mit glühenden Gefühlen für Menschenglück

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen diese 20 Lieblingsideen an den Tag. „Ein Federzug von Ihrer Hand," sagt er ihm, „und neuerschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit!

Lassen Sie,
großmütig wie der Starke, Menschenglück
aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen 25
in Ihrem Weltgebäude.
Stellen Sie der Menschheit
verlornen Adel wieder her. Der Bürger
sei wiederum, was er zuvor gewesen,
der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht 30
als seiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte.
Der Landmann rühme sich des Pflugs und gönne
dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug 35
des Denkers hemme keine Schranke mehr
als die Bedingung endlicher Naturen."

in Alcala verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fieberischer Heftigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
die deinige allmächtig an mir schlagen.
O, jetzt ist alles wieder gut. Ich liege
am Halse meines Rodrigo!"

Der Empfang ist der feurigste: aber wie beantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüte der Jugend verließ und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwidert er diesen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
erwartete — — Das ist
der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
denn jetzt steh' ich als Rodrigro nicht hier,
nicht als des Knaben Carlos Spielgeselle —
ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
umarm' ich Sie — es sind die flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen" usf.

Unfreiwillig entwischt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang' entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und Carlos muß alles Rührende seiner Lage aufbieten, muß die entlegensten Szenen der Kindheit hervor-

rufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken und ihn auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften. Schrecklich sieht sich Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Taten sehnte, 5 wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrat von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzweigebrochene Hostie getan, und findet Leidenschaft für die Gemahlin seines Vaters. — 10

„Das ist der Karl nicht mehr,
der in Alcala von dir Abschied nahm.
Der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
das Paradies dem Schöpfer abzusehn
und dermaleinst als unumschränkter Fürst 15
in Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
war kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
sind diese Träume!“ —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, 20 und mehr nicht gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? und wie hat Posa, der Weltbürger, gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Carlos gezittert, als daß er es hätte 25 wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammenkunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wär' es gewesen, auf Erstickung dieser Leidenschaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen 30 hoffnungslosen Zustand, in welchem die tätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. Solang' sein Freund in unbefriedigten Wünschen verschmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; solang' seine Kräfte von Schwermut niedergedrückt 35 sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Carlos hat Flandern nichts zu hoffen,

aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heißesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüt die Motive nicht mehr, die
5 ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders tun, als diesen erloschenen Heldengeist an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrschend machen
10 will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er
15 kann gewiß sein, daß sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hindernis, das sich seiner großen Angelegenheit entgegenwarf, selbst diese unglückliche Liebe wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muß durch den Mund
20 der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„— In dieser hoffnungslosen Flamme
erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
die stolze königliche Frucht, woran
25 nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
ein schneller Lenz der wundertät'gen Liebe
beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
an diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen."

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Carlos die Briefe,
30 welche Posa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist
35 fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vorteil seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück, und Posa glaubt zu bemerken, daß

sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höheren Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Carlos' Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe heruntersank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag. 5

„O, ich fühle,
wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einst,
einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
so warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte 10
in deinem weiten Busen Raum. Das alles
ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
Dein Herz ist ausgestorben. Keine Träne
dem ungeheuern Schicksal der Provinzen, 15
nicht einmal eine Träne mehr! O Karl,
wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
seitdem du niemand liebst als dich!"

Bang vor einem ähnlichen Rückfall glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. Solange Karl in der Nähe 20 der Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahinzubringen. 25

„Er soll
dem König ungehorsam werden, soll
nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
mit offnen Armen die Flamänder ihn
erwarten. Alle Niederlande stehen 30
auf seine Losung auf. Die gute Sache
wird stark durch einen Königssohn."

Würde der Freund des Carlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Befreiung 35 eines unterdrückten Volkes eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa,

der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stückes von ihm unternommen werden, verraten eine wagende Kühnheit, die ein heroischer Zweck allein einzuflößen im stande ist; Freundschaft
5 ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolierten Geschöpfs, dieser alles ausschließenden Neigung, worin doch allein der eigentümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft bestehet? Wo ist bei ihm das
10 Interesse für den Prinzen nicht dem höheren Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen großen kosmopolitischen Gang, und alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höheren Gegenstande steht.

15

Vierter Brief.

Um einen großen Teil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständnis bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Teil der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter
20 wie der seinige niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schließt keineswegs die zärtliche Teilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt als Karln, tut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde
25 er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmernis vor allen übrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet seinen Horatio. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um so schwächer und laulichter werde,
30 je mehr sich seine Gegenstände häufen: aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollsten Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten. Da es Carlos ist, der dieses
35 Ideal von Menschenglück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so faßt er zuletzt beides in *einem* Gefühl unzertrennlich zusammen. In Carlos allein schaut er seine feurig

geliebte Menschheit jetzt an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur in einem Gegenstand auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfaßt: 5

„Mein Herz,
nur einem einzigen geweiht, umschloß
die ganze Welt. In meines Carlos Seele
schuf ich ein Paradies für Millionen."

Hier ist also Liebe zu einem Wesen, ohne Hintansetzung der 10 allgemeinen — sorgsame Pflege der Freundschaft, ohne das Unbillige, das Ausschließende dieser Leidenschaft. Hier allgemeine, alles umfassende Philanthropie, in einen einzigen Feuerstrahl zusammengedrängt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet haben, was 15 es veredelt hat? Dieses Gemälde von Freundschaft sollte an Rührung und Anmut verlieren, was ihm an Würde gegeben worden? an Stärke verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Carlos sollte darum weniger Anspruch auf unsere Tränen und unsere Bewunderung haben, weil er mit der 20 beschränktesten Äußerung des wohlwollenden Affekts seine weiteste Ausdehnung verbindet und das Göttliche der universellen Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Szene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter. 25

Fünfter Brief.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohn seiner Feinde die ge- 30 fährlichsten Blößen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verschmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendste Hilfe, noch mehr aber 35 fordert sie der innere Zustand seines Gemüts, der alle Er-

wartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustand muß er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis 5 ist es, von dem wir beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem König ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfnis der Mitteilung zum 10 erstenmal fühlen läßt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwang seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurückversetzt, haben ihn das Leere und Gekünstelte seiner Despotengröße fühlen und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit 15 befriedigen kann.

„König! König nur,
und wieder König! — Keine beßre Antwort
als leeren hohlen Widerhall! Ich schlage
an diesen Felsen und will Wasser, Wasser
20 für meinen heißen Fieberdurst. Er gibt
mir — glühend Gold —“

Gerade ein Gang der Begebenheiten wie der bisherige, deucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die 25 nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem ein- 30 zigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch Carlos' Leidenschaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem König wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen: darum war es nötig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie 35 mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er

von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Tätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nötig, daß sie bis hierher als Haupthandlung beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herr- 5 schende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Carlos' Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte. 10

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine anderen sind als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation — Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft bloß geahnt hat — treten jetzt sichtbar hervor und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu be- 15 mächtigen. Carlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus wie der Zweck selbst umfaßt. Aus diesem universelleren 20 Motive mußte eben der ängstliche Anteil an dem Wohl und Wehe seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fließen, als nur immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karls Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuß seines 25 Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Tätigkeiten. Noch kennt er keinen anderen und kürzeren Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Carlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem anderen Wege zu suchen; am 30 allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts.
Ich wahrlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern! 35
Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,
es führt zu nichts."

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes
5 Ereignis in Beziehung auf seinen herrschenden Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer zu-
10 sammenhängender Plan, was er sich denkt; bloß dunkle Ahnung, und auch diese kaum — bloß flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken sein möchte. Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick
15 nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufälligen Um-
20 stand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit
25 dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Szene und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen stehenzubleiben, was mit dem Charakter des
30 Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem König vernünftigerweise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demütigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von
35 Menschen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geist. Diese Wirkung konnte wohltätig sein,

wenn sie auch bloß dazu diente, die Vorurteile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen ließ, daß es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, 5 und dieser Eindruck mußte desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurteilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemütslage desselben zuwenig unter- 10 richtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemütslage war äußerst günstig für ihn und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhafteren Schwung, und 15 dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal 20 von Flanderns Glück usw. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens 25 ans Licht bringt und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt in diesem Zustand der Leidenschaft werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergeht es ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt 30 wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröten wird. An Carlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein 35 langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Carlos' Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft als die herrschende den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, daß man es mit so weniger Schwierigkeit auf
5 einen anderen Gegenstand übertragen kann? Aber alles ist erklärt, sobald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordnet. Dann ist es natürlich, daß diese bei dem nächsten Anlaß ihre Rechte reklamiert und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

10 Das Feuer und die Freimütigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Carlos und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund
15 Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Karls wäre es eben so verdammlich, als es unbegreiflich sein würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung
20 nicht dauern. Der ersten Überraschung, der Leidenschaft vergibt man sie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber
25 scherzt oder sich ernsthaft davon reinigt. „Gesetzt," sagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?

Königin. Nein, Marquis,
auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
30 unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind
der Träumer nicht, der etwas unternähme,
was nicht geendigt werden kann.
Marquis. Das eben
wär' noch die Frage, denk' ich."

35 Carlos selbst hat tief genug in die Seele seines Freundes gesehen, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bei dieser Ge=

legenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichts-
punkt des Verfassers außer Zweifel zu setzen. „Du selbst,"
sagt er ihm, noch immer im Wahn, daß der Marquis ihn
aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden, 5
was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
den Spaniern die goldnen Tage schenken,
die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
ist es ja aus, auf immer aus. Das hast
du eingesehn. O diese fürchterliche Liebe 10
hat alle frühen Blüten meines Geists
unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
für deine großen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen dir
den König zu — Es kostet mein Geheimnis, 15
und er ist dein! Du kannst sein Engel werden,
für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht
für Spanien!" usf.

Und an einem anderen Orte sagt er zum Grafen von Lerma,
um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu ent- 20
schuldigen:

„— Er hat
mich lieb gehabt. Sehr lieb. Ich war ihm teuer
wie seine eigne Seele. O, das weiß ich!
das haben tausend Proben mir erwiesen. 25
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
das Vaterland nicht teurer sein als einer?
Sein Busen war für einen Freund zu groß
und Carlos' Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend." 30

Siebenter Brief.

Posa empfand es recht gut, wieviel seinem Freunde
Carlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Ver-
trauten seiner Lieblingsgefühle gemacht und einen Versuch
auf dessen Herz getan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese 35
Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft

waren, so wußte er auch nichts anderes, als daß er diese in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanierte. Das wußte Carlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe
5 für die Zukunft das heilige Paladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Carlos sein Herz besaß; eben weil er das wußte und im Herzen voraussetzte, daß es auch Karln nicht unbekannt sein könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieses Palladium ver-
10 untreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem König vorgegangen war, mußte in seinen Gedanken ebenso viel heißen als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Carlos' künftiger Beruf zum Thron, hatte der Königssohn keinen Anteil an
15 dieser Freundschaft, war sie etwas vor sich Bestehendes und durchaus nur Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verraten, nicht zerrissen worden sein; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war
20 Mitleid, daß Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Carlos' Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst als
25 nachher seinem Freunde von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. — IV. Akt, 6. Auftritt:

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
sein heiliges Geheimnis übergeben.
30 und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? — Warum
dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
die über seiner Scheitel hängt?"

35 Und in der dritten Szene des V. Akts:

„— — Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
von stolzem Wahn geblendet, ohne dich

das Wagestück zu enden, unterschlage
der Freundschaft mein gefährliches Geheimnis."

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz getan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen (die an sich selbst bei weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motivieren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahreren Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüts gibt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rate ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte? „Es stand bei mir," sagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
mich seinen Sohn. Ich führe seine Siegel,
und seine Alba sind nicht mehr" usf.
„Doch geb' ich
den König auf. In diesem starren Boden
Blüht keine meiner Rosen mehr. Das waren
nur Gaukelspiele kindischer Vernunft,
vom reifen Manne schamrot widerrufen.
Den nahen hoffnungsvollen Lenz sollt' ich
vertilgen, einen lauen Sonnenblick
im Norden zu erkünsteln? Eines müden
Tyrannen letzten Rutenstreich zu mildern,
die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
Verhängnis reift in meinem großen Freunde.
Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!
Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!
Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,
die mich, nicht ihn, auf diesem Thron gewollt." —

Also hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus

allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem höheren nachsteht, und daß ihr nur durch dieses letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat dieses Verhältnis zwischen
5 beiden Freunden richtiger beurteilt als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urteil von dem Helden des Stückes nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

10 „Und *wem* bracht' er dies Opfer?
Dem *Knaben*, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
15 der ganzen Menschheit. *Seine Neigung war*
die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern."

Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie
20 der Charaktere, wechselseitige persönliche Notwendigkeit füreinander, oder von außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stückes selbst wird dadurch nichts ver-
25 ändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrtum zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten und sie
30 gleichsam *werden* sehen müßte? Genug für uns, daß alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn *repräsentiert* wird, oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, daß er dieses zufällige, bedingte, seinem Freunde nur geliehene Interesse mit dem Wesen desselben
35 zuletzt unzertrennlich zusammenfaßt und daß alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äußert.

Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschafts-
gemäldes als ein einfaches moralisches Element, unbeküm-
mert, in wie viele Teile es auch der Philosoph noch zer-
gliedern mag.
Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für 5
das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte
Ziel von Posas Bestrebungen über den Prinzen hinaus
gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höheren
Zwecke so wichtig, befriedigt er durch seine Freundschaft für
ihn einen andern Trieb als nur diese Freundschaft, so kann 10
dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Grenze gesteckt sein
— so muß der letzte Endzweck des Stückes mit dem Zwecke
des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schicksal
eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts
auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des 15
Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht
wohl Episode zu einer Handlung sein, die den Aus-
gang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben
wir einander also über Posas Freundschaft mißverstanden, so
fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der 20
ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem
neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhält-
nisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser
neuen Ansicht verlieren.
Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stückes, 25
wenn es Liebe nicht sein soll und Freundschaft nie sein
konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser
die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze.
Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufge-
opfert, aber weder diese noch jene ist es, der dieses Opfer von 30
der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vor-
handen sein, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe,
für welches beide gewirkt haben und welchem beide aufgeopfert
worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders
als in diesem Dritten könnte sie liegen? 35
Rufen Sie sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung
zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehnts
— über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die

höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde und unsre Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon getan, in dem nächsten Julianischen Zyklus gefallen möchte, unsre Gedankenreihe, unsere Träume und Überzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit und mit ebenso gutem Willen befruchtet, in dem erstgebornen Sohn eines künftigen Beherrschers von ** oder von *** auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche bloßes Spielwerk war, dürfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerk, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jüngling an, daß er wohl gar derjenige sein dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, getan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitssinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurteile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gärung, die Gemüter von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Konstellation zu vollenden, eine schön organisierte Jünglingsseele am Thron, in einsamer unangefochtener Blüte unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus — müßte der Königssohn sein, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Sein Sei
ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
auch Leiden kennen lernen —“

Aus dem Schoße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechzehnten Jahrhundert — Philipps des 5 Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden 10 Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moralische Empfindung sich läutert — einen geistreichen gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst — was hindert mich, dieses anzunehmen? — ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel ge- 15 schlagen und den irgendein verborgener Weise seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitre menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmut 20 der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüte seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur 25 Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. „Sagen Sie ihm," trägt er der Königin auf:

„daß er für die Träume seiner Jugend
soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird, 30
nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
gerühmter besserer Vernunft das Herz
der zarten Götterblume; daß er nicht
soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert. 35
Ich hab' es ihm zuvor gesagt —"

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer

Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, 5 handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte längst vorhergegangen sein und 10 konnte auch nicht wohl zum Gegenstand eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den 15 Gemütszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zugrunde liegen muß, und ihre subjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

20 Ich will mich über das vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand 25 über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug sei, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feind haben ringen sehen, können wir ihm den 30 Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegenwerfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blut der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher sein, daß sie dem reifen 35 Manne nicht gefährlich mehr sein wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maße leisten als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten sein könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht 5 seine Liebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

„Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust,
lang' ehe noch Elisabeth hier herrschte."

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft 10 und Plan so oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unschuld, die der Einfalt sehr nahe kommt; wie viele, die diese Szene lesen, würden die Prinzessin weit schneller verstanden haben. Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessin gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines 15 Lebens, und dies war doch gewiß ein sehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung sollte man ihn erhaben sehen; daher die ganze Episode der Prinzessin von Eboli, deren buhlerische Künste an seiner besseren Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er es also zu tun, 20 und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen sein wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelassen habe, daß die edle Schönheit dieses Charakters 25 durch soviel Heftigkeit, soviel unstete Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, Delikatesse, Mut, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmut sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes sollte er 30 zeigen, aber weise sollte er nicht sein. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern, aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu sein. Alles, was den trefflichen Regenten macht, alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden 35 Welt rechtfertigen kann, alles, was sich vereinigen muß, sein vorgesetztes Ideal von einem künftigen Staat auszuführen, sollte

sich in diesem Charakter beisammen finden: aber entwickelt sollte es noch nicht sein, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen,
5 die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Ebenso begreifen Sie nunmehr, warum es nötig war, den Charakteren Philipps und seiner Geistesverwandten einen so großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn
10 diese Charaktere weiter nichts als die Maschinen hätten sein sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem *geistlichen, politischen* und *häuslichen* Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen
15 *Schöpfer des Menschenglücks* aus dem Stücke gleichsam *hervorgehen* zu lassen, so war es sehr an seinem Orte, den *Schöpfer des Elends* neben ihm aufzuführen und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemälde des Despotismus sein reizendes Gegenteil desto mehr zu erheben. Wir sehen den
20 Despoten auf seinem traurigen Thron, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Millionen *allein* ist, daß die Furien des Argwohns seinen Schlaf anfallen, daß ihm seine Kreaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunks bieten; wir
25 folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrig-
30 sten Leidenschaften seiner Sklaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Taten zu sein, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Weltteilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedri-
35 gende Rechenschaft ablegen und eine leichte Übertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büßen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich

ihr zu entziehen; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unsrigen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemälde zurückstößt, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Carlos, in seines Freundes und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standort noch einmal. Was Sie für Überladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger sein; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandteile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es sei mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, daß, um die Hauptidee des Stückes herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muß sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muß sie sich beschäftigt haben, und nun höre man, wie Carlos von uns und seiner Königin scheidet.

„— Ich habe
in einem langen schweren Traum gelegen.
Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergessen
sei das Vergangne. Endlich seh' ich ein, es gibt
ein höher wünschenswerter Gut, als dich
besitzen — Hier sind Ihre Briefe
zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
geläutert — Einen Leichenstein will ich

ihm setzen, wie noch keinem Könige zuteil
geworden — Über seiner Asche blühe
ein Paradies!
Königin. — — So hab' ich Sie gewollt!
5 Das war die große Meinung seines Todes."

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft 10 der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter tätiger Glieder zu bewirken suchen, will der letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: 15 durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die ideenreiche Empfindungsart herrschend, woraus jene wohltätige Wirkung als eine not- 20 wendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht 25 ganz unwert, „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen und die bis jetzt nur das Eigentum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen und als lebendig wirkende Motive in das Menschen- 30 herz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen." Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht 35 unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

Elfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde Posa verabschiede, noch ein paar Worte über sein rätselhaftes Benehmen gegen den Prinzen und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkür über seinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen sie, läßt es sich entschuldigen, daß Marquis Posa, anstatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältnis zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nötigen Maßregeln zu bereden und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Übereilungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Mißtrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreißen könnten und auch wirklich nachher hingerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber das Äußerste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das ebenso unglücklich ausschlagen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen widrigen Behelf erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur Intrige, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich schneller und ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen sein?

Weil dieses gewalttätige und fehlerhafte Betragen des Maltesers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte man, ein wenig rasch, voraus, daß sich der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen lassen, der inneren Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzutun und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste

Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltesers zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhang dieses Charakters keinen nähern Aufschluß mehr; denn das wäre zuviel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urteil bloß
5 darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

10 Unstreitig! der Charakter des Marquis von Posa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte und über die unedeln Hilfsmittel der Intrige immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit
15 hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit, „daß Liebe zu einem wirklichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideal sich in ihren Wirkungen ebenso ungleich sein müssen, als sie in ihrem Wesen voneinander verschieden sind — daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthu-
20 siastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt und weil jener,
25 der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit anderer beinahe ebenso im Streit liegt als dieser, dessen letztes Ziel sein eigenes Ich ist." Wahre Größe des Gemüts führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit als der Egoismus und die Herrschsucht, weil
30 sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzuleicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte. Die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen, die Schwärmerei um ihres
35 Ideales willen, die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite be-

wundern, die dritte lieben wir. Carlos hat Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er diesen Unterschied außer acht ließ und einen großen Mann zu seinem Busenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebst du
die Königin? Soll deine strenge Tugend
die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
— — — — Ach hier ist nichts verdammlich,
nichts, nichts als meine rasende Verblendung,
bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
daß du so — groß als zärtlich bist.“

Geräuschlos, ohne Gehilfen, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Schlafenden sorgt, will er seines Freundes Schicksal auflösen, er will ihn retten wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zugrunde. Daß er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe und zuwenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde beider Verderben. Carlos verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, deucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die keinem, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herum zu schauen oder dem Gang seiner eignen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd sein kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohltätig wirken, gar oft aber, durch einen sehr menschlichen Übergang, einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums teilnimmt, dem sie an=

gehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dieses allein, sage ich, müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen: aber noch
5 weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzuschnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden; Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen
10 Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beispielen nur eines auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von *Gewalttätigkeit* gegen
15 fremde Freiheit, von dem Geiste der *Heimlichkeit* und der *Herrschsucht* immer rein erhalten hätte? Die bei Durchsetzung eines, von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zweckes, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der
20 Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu
25 üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbnis erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnis der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg *abzukürzen*, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in
30 Allgemeinheiten zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemütes zur Herrschbegierde, oder dem Bestreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unsrer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich
35 gab ihm die höchste Achtung für anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen *Freiheitsgenusses* sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinen Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn,

selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plan, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wieviel hätte mir es auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen und dem Leser, der ihn 5 lieb gewann, den unvermischten Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größeren Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein Beispiel zu bestätigen. Diese meine ich, 10 daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schnell gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht 15 vertraut als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat — denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Zwölfter Brief.

Es ist nur noch übrig, ein paar Worte über seine Auf- 20 opferung zu sagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er sich mutwillig in einen gewaltsamen Tod stürzte, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht ebensogut fliehen können als sein Freund? War er 25 schärfer bewacht als dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für Carlos zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? Und konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen als wahrscheinlicherweise mit seinem Tode, selbst wenn alles seinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — 30 freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wieviel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirtschaftet haben! Schade nur, daß sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer so vernünftigen Berechnung notwendig war. 35 Aber, wird man sagen, das gezwungene und sogar spitzfindige

Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht ebensogut anwenden können,
5 einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzsichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu sein, oder (wie einer meiner Rezensenten sich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrtums
10 wegen sterben wollte, so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergang früher als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurf, und um so mehr ist es der Mühe wert, ihn auseinander zu setzen.
15 Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statthaben kann, nachdem bewiesen worden, daß er
20 nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andre Bewandtnis habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermutlich noch andre, und weniger gewalttätige Auswege gezeigt haben als der Tod — „er stirbt, um für sein
25 — in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal alles zu tun und zu geben, was ein Mensch für etwas tun und geben kann, das ihm das Teuerste ist; um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube,
30 und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sei"; er stirbt dafür, warum mehrere große Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von vielen befolgt und beherzigt haben wollten: um durch sein Beispiel darzutun, wie sehr sie es wert sei, daß man alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta
35 sein Werk vollendet sah und das Orakel zu Delphi den Ausspruch getan hatte, die Republik würde blühen und dauern, solange sie Lykurgus' Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue

Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt sein. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblick an auf, Speise zu nehmen, und die Re- 5 publik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus 10 im Ernste geglaubt haben, das lakedämonische Volk durch diese Spitzfindigkeit zu binden und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, daß ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegeben haben, das seinem Vaterlande so 15 wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den 20 Schöpfer desselben zu einem Gegenstand der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie notwendig, wie natürlich und wie nützlich diese Auskunft in der Tat war, sondern wie sie dem- 25 jenigen vorkam, der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder schwer er darauf verfiel. Es ist also weit weniger die Lage der Dinge als die Gemütsverfassung dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschluß 30 führen, ihm geläufig und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vordringenden und herrschenden und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, 35 so ist der Entschluß, den er faßt, notwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann

ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschluß? — In der drangvollsten Lage, worin je ein
5 Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken: er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterliche Feindin kennt, ein Geheimnis zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zwei-
10 fel: er weiß nicht, ob dieses Geheimnis heraus ist oder nicht? Weiß es die Prinzessin, so muß er gegen sie als eine Mitwisserin verfahren; weiß sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Silbe zum Verräter, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich selbst: er allein hat durch
15 seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Übereilung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung: er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freund alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem einzigen wirfst du
20 der Fürstin Eboli dich in die Arme —
Unglücklicher! in deines Teufels Arme,
denn diese war's, die dich verriet — Ich sehe
dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät.
25 Du liegst zu ihren Füßen. Das Geständnis
floh über deine Lippen schon. Für dich
ist keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor
meinen Sinnen!
Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hilfe! Keine
30 im ganzen Umkreis der Natur! —"

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemütsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es sein? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urteils-
35 kraft verloren und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen imstande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Ge-

walt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unsern Augen lebt, daß seine ganze Phan- 5 tasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durch- drungen ist, daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Zeigt uns nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem König, was 10 und wieviel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen imstande sei? — Was ist wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblick über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungs- mitteln zuerst suchen läßt, die ihm etwas kosten; daß er es 15 der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu sein glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustand zu reißen, sich den 20 freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht in sich, nicht außer sich, Hilfe; und wenn der bloße kluge Mensch sein erstes hätte sein lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen 25 Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vorteil abgewonnen: so ist es im Gegenteil ganz im Charakter des heldenmütigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgendeine außerordentliche Tat, durch eine augenblickliche Er- höhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu 30 setzen. So wäre denn der Entschluß des Marquis gewisser- maßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpfheit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustand für einen solchen Geist, zu entreißen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß 35 schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich Carlos freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe dar- bot, das Verlangen, ihm diese großmütige Tat zu erstatten,

seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblick also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, 5 wo sie ihm unwillkürlich entwischte. Carlos dringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken Tat eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Carlos," gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet hast?" Die Königin, von ihrem Schmerz hingerissen, beschuldigt ihn 10 sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen —

„Sie stürzten sich in diese Tat, die Sie
erhaben nennen. Leugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie. Sie haben längst danach
15 gedürstet!"

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur 20 allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüts, worin er die Tat beschließt, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung tut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer 25 andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. „O!" ruft er aus, „das Leben ist doch schön!" — Aber diese Entdeckung macht er zu 30 spät. Er hüllt sich in die Größe seiner Tat, um keine Reue darüber zu empfinden.

Über Egmont, Trauerspiel von Goethe.

1788.

Leipzig, bei Göschen, Goethes Schriften. Fünfter Band. 35 388 S. 8°.

Dieser fünfte Band der Goetheschen Schriften, der durch

eine Vignette und Titelkupfer, von der Angelika Kaufmann gezeichnet und von Lips in Rom gestochen, verschönert wird, enthält außer einem ganz neuen Stück, „Egmont“, die zwei schon längst bekannten Singspiele „Claudine von Villa Bella“ und „Erwin und Elmire“, beide nunmehr in Jamben und 5 durchaus sehr verändert. Ihre Beurteilung versparen wir, bis die ganze Ausgabe vollendet sein wird, und verweilen uns jetzt bloß bei dem Trauerspiele „Egmont“, das auch besonders zu haben ist, als einer ganz neuen Erscheinung.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und 10 Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursache und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das eine oder das andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schil- 15 derung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung 20 schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterszene im „Mohren von Venedig“. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, 25 und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zuviel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe 30 der Charakteristik. Erst in neueren Zeiten, und in diesen erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der erste, der in seinem „Macbeth“, „Richard III.“ usw. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser 35 des „Götz von Berlichingen“ das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der

Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte
5 Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allem; — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch
10 den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Anteil nimmt und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stückes liegt also weder in den Situationen noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verf. auch nicht viel mehre-
15 res liefern. Seine Gefangennehmung und Verurteilung hat nichts Außerordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgendeiner einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleineren, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zu-
20 sammenknüpfen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend-
25 eine herrschende Leidenschaft unterzulegen oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu tun und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermutlich
30 aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armut seines Stoffes durch den Reichtum seines Genies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel also — oder Rez. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter
35 aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich

wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmütig, liebenswürdig und sanft, im Charakter der schöneren Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St. Quentin und Gravelingen sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens scheiden soll. „Leb' ich nur," so schildert er sich selbst, „um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Torheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren; sind schuld, daß eine ganze edle Schar mit Bettelsäcken und mit einem selbstgewählten Unnamen dem König seine Pflicht mit spottender Demut ins Gedächtnis rief; sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrat? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Mut um unseres Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar

zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne heut', um das zu überlegen, was gestern war?" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn liebgewinnen,
5 nicht über ihn erstaunen. Diesem letzteren scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrigläßt; als unserer
10 Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von
15 Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter sein als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; — aber durch welche strahlende Tat, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Teilnahme und Nachsicht erworben? Zwar
20 heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtnis der ganzen Nation, und alles, was er spricht, atmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste vom Hörensagen wissen und auf Treu
25 und Glauben anzunehmen gezwungen werden, seine Schwachheiten hingegen mit unseren Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was tut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (Denn folgende Stelle darf man doch
30 wohl nicht dagegen anführen: „Die Leute", sagt Egmont, „erhalten sie [die Liebe] auch meist allein, die nicht danach jagen. Klärchen. Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht? Du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur etwas für sie getan! Es ist ihr guter Wille, mich
35 zu lieben.") Ein großer Mann soll er nicht sein, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht

das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsele. Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann,“ sagt er, „trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.“ Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — ist kein anderes als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören, und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Eurer eigenen Rettung anzunehmen, so mögt Ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden getan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt antun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheiratet und hinterließ neun (andere sagen elf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs

lagen und zugleich dem Fiskus anheimgefallen sein würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er
5 selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Pr. v. O., der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten und sein Verhältnis zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammen-
10 hängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden törichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuten,
15 stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder *nimmt*, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche *Bleiben* aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen,
20 und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegenteil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu
25 geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zugrunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei
30 Geschöpfe unglücklich macht, um die *sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubaden*. Und alles dieses kann er noch außerdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu
35 *erheben*, aber nicht, um es zu *schwächen*. Wie teuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemälde ist, die in einer größeren Komposition, wo sie von verhältnismäßig großen Handlungen

aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen sein.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältnis zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zugrunde liegen, oder vielmehr selbst einen Teil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammenzutragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespeare in seinem J. Cäsar getan hat; betrachtet man ferner das Eigentümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs schärfste kontrastieren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammenwirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen: so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei anderen Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großtuerei dieses Volkes, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft ebenso schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der anderen die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer und zwar den Niederländer dieses und keines

anderen Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyck, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen und will, als König, die Herren gastieren. Das ist aber wider den Gebrauch.

„Buyck. Ich bin fremd und König und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herren Art, splendid zu sein und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!"

Wer glaubt nicht, in diesem doch ohne Präjudiz den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich auch bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden —

„Das war ein Herr! (Von Karl V. spricht er.) Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden und war euch alles in allem — und wenn er euch begegnete, so grüßt' er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen" usw.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

„Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter."

Die wenigen Szenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volkes zu sein, und schwerlich findet 5 man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Teil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederlän- 10 dischen Volkes unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier alles, und sehr veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat", konnte eine 15 Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich hervorscheinen läßt, das kalte Staatsinteresse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beseelen 20 und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter, „ein eherner Turm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß". Die kluge Vorsicht, womit 25 er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unserer Bewunderung, was ihm an unserem Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Teilhabern desselben; wir 30 interessieren uns dafür, als gält' es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Szene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängnis, und sie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender sein, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst 35 im stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des

Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschritten; immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor und schritt dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit dir zu sein, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!" — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, so sei es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut" u. s. f. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Szene schildert uns den schlauen, wortkargen, alles verknüpfenden und alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isoliert, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung wert. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung: „Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen. Sie teilt mit mir den Todestropfen und schickt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich an, und stößt ins Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Los fällt dir! Sie geht voran; sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen? Und soll ich folgen? *wieder* seitwärts stehn? den unauslöschlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual." — Klärchen selbst ist unnachahmlich schön und wahr gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts

veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verf. in einer Manier unübertrefflich sei, worin er sein eigenes Muster ist!

Je höher die Illusion in dem Stück getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verf. selbst sie mutwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören, und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzutun, eine glänzende Erscheinung, die Freiheit in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. —Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es sein, dem Verf. dartun zu wollen, wie sehr er sich dadurch an Natur und Wahrheit versündigt habe; das hat er so gut und besser gewußt als wir, aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, sinnreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Rez. gesteht, daß er gern einen witzigen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen.

Über Goethes Iphigenie auf Tauris.

1789.

Goethes Schriften. Dritter Band. Leipzig bei G. J. Göschen 1787. 8⁰.

Dieser dritte Band der Goetheschen Werke enthält außer dem schon bekannten Trauerspiel „Clavigo" zwei neue Dramen: „Iphigenie auf Tauris", ein Schauspiel in fünf Akten, und ein kleineres Stück: „Die Geschwister". Wir schränken uns hier allein auf das zweite ein, eine ganz neue und merkwürdige Erscheinung in der dramatischen Literatur der Deutschen, die in allem Betracht die genaueste Erörterung verdient.

Als der berühmte Verfasser mit seinem „Götz von Berlichingen" zum erstenmal in der literarischen Welt auftrat, widerfuhr ihm von dem großen Haufen seiner Kritiker, was jedem Schriftsteller, der sich auf eine außerordentliche Art ankün-
5 digt, von dem Haufen gewöhnlich widerfährt. Aus seinem ersten Produkte wies man ihm sein Fach an; man zog daraus den Schluß auf alle folgende, man setzte seinem Genie Regel und Grenze. Seine damals noch mutwilligere Phantasie hatte die Schranken der Regel zu eng gefunden und übertreten; daraus
10 wurde gefolgert, daß dieser Schriftsteller sich Shakespeare zum Muster gewählt und aller Kritik den tödlichsten Haß geschworen habe; und alle die engen Köpfe, die sich nicht anders als nach der Regel interessieren und vergnügen lassen, triumphierten im stillen, daß sie dadurch überhoben würden, gerecht gegen sein
15 Genie zu sein. An dieser Klasse von Lesern hätte der Verfasser schwerlich eine ehrenvollere und schönere Rache nehmen können als durch gegenwärtiges Stück, das zum lebendigsten Beweise dient, wie groß sein schöpferischer Geist auch im größten Zwange der Regel bleibt, ja wie er diesen Zwang
20 selbst zu einer neuen Quelle des Schönen zu verarbeiten versteht. Hier sieht man ihn ebenso und noch weit glücklicher mit den griechischen Tragikern ringen, als er in seinem „Götz von Berlichingen" mit dem britischen Dichter gerungen hat. In griechischer Form, deren er sich ganz zu bemächtigen ge-
25 wußt hat, die er bis zur höchsten Verwechselung erreicht hat, entwickelt er hier die ganze schöpferische Kraft seines Geistes und läßt seine Muster in ihrer eigenen Manier hinter sich zurück.

Man kann dieses Stück nicht lesen, ohne sich von einem
30 gewissen Geiste des Altertums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Man findet hier die imponierende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leiden-
35 schaft — dies allein rückt dieses Produkt aus der gegenwärtigen Epoche hinaus, daß der Dichter gar nicht nötig gehabt hätte, die Illusion noch auf eine andere Art — die fast an Kunstgriffe grenzt — zu suchen, nämlich durch den Geist der Sentenzen,

durch eine Überladung des Dialogs mit Epitheten, durch eine oft mit Fleiß schwerfällig gestellte Wortfolge und dergleichen mehr — die freilich auch an Altertum und oft allzustark an seine Muster erinnern, deren er aber um so eher hätte entübrigt sein können, da sie wirklich nichts zur Vortrefflichkeit des Stückes beitragen und ihm ohne Notwendigkeit den Verdacht zuziehen, als wenn er sich mit den Griechen in ihrer ganzen Manier hätte messen wollen.

Vielleicht dürfte es dem größeren Teile des Publikums, der mit den griechischen Tragikern wenig Bekanntschaft hat, nicht unangenehm sein, wenn wir die deutsche Iphigenie neben die griechische des Euripides stellen und diesen Weg einschlagen, ihm eine richtige Idee von der ersteren zu geben.

Iphigenie eröffnet das griechische Trauerspiel mit einem Selbstgespräch vor dem Tempel Dianens, worin sie uns mit ihrer Geschichte bis auf den gegenwärtigen Augenblick, ihren Aufenthalt im Tempel der taurischen Göttin, kürzlich bekannt macht. Man erfährt von ihr die Gewohnheit dieses barbarischen Volkes, alle Fremdlinge, die an dieser Küste landen, der Diana zu opfern, und daß sie selbst als Priesterin dieses Amt zu übernehmen habe. Sie schließt mit Erzählung eines schreckhaften Traumes, der ihr den Tod ihres Bruders Orest zu verkündigen scheint, im Grunde aber die nachfolgende Entwicklung ihres Schicksals von ferne andeutet. Voll Glauben an diesen Traum geht sie, dem Verstorbenen mit ihren Jungfrauen die letzte Ehre zu erweisen.

Jetzt erscheint Orest mit seinem Freund Pylades auf der Szene. Ein Orakel des delphischen Apolls hat dem flüchtigen, von Furien verfolgten Orest im Tempel der taurischen Diana Rettung und Genesung versprochen, wenn er der Göttin Bild dort entwenden und nach Griechenland bringen würde. Unerkannt langen beide Freunde im Vorhof dieses Tempels an, den sie mit Schauern betrachten und noch die Spuren von Menschenblut darin zu erblicken glauben. Orest entsetzt sich und will fliehen. (Man erfährt nicht, woher er diesen Gebrauch der Menschenopfer erfahren, da er diesen Augenblick erst landet, noch mit niemand gesprochen, auch vorher nichts darum gewußt haben kann, wie sein jetziges Schrecken und

seine vorhabende Flucht beweisen.) Pylades stellt ihm das Schändliche dieser Flucht vor Augen und dringt in ihn, das Orakel zu erfüllen. Sie kommen überein, die Nacht zu erwarten, um mit deren Begünstigung das Bild zu entwenden. 5 Jetzt gehen sie, eine Grotte am Meer aufzusuchen, worin sie sich verbergen können.

Nun erscheint Iphigenie wieder in Gesellschaft des Chors der aus gefangenen Griechinnen besteht. Sie bringt mit ihnen ihrem Bruder das Totenopfer. Sie weint über die Unfälle 10 ihres Hauses, die sie noch einmal wiederholt, und betrauert ihr eigenes Schicksal, an diesem unwirtbaren Ufer fremd und freudlos zu wohnen *ἄγαμος, ἄτεκνος, ἄπολις, ἄφιλος*, ohne Gemahl, ohne Kinder, ohne Vaterland, ohne Freunde.

Ein Schäfer kommt und bringt Nachricht von Ge- 15 fangennehmung zweier Fremden, die man am Ufer entdeckt und, als sie sich zur Wehr gesetzt, durch die Menge überwältigt habe. Er beschreibt einen fürchterlichen Furienanfall, den der eine von ihnen gehabt habe. Iphigenie will wissen, wer diese Fremden seien. Er weiß nichts zu sagen, als daß 20 sie Griechen sein müssen, daß einer den andern Pylades gerufen; den Namen des andern aber habe er nicht gehört. (Wozu dieser kleinliche Kunstgriff? Soll er das Interesse vermehren? Soll er Iphigenien in der Folge eine Frage ersparen? So ist er gewiß nicht zum glücklichsten gewählt, weil 25 er den Zufall in den Plan mischt, den der tragische Dichter sorgfältig vermeiden muß. Hätte der Schäfer den Namen Orest noch aussprechen hören, so war's um den ganzen folgenden Gang der Tragödie geschehen. Leser und Zuschauer fühlen dies und empfinden es widrig, daß es nur an einem dünnen 30 Haar gehangen hat, ob der Rest des Stückes so oder anders würde.) Der Schäfer erzählt, daß der König die Fremden bereits zum Opfer bestimmt habe, und wünscht der Priesterin Glück und noch recht viel solche Opfer, damit sie an Griechenland für die in Aulis erlittene Grausamkeit gerochen werde! Sie schickt 35 ihn hinweg mit dem Befehl, ihr die Gefangenen herzuführen.

Iphigenie wirft sich ihre Unempfindlichkeit vor und gibt ihrem finsteren Traume davon die Schuld. „Unglückliche", sagt sie, „wollen den Glücklichen nicht wohl, weil es ihnen

selbst übel gehet.“ Sie wünscht Helena und Menelaus an diese taurische Küste: „Wie wollte ich sie ein Aulis hier finden lassen!“ Sie erinnert sich der Grausamkeit ihres Vaters, der sie Dianen geschlachtet und nun vielleicht auch den Orest durch ein ähnliches Schicksal hingerafft habe. Sie kann nicht glauben, daß Menschenopfer einem göttlichen Wesen gefallen. „Die barbarischen Bewohner dieser Küste sind es, die die Schuld ihres eigenen Blutdurstes auf die Götter wälzen.“

Der Chor unterredet sich von der Ankunft der Fremden, von dem Weg, den sie wohl genommen haben möchten, und von den Gefahren dieser Reise. Er moralisiert über die Habsucht, welche die Menschen dahin bringe, Meere und barbarische Städte zu durchirren, und beschließt mit dem Wunsche, daß doch einmal ein griechisches Schiff sich hier zeigen möchte, seine Gefangenschaft zu endigen und ihn nach dem lieben Griechenland heimzubringen.

Dritter Aufzug. Die gefangenen Griechen werden vor die Priesterin geführt. Sie läßt ihnen die Hände losbinden. „Sie sind heilig,“ sagt sie, „sie müssen frei sein.“ Jetzt, nachdem sie die Wächter entfernt hat, beginnt eine Unterredung mit den Griechen, die wir darum ganz hierher setzen wollen, um dem Leser das Vergnügen zu verschaffen, sie mit einer ähnlichen des deutschen Dichters, die alsdann folgen wird, zu vergleichen.

„Arme Fremdlinge,“ redet Iphigenie sie an, „welche Mutter, welcher Vater gab euch das Leben? Welche Schwester, habt ihr eine Schwester, wird sich dieses brüderlichen Paares beraubt sehen? — Ach! Wer kennt den Ausgang der Dinge? Dunkel sind die Wege der Götter, und niemand ahnet das nahe Verderben. Unsern Augen verhüllt es das Schicksal — Aber sagt an — von wannen kommt ihr, bedauernswürdige Fremdlinge? Was für eine weite Reise habt ihr in diese Gegend gemacht, und wie lange werdet ihr von euerm Vaterlande ausbleiben? Ihr werdet auf immerdar ausbleiben.

Orest. Wer du auch sein magst, unbekannte Frau — was weinest du und trauerst über Leiden, die uns bedrohen? Die Furcht des Todes mit eiteln Tränen bekämpfen wollen, ist nicht weise. Wer ein Verhängnis, das er nicht abwenden

kann, beweinet, macht aus einem Übel zwei und wird darum nicht weniger sterben. Laß immer dem Schicksal seinen Lauf und höre auf, uns zu betrauern. Was für Opfer man in diesem Lande bringt, wissen wir und haben wir erfahren.

5 Iphigenie. Wer von euch beiden nennt sich Pylades? Dies laßt mich zuerst wissen.

Orest. Dieser hier — was kann es dir aber für Freude machen, dieses zu wissen?

Iphigenie. Aus welcher Gegend Griechenlands ge-10 bürtig?

Orest. Wenn du dies auch erfährst — was frommt dir das, Jungfrau?

Iphigenie. Brüder von einer Mutter?

Orest. Freundschaft, nicht Geburt, macht uns zu 15 Brüdern.

Iphigenie (zu Orest). Aber du — welchen Namen gab dir dein Vater?

Orest. Ich bin unglücklich. Das ist mein Name.

Iphigenie. Das ist's nicht, was ich frage. Halte dich 20 an dein Schicksal.

Orest. Laß mich unerkannt sterben, so wird niemand meines Unglücks spotten.

Iphigenie. Hast du solche Gesinnungen? Denkst du so edel?

25 Orest. Du opferst meinen Leib, nicht meinen Namen.

Iphigenie. Darf ich nicht wenigstens die Stadt wissen, die dir das Leben gab?

Orest. Jetzt empfang' ich den Tod — was kann mir jenes mehr nützen?

30 Iphigenie. Willst du mir diesen Dienst nicht erzeigen?

Orest. Das glorreiche Argos ist mein Geburtsland.

Iphigenie. Fremdling! Um der Götter willen! Ist das wahr? Daher wärst du gebürtig?

Orest. Ja, aus Mykene, die einst so beglückt war.

35 Iphigenie. Verließest du dein Vaterland als ein Flüchtling, oder was für ein Schicksal entriß dich demselben?

Orest. Wider Willen mußt' ich es fliehen, und doch war es mein eigener Vorsatz.

Iphigenie. Wirst du mir gerne beantworten, was ich dich fragen möchte?

Orest. Wenn du dich hüten willst, nach meinem Unglück zu fragen.

Iphigenie. Fremdling, du weißt nicht, wie willkommen du mir bist aus Mykene! 5

Orest. Desto besser für dich! Von mir kann ich dasselbe nicht sagen.

Iphigenie. Du hast doch von Troja gehört, die in jedermanns Munde ist. 10

Orest. Daß ich nie davon gehört hätte! Daß ich sie auch im Traume nie gesehen hätte!

Iphigenie. Sie stehe nicht mehr, sagt man. Sie sei mit Sturm erobert.

Orest. Man hat dir die Wahrheit gesagt. 15

Iphigenie. Helena ist also mit Menelaus zurückgekehrt?

Orest. Sie ist zurückgekehrt — und einem der Meinigen zum Verderben.

Iphigenie. Wo ist sie jetzt? Auch mir war sie einst 20 zum Verderben.

Orest. Zu Sparta wohnt sie bei ihrem ersten Gemahle.

Iphigenie. Allen Griechen ein Abscheu wie mir!

Orest. Auch ich weiß davon zu erzählen.

Iphigenie. Und sind die Griechen zurückgekehrt, wie 25 die Sage verbreitet?

Orest. Wieviel fragst du mit dieser einzigen Frage!

Iphigenie. Ehe du stirbst, gönne mir diese Erzählung.

Orest. Frage, was dir gefällt. Ich will dir antworten.

Iphigenie. Kehrte Kalchas der Priester von Troja 30 zurück?

Orest. Das Gerücht sagte ihn tot in Mykene.

Iphigenie. Heilige Vergelterin! — Und der Sohn des Laertes?

Orest. Sah seine Heimat noch nicht wieder — doch am 35 Leben soll er noch sein.

Iphigenie. Verderben über ihn! Mög' er sie nie wiedersehen!

Orest. Wünsch' ihm nichts Böses! Er hat der Leiden genug.

Iphigenie. Aber jener Sohn der Thetis — lebt Achilles noch?

5 Orest. Er ist nicht mehr — und seine Hochzeit in Aulis war nichts!

Iphigenie. Betrug war sie! Laß die davon sprechen, die es zu ihrem Verderben erfuhren.

Orest. Aber sage mir, wer bist du, die nach den Schick-
10 salen Griechenlands so genau und so wohl unterrichtet sich erkundigt?

Iphigenie. Ich bin selbst eine Griechin — aus Griechenland gerissen in der Blüte meiner Jugend,

Orest. Nun freilich ist deine Neugierde löblich.

15 Iphigenie. Was ward aber aus dem Feldherrn der Griechen, dem Glücklichgepriesenen?

Orest. Vo welchem Feldherrn redest du? Denn wahrlich der, den ich kenne, kann nimmermehr damit gemeint sein.

Iphigenie. Agamemnon nannten sie ihn, den Sohn
20 des Atreus.

Orest. Von diesem weiß ich nichts. Enthalte dich solcher Fragen.

Iphigenie. Um der Götter willen, Fremdling! Antworte mir. Richte meine Seele auf.

25 Orest. Der Unglückliche ist tot, und noch ein anderer folgt ihm ins Verderben.

Iphigenie. Tot! O ich Ärmste! — Tot! — Und wie fiel er?

Orest. Was seufzest du über ihn? Er gehörte dir ja
30 nicht an.

Iphigenie. — — — Sein voriges Glück erpreßte mir diese Träne.

Orest. Ja. Schrecklich war sein Schicksal. Sein Weib brachte ihn ums Leben.

35 Iphigenie. O! Dann ist sie beweinenswürdig wie er!

Orest. Jetzt aber höre auf und forsche nicht weiter.

Iphigenie. Noch diese einzige Frage — Lebt sie noch, die Gattin des Unglückseligen?

Orest. Sie ist nicht mehr. Ihr Sohn, sein Sohn hat sie getötet.

Iphigenie. O des jammervollen Hauses! Getötet? Wissentlich getötet?

Orest. Als der Rächer seines Vaters. 5

Iphigenie. Entsetzlich! — Gerecht und entsetzlich!

Orest. So gerecht es war — die Götter verfolgen ihn.

Iphigenie. Hinterließ Agamemnon sonst noch Kinder?

Orest. Eine einzige Tochter, Elektra. 10

Iphigenie. Wie? Und von jener, die in Aulis geopfert ward, hört man nichts mehr?

Orest. Nichts, als daß sie tot sei und das Licht der Sonne nicht mehr genieße.

Iphigenie. Sie ist zu beweinen, wie ihr Vater, der 15 sie tötete.

Orest. Und um einer Nichtswürdigen willen tötete!

Iphigenie. Aber der Sohn des Ermordeten — lebt der noch in Argos?

Orest. Der Unglückliche lebt. Nirgends und überall. 20

Iphigenie. Er lebt! Hinweg mit euch, betrügerische nichtige Träume!" usf.

Nun verfällt Iphigenie auf den Gedanken, einen dieser Griechen dem Opfertode zu entziehen und durch ihn einen Brief nach Argos zu schicken. Ihre Wahl fällt auf Oresten; 25 sein Freund soll sterben für beide, weil der Staat es einmal so gebiete. Dagegen aber setzt sich Orest, er allein will sterben, sein Freund soll den Brief bestellen und sein Leben davonbringen. Diese Großmut rührt die Priesterin. „Möchte der einzige übriggebliebene Zweig meines Hauses dir gleichen! 30 — Denn wisse, auch mir lebt ein Bruder, nur sein Anblick ist mir versagt. Weil du es denn so willst, so mag der gehen und den Brief bestellen; du aber bleibst und stirbst, denn dich verlangt ja zu sterben." (Man begreift nicht, warum sie nicht beide rettet. Ist es ihr bei einem möglich, warum nicht 35 auch bei dem anderen? Ist es Gewissenhaftigkeit gegen das Gesetz? Sie verabscheut es, und überdies will sie es ja zum Vorteil des Pylades — oder vielmehr zu ihrem eigenen —

übertreten.) Orest erkundigt sich nun, wer das abscheuliche Opfer an ihm vollziehen werde.

„Iphigenie. Ich selbst, als Priesterin der Diana.

Orest. Ein unwürdiges, ein trauriges Amt für eine 5 Jungfrau, wie du bist.

Iphigenie. Die Notwendigkeit legt es mir auf. Der Notwendigkeit muß man gehorchen.

Orest. Du, ein junges Weib, willst Männer mit dem Eisen erwürgen?

10 Iphigenie. Nicht erwürgen. Mein Amt ist, das heilige Wasser über dein Haupthaar zu gießen.

Orest. Wer aber wird der Opferer sein, wenn mir erlaubt ist, es zu wissen?

Iphigenie. Drinnen im Tempel sind welche, die dieses 15 Amt übernehmen werden.

Orest. Und welche Grabstätte wird meinen Leichnam empfangen?

Iphigenie. Das heilige Feuer im Tempel und die dunkle Steinkluft.

20 Orest. Ach! Daß keine schwesterliche Hand es hier schmücken wird.

Iphigenie. Ein eitler Wunsch, armer Fremdling, wer du auch sein magst — denn deine Schwester wohnt ferne von dieser barbarischen Küste. Doch, weil du aus Argos stammest, 25 so will ich selbst, was an mir ist, diesen letzten Dienst dir erzeigen. Ich werde deine Grabstätte schmücken und süßen Honig auf den Holzstoß gießen. An mir sollst du keine Feindin finden" usf.

Und nunmehr geht sie in den Tempel, den Brief zu holen; 30 die Gefangenen übergibt sie den Wächtern, mit dem Befehl, sie wohl zu hüten, aber nicht zu binden.

Der Chor, der ein wichtiges Interesse hat, Iphigenien nicht zu verraten, weil sein eigenes Schicksal an ihres fest gebunden ist, beklagt Oresten und wünscht dem Pylades Glück 35 zu seiner Errettung. Er geht und läßt beide Freunde allein. (Dies Weggehen des Chors ist gegen das Herkommen auf der griechischen Bühne, aber Euripides mußte ihn wegschaffen, um ihn bei der folgenden Szene nicht zum Zeugen zu

haben, wodurch die Erkennungsszene zugrunde gegangen sein würde.)

„Wer ist diese Jungfrau?" fragt Orest seinen Freund ganz verwundert. „Wie ganz Griechin sie war! Wie wohl berichtet und wie genau sie sich nach dem Trojanerkriege er- 5 kundigte, nach der Heimkehr der Griechen, nach Kalchas dem Priester und nach dem Achilles! Wie sie den unglückseligen Agamemnon beklagte, ja seine Gemahlin, seine Kinder selbst nicht vergaß! Gewiß! Diese Fremde ist aus Argos gebürtig; wie hätte sie sonst Briefe dahin zu schicken und mit so nahem 10 Anteil nach den Begebenheiten in Mykene zu fragen!

Pylades. Du nimmst diesen Gedanken aus meiner Seele — doch wem, der nur einige Neugierde nach diesen Dingen hat, sollte das Schicksal so großer Könige unbekannt bleiben? — Aber, Orestes — die Priesterin sagte noch etwas anderes — 15

Orest. Was ist das? Teile mir's mit, so können wir's vielleicht zusammen herausbringen.

Pylades. Wenn du stirbst, Orest, kann ich das Licht nicht mehr schauen. Zusammen schifften wir, und zusammen müssen wir auch sterben. Wie schändlich, wenn ich ohne dich 20 nach Argos, nach Phokis zurückkäme! Du kennst die bösen Zungen der Menschen. Würde es nicht heißen, ich hätte dich als ein Verräter verlassen? Oder dich gar ermordet, um mich als deiner Schwester Gemahl in den Besitz deines Erbes und deiner Herrschaft zu setzen? Nein! Davor graut mir. Dieser 25 Argwohn brächte mir Schande! Miteinander müssen wir erblassen, miteinander erwürgt werden! Meine Asche muß sich mit der deinigen vermischen, denn ich bin dein Freund, und ich fürchte mich vor dem Tadel."

(Diese Stelle ist ein merkwürdiges Beispiel von den Ge- 30 sinnungen auf der griechischen Bühne. Wie sehr vermeidet der Dichter, seinen Pylades eine reine idealische Großmut zeigen zu lassen, wie wenig erlaubt er ihm, sich über die Menschheit zu erheben! Auch gibt Pylades — wie sehr es auch der P. Brumoy zu verstecken sucht — den Gründen seines 35 Freundes nach und verspricht ihm, am Leben zu bleiben, ihm in Argos ein Grabmal zu errichten und der Freund des Toten zu sein, wie des Lebenden.)

Vierter Aufzug. Iphigenie kommt mit dem Briefe aus dem Heiligtum zurück und läßt sich von Pylades erst einen Eid schwören, daß er ihn ja übergeben wolle. „Denn", sagt sie, „der Unglückliche ist sich nicht mehr ähnlich, wenn
5 er von der Furcht zur Sicherheit übergeht; darum besorg' ich, wenn er nur erst wieder den Fuß aus diesem Lande hat, wird er sich wenig um meine Briefe bekümmern." Aber auch von ihr fordert Orest einen Eid, daß sie seinen Freund ja lebendig von dannen bringen wolle. „Sehr billig", sagt sie.
10 „Denn wie könnte er sonst meinen Botschafter machen?" Nun fällt aber dem Pylades ein, daß ihn ein Sturm überfallen und der Brief zugrunde gehen könnte. In diesem Falle bedingt er sich aus, seines Eides quitt und ledig zu sein. „Weißt du, was ich tun will?" sagt Iphigenie. „Niemand kann für
15 Zufälle stehen. Ich will dir mündlich sagen, was in dem Briefe enthalten ist, so kannst du alles selbst an die Freunde bestellen, und wir sind dann sicher. Rettest du den Brief, so wird er schweigend seinen Inhalt melden. Geht er im Meer verloren und du kommst mit dem bloßen Leben davon, so wirst
20 du meine Worte bewahren." Nun weiß man nicht, ob sie den Brief abliest oder seinen Inhalt bloß auswendig meldet. Dem Texte nach scheint das erste zu sein; das zweite aber ist wahrscheinlicher, weil nicht zu vermuten ist, daß sie den Brief wieder erbrochen haben werde. „Die lebendige Iphi-
25 genie," lautet der Brief, „die man in Argos nicht mehr lebendig glaubt, sendet dem Orest diesen Brief" — „Wo ist diese Iphigenie? Ist die Tote wieder erstanden?" unterbricht sie der erstaunte Orest. — „Die du vor Augen siehst, ist's," gibt sie zur Antwort, „aber störe mich jetzt nicht in meiner Rede. —
30 Führe mich hinein nach Argos," fährt sie fort, „eh' ich sterbe — führe mich aus diesem barbarischen Lande, aus dem Tempel der Göttin, der ich Menschenopfer bringen muß. Sonst werd' ich dich und dein ganzes Haus mit meinen Verwünschungen verfolgen. — Orestes — ich wiederhole dir den Namen," sagt
35 sie zu Pylades, „damit du ihn besser behaltest." Der Schluß des Briefes ist die Geschichte ihrer wundervollen Errettung in Aulis.

Pylades überreicht den Brief sogleich dem Orest. „Ich

brauche wenig Zeit," sagt er, „um mich meines Eides zu entledigen. Hier, Orest, übergeb' ich dir den Brief deiner Schwester." Dieser fällt Iphigenien um den Hals. „O meine Schwester, meine teuerste Schwester, die jetzt so bestürzt da steht! Meine Arme umschlingen dich, und doch kann ich es 5 noch nicht glauben." Der Chor mischt sich nun ein und bedeutet Oresten, daß er die Hand nicht legen soll an den Schleier der Priesterin. Noch steht Iphigenie sprachlos und entzieht sich seiner Umarmung. „Du mein Bruder?" ruft sie endlich aus. „Wirst du nicht aufhören, solche Reden zu führen? 10 Mein Bruder ist zu Nauplia in Argos.

Orest. Unglückliche! Nein! Da ist er nicht.

Iphigenie. Du der Sohn Klytämnestrens?

Orest. Ja, und Pelops' Enkel.

Iphigenie. Was sagst du? Kannst du mir das be- 15 weisen?

Orest. Das kann ich. Höre mich an. Ich will dir vom väterlichen Hause erzählen.

Iphigenie. Das mußt du, und ich muß hören.

Orest. Zuerst also höre. Die Zwietracht ist dir bekannt 20 zwischen Thyest und Atreus?

Iphigenie. Wegen des goldenen Vlieses? Ja. Davon hört' ich erzählen.

Orest. Und diese Geschichte stickteſt du in ein kostbares Gewebe? Erinnerst du dich dessen? 25

Iphigenie. Liebster! — Ja — ich fange an, dir zu glauben.

Orest. In diesem Gewebe zeigtest du noch die untergehende Sonne.

Iphigenie. Ja. Die webt' ich darein mit zarten Fäden. 30

Orest. Und die Mutter besprengte dich in Aulis mit heiligem Wasser.

Iphigenie. Ach! Ich weiß es. Das war jene traurige Hochzeit.

Orest. Wozu schicktest du der Mutter die abgeschnittene 35 Locke?

Iphigenie. Daß man sie mit mir begrübe!

Orest. Nun will ich dir auch Zeichen nennen, die ich

selbst gesehen habe. Du kennst die alte Lanze des Pelops, womit er den Önomaus tötete und sich Hippodamien von Pisa erwarb. Ich sah sie in deinem Gemache.

Iphigenie. Genug. O mein Geliebtester — mein
5 Teuerster — mein Orest! Du bist's. Ich habe dich, den Fernen! Den mein Vaterland, mein Argos gebar, den Geliebtesten!

Orest. Und ich die Totgeglaubte! Und Tränen, Tränen süßer Wehmut fließen aus deinen Augen, wie aus den
10 meinigen.

Iphigenie. Sieh doch! Das lag noch als Kind in den Armen der Wärterin, als ich mein Haus verließ! — O Wonne, die keine Worte aussprechen! Was sag' ich? Es geht über alle Wunder, über alles, was sich denken läßt.

15 Orest. Wir sind wieder vereinigt. Vereinigt wollen wir glücklich sein.

Iphigenie (zum Chor). Eine unverhoffte Wonne ist mir geworden, meine Gespielinnen! Aber mir ist bange, daß sie mir nicht unter den Händen in die Lüfte entschlüpfe" usf.

20 Nun fährt sie fort, sich nach der Geschichte ihres Hauses zu erkundigen, nach der Ermordung und nach dem Verbrechen ihrer Mutter.

„Laß uns davon schweigen", antwortet ihr Orest. „Dir steht es nicht an, solches zu hören." Er erzählt seinen ver-
25 lassenen fürchterlichen Zustand nach vollbrachtem Mord und das Gericht, das unter dem Vorsitz Apolls und Minervens zu Athen von den Furien über ihn gehalten worden. Apoll ist sein Verteidiger, und Minerva sammelt die Stimmen, die durch ihre Vermittlung zu seinem Vorteile ausfallen. Er wird
30 losgesprochen, aber die anderen Furien, mit diesem Spruch nicht zufrieden, werfen sich auf ihn und jagen ihn flüchtig von einem Orte zum andern. In dieser Angst eilt er nach Delphi und fordert Hilfe von Apollo, der ihm auflegt, nach Tauris zu gehen und das vom Himmel gefallene goldene Bild dort
35 zu entwenden, wozu ihm Iphigenie jetzt verhelfen soll. Aber hier liegt die Schwierigkeit. Wie kann diese Flucht und dieser Diebstahl dem Beherrscher von Tauris verborgen bleiben? Wird Iphigenie es nicht mit ihrem Leben bezahlen müssen?

Sie ist großmütig genug, das letzte in Gefahr zu setzen, wenn Orest nur gerettet wird; dieser aber will lieber in Tauris sterben, als seine Schwester verlassen. Er bringt in Vorschlag, den Thoas zu ermorden, was sie aber aus Furcht und Achtung für die gastfreundlichen Gesetze verwirft. Er will 5 sich irgendwo verbergen und die Nacht abwarten; „denn die Nacht", sagt er, „ist für Räuber, das Licht für die Wahrheit." Auch dies findet Schwierigkeiten. — Nun fällt ihr ein, daß sich die Raserei des Orest selbst zu ihrer gemeinschaftlichen Rettung vielleicht benutzen ließe. 10

„Das Weib", ruft Orest aus, „ist doch gar sinnreich und erfahren in allerlei Listen.

Iphigenie. Ich will deine Mordtat bekannt machen.

Orest. Benutze meine Verbrechen, wozu du sie gut findest.

Iphigenie. Solche Opfer, werde ich sagen, verschmähe 15 die Göttin.

Orest. Und wozu soll dir dieser Vorwand dienen? Ich ahne etwas.

Iphigenie. Du seist unrein, du bedürfest der Reinigung, werde ich sagen. 20

Orest. Wie kann uns dies dazu helfen, das Bild der Göttin zu entwenden?

Iphigenie. Ich werde dich in Meerwasser baden.

Orest. Aber das Bild, warum es uns zu tun ist, bleibt drinnen im Tempel! 25

Iphigenie. Du habest es berührt, werde ich vorgeben. Auch das Bild müsse gereinigt werden.

Orest. Und wo soll dies geschehen? In welcher Meeresgegend?

Iphigenie. Eben dort, wo dein Schiff vor Anker liegt. 30

Orest. Wird man dieses Amt aber keinem Dritten übergeben?

Iphigenie. Ich allein übernehm' es. Ich allein habe das Recht, das Bild der Göttin zu berühren.

Orest. Was geben wir aber diesem (auf Pylades zeigend) 35 dabei zu tun?

Iphigenie. Er sei mit demselben Verbrechen befleckt, werde ich vorgeben.

Orest. Kannst du alles dieses heimlich vollbringen, oder muß der König davon wissen?

Iphigenie. Ich muß ihn durch Überredung dazu zu bringen suchen. Ihn kann ich nicht täuschen.

5 Orest. Und dann retten wir uns durch geschwindes Rudern.

Iphigenie. Das ist alsdann deine Sache" usf.

Nun beschwört sie noch den Chor, sie nicht zu verraten. Wenn sie erst in Griechenland sei, wolle sie auch für ihre 10 hier zurückgelassenen Gespielinnen sorgen. Der Chor sagt es ihr zu und beschließt diesen Akt mit einer wehmütig-schönen Erinnerung an sein Vaterland und seine verlorene Freiheit. Er preist Iphigenien selig, die nun mit schwellenden Segeln davoneilen und ihre Gespielinnen an diesem barbarischen Ufer 15 weinend zurücklassen werde!

Fünfter Aufzug. Thoas kommt in den Tempel, gerade in dem Augenblick, da Iphigenie, der Göttin Bild in den Armen tragend, herauskommt. Hier kommt es nun zu einer Unterredung, worin Iphigenie allen Doppelsinn und alle 20 Künste aufbietet, um den Thoas zu betrügen, der sich denn auch wirklich in frommer Einfalt und vollem Glauben an ihre Redlichkeit dadurch hintergehen läßt. Sie befiehlt ihm, unterdessen die Gefangenen im Meere gebadet würden, sich im Tempel aufzuhalten, um ihn zu reinigen; auch nicht unruhig 25 zu werden, wenn sie etwas lange ausbleiben sollte. Wenn man die Griechen herausführe, solle er sein Gesicht mit dem Mantel verhüllen, um sich durch den Anblick dieser Verbrecher nicht zu besudeln. Seinem Volke muß er gleichfalls Befehl geben, sich weit von dieser unreinen Gegend zu entfernen, und 30 um ihn recht sicher zu machen, bittet sie ihn selbst darum, die Gefangenen binden zu lassen, damit ihnen die Lust nicht ankäme, sich in Freiheit zu setzen; „denn", sagt sie, „bei den Griechen ist weder Treu noch Glauben zu finden." Während daß die Griechen ihren Anschlag am Ufer ausführen, bleibt 35 der Chor auf der Bühne und richtet eine Hymne an Apoll und Minerven. Bald darauf erscheint ein eilender Bote, der den Thoas herausruft und ihm die Flucht der Griechen verkündigt. Der erzürnte König will schon sein ganzes Volk

aufbieten, den Fliehenden nachzusetzen, die er vom Fels herab-
stürzen oder pfählen lassen will, sobald sie wieder in seiner
Gewalt sind, als — Minerva dazwischen tritt und ihm Ein-
halt tut; „Orest", sagt sie, „ist nicht ohne Zutun der Götter
an dies Ufer gekommen." Sie wendet sich darauf an Orest 5
selbst, „denn", sagt sie, „so weit er auch entfernt ist, die Stimme
einer Göttin hört er doch." — (Man muß gestehen, daß dies
Mittel, die Einheit des Ortes zu retten und etwas sagen zu
lassen, was mit keiner physischen Möglichkeit gesagt werden
kann, possierlich genug ist. Es ist etwas Bequemes um die 10
Götter, und die alten Tragiker hatten hierin große Vorteile
vor den Neuern voraus. — Wie kann man darum von den
letzteren verlangen, sich eben dem strengen Gesetz der Ort-
einheit zu unterwerfen, da sie dieses Gesetz nicht so geschickt
wie ihre Vorgänger umgehen können?) Sie gibt ihm und 15
Iphigenien Befehle, wie sie sich den Göttern bei ihrer Nach-
hausekunft dankbar erzeigen sollen, und legt ihnen noch einige
Einrichtungen auf, die den Stolz der Athenienser schmeicheln
konnten, denen hier überhaupt etwas Angenehmes gesagt werden
sollte. Thoas fügt sich dem Willen der Göttin — „denn 20
welcher Sterbliche", sagt er, „wird gegen die Götter an-
kämpfen?"

Das deutsche Schauspiel wird, wie das griechische, mit
einem Selbstgespräch Iphigeniens eröffnet, das im ganzen
denselben Inhalt hat — stillen Widerwillen gegen ihr priester- 25
liches Amt und Sehnsucht nach ihrem Vaterlande.

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten, 30
und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
das Land der Griechen mit der Seele suchend" usf.

Arkas, ein redlicher Diener des Thoas, tritt auf, ihr die
siegreiche Heimkehr des Königs von einem Feldzuge zu ver-
kündigen; zugleich kommt er auf einen alten Wunsch seines 35
Herrn zu reden, sie als Gattin zu besitzen, dem sie immer
ausgewichen ist und abermals ausweicht. Der König erscheint
gleich darauf selbst und erneuert seinen Antrag. Er hat einen

einzigen Sohn verloren; die Öde seiner Wohnung und ein kinderloses Alter wecken den alten Wunsch lebhafter in ihm auf. Die Priesterin hüllt sich, wie bisher, in ein geheimnisvolles Wesen, worüber ihr Thoas sanfte Vorwürfe macht. Sie
5 entschuldigt diese Zurückhaltung mit der Furcht, durch Bekanntmachung ihres Geschlechtes den bisher genossenen Schutz zu verlieren und ein Gegenstand seines Abscheus zu werden. Er kann sich nicht überreden, daß er an ihr ein schuldvolles Haupt beschütze; seitdem sie in Tauris wohne und des Gastrechts da
10 genieße, sei er sichtbar gesegnet worden. Er verspricht ihr, wenn sie Rückkehr hoffen könne, ihr kein Hindernis in den Weg zu legen, sie in Frieden ziehen zu lassen.

Nun entdeckt sie ihm ihren Ursprung und gibt ihm die Geschichte ihrer Ahnherrn bis auf Thyest und Atreus, wo sie
15 abbricht. Er ermahnt sie, fortzufahren.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält und, still sich freuend,
ans Ende dieser schönen Reihe sich
20 geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
erst eine Reihe Böser oder Guter
bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
25 gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
ihn aus dem Reiche."

30 (Diese vier Jamben klingen ganz unerträglich monotonisch, weil alle vier ihre Kadenz nach der fünften Silbe haben und aus drei Perioden bestehen, die gleichviel Silben haben. Dazu kommt, daß die vier Anfänge „Lange, Bald, Rächend, Tückisch" auch zu eintönig lauten. Schon das Auge stößt sich daran
35 und noch weit mehr das Ohr.)

„Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Taten sinnend, lange
den Bruder einen Sohn entwandt und heimlich

ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wut und Rache
und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König 5
straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
er töte seines Bruders Sohn. Zu spät
erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen
gemartert stirbt; und die Begier der Rache
aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still 10
auf unerhörte Tat. Er scheint gelassen,
gleichgültig und versöhnt und lockt den Bruder
mit seinen beiden Söhnen in das Reich
zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie
und setzt die ekle schaudervolle Speise 15
dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
gesättigt, eine Wehmut ihn ergreift,
er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
der Knaben an des Saales Türe schon 20
zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.
Du wendest schaudernd dein Gesicht, o König:
so wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise. 25
Dies sind die Ahnherrn deiner Priesterin;
und viel unseliges Geschick der Männer,
viel Taten des verworrnen Sinnes deckt
die Nacht mit schweren Fittichen und läßt
uns nur in grauenvolle Dämmrung sehn. 30

Thoas.

Verbirg sie schweigend auch."

Wie sie geendigt hat, wiederholt der König seinen Antrag, aber ebenso fruchtlos. Ihr hartnäckiges Weigern bringt ihn auf; um sich nicht gegen sie zu vergessen, bricht er lieber ab, 35 erklärt aber, daß er von jetzt an die Menschenopfer wieder ihren Gang wolle gehen lassen, die er, durch ihre Reden bezaubert,

bis jetzt unterlassen habe. Eben seien zwei Fremde eingebracht, mit denen die Göttin ihr erstes, lang' entbehrtes Opfer wieder empfangen solle. Ein schöner Monolog Iphigeniens schließt diesen Akt.

5 Orest und Pylades — sie sind die eingebrachten Fremden — eröffnen den zweiten Aufzug. Orest hofft nichts mehr und sieht dem Tod als seinem einzigen Retter mit Verlangen entgegen: nur das gleiche Los seines Freundes macht ihm Kummer. Pylades kann noch nicht von besseren Aussichten scheiden und 10 glaubt auch jetzt noch fest an die Aufrichtigkeit des delphischen Gottes. Er bemüht sich, auch in der Seele seines Freundes Hoffnung und Mut lebendig zu erhalten und seinen Blick auf heitere Szenen zu ziehen. Sie verlieren sich in den Szenen ihrer Kindheit.

15 Pylades gründet seine Hoffnung auf die Nachricht, daß ein fremdes göttergleiches Weib das blutige Gesetz gefesselt halte. „Ein Mann", sagt er, „auch der beste, gewöhnt seinen Geist an Grausamkeit und wird hart aus Gewohnheit; allein ein Weib bleibt stät auf einem Sinne, den sie gefaßt — du 20 rechnest sicherer auf sie im Guten als im Bösen." Sie sehen sie eben kommen, und Pylades entfernt Oresten, um sich vorläufig allein mit ihr zu unterreden.

Iphigenie nimmt ihm die Ketten ab und befragt ihn um seine Person und Heimat. Pylades erkennt sie mit froher 25 Bestürzung als eine Griechin:

„O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
seh' ich Gefangener neu willkommen wieder
30 vor meinen Augen. Laß dir diese Freude
versichern, daß auch ich ein Grieche bin!"

Er erzählt ihr eine erdichtete Geschichte, in die er das Wahre von den Schicksalen seines Freundes hüllt. Es geschieht darin der Stadt Troja Erwähnung, und mit Ungeduld 35 dringt Iphigenie in ihn, ihr die Geschichte vom Erfolg dieses Krieges zu geben.

„So groß dein Unglück ist, beschwör' ich dich,
vergiß es, bis du mir genug getan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unsrer Besten heißen 5
uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.

Iphigenie.

So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades. 10

Auch Palamedes, Ajax Telamons,
sie sahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
mit den Erschlagnen. Ja! Er lebt mir noch! 15
Ich werd' ihn sehn. O hoffe, liebes Herz!"

Sie erfährt hier zum erstenmal Agamemnons Ermordung durch seine Gemahlin und ihren Buhlen und, was ihr wie ein Pfeil durch die Seele fliegt, auch die entfernte Ursache davon.

Iphigenie. 20

„So trieb zur Schandtat eine böse Lust?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König sie? 25

Pylades.

Mit schwerer Tat, die, wenn Entschuldigung
des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt 30
mit ungestümen Winden widersetzte,
die älteste Tochter, Iphigenien,
vor den Altar Dianens, und sie fiel,

ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
so tief ins Herz geprägt, daß sie dem Werben
Aegisthens sich ergab und den Gemahl
5 mit Netzen des Verderbens selbst umschlang.

Iphigenie (schnell abgehend und sich verhüllend).
Es ist genug. Du wirst mich wiedersehn."

Dritter Aufzug. Iphigenie und Orest, beide einander noch unbekannt. Sie läßt sich die Erzählung seines Freundes
10 von ihm bestätigen und bittet ihn fortzufahren. Aber man muß dieses mit den eigenen Worten des Dichters hören; ihres Vaters Ermordung hat sie erfahren.

„Enthülle,
was von der Rede deines Bruders schnell
15 die Finsternis des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
— — wie ist Orest dem Tage
des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
20 Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest.
Sie leben.

Iphigenie.
Goldne Sonne, leihe mir
25 die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm."

Orest will ihre aufwallende Freude niederschlagen, weil noch schreckliche Nachrichten zurück seien. Sie scheint für alles andere gleichgültig. Er erzählt ihr nunmehr Klytämnestrens Er-
30 mordung — wieder ein meisterhaftes Gemälde! Iphigenie fährt fort, zu fragen, und will nun auch Orests Schicksal wissen. Er macht ihr eine fürchterliche Beschreibung von dem Zustand dieses Unglücklichen nach vollbrachtem Morde und von den Verfolgungen der Furien. Dies erinnert sie an die
35 erdichtete Erzählung, die ihr Pylades im vorigen Akte von dem Zustand seines Gefährten gemacht hat. „Unseliger," sagt

sie zu ihm, „du bist in gleichem Falle. Dich drückt ein Brudermord wie jenen.

Orest.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
mit einem falschen Wort betrogen werdest. 5
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
zur Falle vor die Füße: zwischen uns
sei Wahrheit!
Ich bin Orest.“ 10

Er bittet sie, sich seines Freundes anzunehmen, mit diesem zu entfliehen, weil auch sie ungern hier zu verweilen scheine. Er wolle den Tod hier erwarten, sie beide sollen gehen und im schönen Griechenlande ein neues Leben anfangen. Er geht ab in dieser Aufwallung von Verzweiflung. 15

Iphigenie gießt ihre Freude in einem Dank an die Götter aus. Eine äußerst glückliche Stelle:

„Wie man den König an dem Übermaß
der Gaben kennt — denn ihm muß wenig scheinen,
was Tausenden schon Reichtum ist — so kennt 20
man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle 25
die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
euch kindisch bittet; aber eure Hand
bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte,
und wehe dem, der, ungeduldig sie 30
ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
genießt.“ usf.

(Es geschieht nicht allein ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, daß ich diese Stelle hier anführe! Der Platz und die Situation, wo sie angebracht ist, scheinen eine so wort- und 35 allegorienreiche Freude nicht wohl zu gestatten. Iphigenie hat eben auf die überraschendste Weise ihren Bruder kennen lernen

— kann ihr Blut unmittelbar auf diese — ihr die allerwichtigste — Entdeckung ruhig genug sein, um ihre Empfindung in so zusammenhängenden Bildern und so schön periodierten Reden auszumalen? Fast während der ganzen Rede,
5 woraus wir nur den größeren Teil hier angeführt haben, wird ihres eigenen Zustandes so gut als gar nicht erwähnt, sie ist eine philosophische Betrachterin der göttlichen Weisheit in Rücksicht auf die Erfüllung menschlicher Wünsche — sollte sie auch nicht einmal durch das, ihr sich aufdrängende, vor-
10 waltende Gefühl ihres eigenen Zustandes in dieser ruhigen Betrachtung gestört werden?)

Orest kommt zurück. Die ihm abgedrungene Erzählung seines Schicksals hat alle Furien wieder bei ihm aufgeweckt und macht ihn jetzt ganz und gar unfähig, sich einer freudigen
15 Empfindung hinzugeben — und doch sieht man Iphigenien auf der anderen Seite, von ihrem seligen Geheimnis gleichsam belastet, von ihrer zurückgepreßten Freude gequält, dem Augenblicke mit Ungeduld entgegenharren, wo sie sich ihm als Schwester entdecken kann. Wie schön ist diese Situation her-
20 bei geführt und wie tragisch-rührend behandelt! Aber man muß den Dichter selbst hören. Die Entdeckung ist geschehen, aber Orest will nicht hören.

Iphigenie.

„O daß ich nur
25 ein ruhig Wort vor dir vernehmen könnte!
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
durch meine Seele. Von dem fremden Manne
entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

30 Orest.

Ist hier Lyäens Tempel? Und ergreift
unbändig-heil'ge Wut die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich! O sieh mich an, wie mir
35 nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet
der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt

noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
mit meinen Armen, die den leeren Winden
nur ausgebreitet waren, dich zu fassen.
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd 5
von Fels zu Fels ins goldne Tal hinab,
wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
und wie ein selig Meer mich rings umfängt,
Orest! Orest! Mein Bruder!" usf.

Aber die Verfinsterung des letzteren geht so weit, daß er 10
die reinste Freude der Schwester verkennt und sie einer strafbaren Flamme zuschreibt, bis ihn endlich Iphigeniens Reden ganz überweisen. Anstatt aber sich nun der Freude zu öffnen, ergreift er diese glückliche Begebenheit selbst von ihrer schrecklichen Seite. 15

„So mag die Sonne denn
die letzten Greuel unseres Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? Damit auch sie
mit uns zugrunde gehe" usf.

„Tritt auf, unwill'ger Geist! 20
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
die liebevolle Schwester wird zur Tat 25
gezwungen!"

Von diesem heftigen Ausbruch der Wut erschöpft, sinkt er in einen Zustand der Ermattung. Iphigenie, gepreßt zwischen Schmerz und Freude, eilt hinweg, um in dieser drangvollen Lage bei Pylades Trost zu suchen. 30

Ein Selbstgespräch folgt, das einzige in seiner Art auf der tragischen Bühne. Es ist der letzte Wahnsinn Orests, mit welchem auch seine Furien von ihm Abschied nehmen. Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphieren. Hier 35
hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Kultur und den milderen Geist unserer Zeiten unter-

stützt, die feinste edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, daß mit dem entschiedensten Kunstsiege auch den weit schöneren Sieg der Gesinnungen verbindet
5 und den Leser mit der höheren Art von Wollust durchströmt, an der der ganze Mensch teilnimmt, deren sanfter wohltätiger Nachklang ihn lange noch im Leben begleitet. Die wilden Dissonanzen der Leidenschaft, die uns bis jetzt im Charakter und in der Situation des Orest zuweilen widrig ergriffen
10 haben, lösen sich hier mit einer unaussprechlichen Anmut und Delikatesse in die süßeste Harmonie auf, und der Leser glaubt mit Oresten aus der kühlenden Lethe zu trinken. Es ist ein Elysiumsstück im eigentlichen wie im uneigentlichen Verstande.

„Noch einen! Reiche mir aus Lethes Fluten
15 den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
hinweggespült; bald fließet still mein Geist,
der Quelle des Vergessens hingegeben,
zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
20 Welch ein Gelispel hör' ich in den Zweigen,
welch ein Geräusch aus jener Dämmrung säuseln?
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn!
Wer ist die Schar, die herrlich miteinander
wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut?
25 Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen
die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's,
die Ahnherrn meines Hauses! — Mit Thyesten
geht Atreus in vertraulichen Gesprächen,
30 die Knaben schlüpfen scherzend um sie her.
Ist keine Feindschaft hier mehr unter euch?
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
in euern feierlichen Zug mich mischen.
35 Willkommen, Väter! Euch grüßt Orest,
von euerm Stamm der letzte Mann;
was ihr gesät, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen stieg er herab.

Doch leichter träget sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis! —
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich, Thyesten;
wir sind hier alle der Feindschaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal 5
im Leben sah! — Bist du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytämnestra die Hand dir reichen,
so darf Orest auch zu ihr treten
und darf ihr sagen: Sieh deinen Sohn! — 10
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
Auf Erden war in unserm Hause
der Gruß des Mordes gewisse Losung,
und das Geschlecht des alten Tantalus
hat seine Freuden jenseits der Nacht" usf. 15

(Iphigenie und Pylades treten auf. Er gesellt dieses Bild noch zu seinem Traume.)

„Seid ihr auch schon herabgekommen?
Wohl, Schwester, dir! Noch fehlt Elektra.
Ein güt'ger Gott send' uns die eine 20
mit sanften Pfeilen auch schnell herab" usf.

Was für ein glücklicher Gedanke, den einzig möglichen Platz, den Wahnsinn, zu benutzen, um die schönere Humanität unserer neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben und so das Maximum der Kunst zu erreichen, ohne seinem 25 Gegenstand die geringste Gewalt anzutun! — Vor und nach dieser Szene sehen wir den edlen Griechen; nur in dieser einzigen Szene erlaubt sich der Dichter, und mit allem Rechte, eine höhere Menschheit uns gleichsam zu avancieren!

Sobald Orest zu sich selbst gebracht ist, umarmt er Iphi- 30 genien und genießt jetzt die erste reine natürliche Freude. Seine Raserei hat ihn verlassen. Die Schilderung, die er uns davon macht, ist des Vorhergehenden ganz würdig:

„Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt 35
und gnädig-ernst den lang erflehten Regen
mit Donnerstimmen und mit Windes-Brausen

in wilden Strömen auf die Erde schüttet,
doch bald der Menschen grausendes Erwarten
in Segen auflöst und das bange Staunen
in Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
5 wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
die neue Sonne tausendfach sich spiegelt" usf.
„Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
zum Tartarus und schlagen hinter sich
10 die ehrnen Tore fernabdonnernd zu."

Nun gehen sie ab, um die Anstalten zu ihrer Flucht zu machen.

Der vierte Aufzug wird durch Iphigenien eröffnet, die uns von dem Anschlag unterrichtet, welchen Pylades zu ihrer Flucht und Rettung ersonnen hat. Ihr hat man auch eine 15 Rolle dabei aufgetragen, die ihr aber sehr schwer wird:

„Sie haben kluges Wort mir in den Mund
gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
antworte, wenn er sendet und das Opfer
mir dringender gebietet. Ach! Ich sehe wohl,
20 ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt, zu hinterhalten,
noch jemand etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
25 die Brust, sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
gewendet und versagend, sich zurück
und trifft den Schützen."

30 Indes kommt Arkas als des Königs Bote; sie sieht mit schlagendem Herzen den Mann, dem sie eine Unwahrheit sagen soll. Die Ausflucht selbst ist die nämliche wie beim Euripides; das Bild der Göttin nämlich sei durch Orests Raserei verunreinigt und müsse im Meere gewaschen werden. Arkas 35 aber erhält von ihr, daß er den König erst von diesem Hindernis unterrichten dürfe. Er legt ihr das Anliegen seines Herrn noch einmal ans Herz; bei ihr stehe es, die Fremden vom

Tode zu erretten. Aber sie bleibt standhaft, so sehr ihr Herz auch durch die Vorstellungen des redlichen Mannes erschüttert wird.

Wie er fort ist, regen sich neue Zweifel in ihrem Herzen, welche Pylades durch die Stärke seiner Beredsamkeit und seiner Gründe mit Mühe noch zerstreut. Sie ist in die schreckliche 5 Alternative gesetzt, entweder ihren Bruder und Freund aufzuopfern oder ihren Wohltäter zu betrügen:

„O (ruft sie endlich aus) trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt, 10
vor jeder andern Stimme sich verschließt!"

Nachdem Pylades fort ist, fällt ihr diese schmerzhafte Situation noch mehr auf die Seele, so daß sie der Bitterkeit nahe ist:

„O daß in meinem Busen nicht zuletzt 15
ein Widerwillen keime! Der Titanen,
der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
mit Geierklauen fasse! Rettet mich
und rettet euer Bild in meiner Seele!" 20

Fünfter Aufzug. Thoas kommt mit Arkas zum Tempel, und weil ihm diese Ausflucht der Priesterin, mit einigen Gerüchten verbunden, verdächtig vorkommt, so schickt er diesen ab, das ganze Ufer scharf zu durchsuchen, ob man nicht das Schiff der beiden Fremden irgendwo versteckt fände. 25

Iphigenie tritt nun heraus und versucht noch alle Gründe der Menschlichkeit, den König zu einem Widerruf seines grausamen Befehls zu bewegen, aber vergeblich. Von ferne läßt sie den Wink fallen, daß ein Mißbrauch der Gewalt zur List einlade. Das lebhafte Weigern Iphigeniens macht Thoas, 30 der überhaupt schon argwohnt, noch mehr aufmerksam, und da er sie merken läßt, daß er Mißtrauen in sie habe, so wird ihre Standhaftigkeit überwältigt, die sie dem Pylades versprochen hat. Nach einem sehr schönen Eingang — den man aber doch etwas zu weit ausgeholt und auch etwas zu weit 35 gedehnt finden dürfte — entdeckt sie ihm treuherzig selbst, daß ein Betrug gegen ihn geschmiedet werde und was für einer,

daß einer dieser beiden Fremden Orest sei, daß beide gekommen seien, daß Bild der Göttin zu entwenden, und kurz das Ganze des Anschlags und seine Gründe. „Und nun", schließt sie, „verdirb uns, wenn du darfst.

5 Thoas.

Du glaubst, es höre
der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
der Grieche, nicht vernahm?"

10 Doch hat diese edelmütige Handlung Iphigeniens das Herz des edeln Szythen gerührt und seinen Zorn schon beinahe entwaffnet, als Orest mit entblößtem Schwert hereintritt, Iphigenien zur Flucht wegzureißen, weil Arkas ihnen indes auf die Spur gekommen ist. Der König, der nicht gleich von
15 ihm bemerkt wird, zieht gleichfalls das Schwert. Iphigenie vermittelt eine friedliche Unterredung, zu der sich auch noch Pylades gesellt, und deren Ausgang ist, daß Thoas, durch die Wahrheit ihrer Gründe und seine eigene Gerechtigkeit bezwungen, endlich nachgibt und beide mit Iphigenien ziehen
20 läßt. Das Bild der Göttin, daß Orest zu entwenden gekommen ist, hätte noch alles verderben können, wenn der Dichter nicht durch eine ebenso einfache als scharfsinnige Wendung sich aus der Sache gezogen hätte. Der Beschluß krönt das ganze Stück und läßt einen tiefen Nachhall in der Seele zurück.

25 Iphigenie.

„Ohne Segen,
in Widerwillen scheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
von dir zu uns; so sind wir nicht auf ewig
30 getrennt und abgeschieden. Wert und teuer,
wie mir mein Vater war, so bist du's mir,
und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
35 den ich an euch gewohnt zu hören bin,
und seh' ich an dem Ärmsten eure Tracht!

empfangen will ich ihn wie einen Gott,
ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden
und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O geben dir die Götter deiner Taten 5
und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib
ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
und Tränen fließen lindernder vom Auge 10
des Scheidenden. Leb' wohl! Und reiche mir
zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!"

(Die Fortsetzung künftig.) 15

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen.

1789.

Nachricht.

Zu diesem ersten Bande der Geschichte merkwürdiger Verschwörungen war noch eine vierte Verschwörung, die des Fiesko 20 gegen Genua, bestimmt, welche aber, wegen Mangel des Raums, zum zweiten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Werke ausgesetzt bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus S. Real übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegen- 25 standes zuviel verloren haben würde. S.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires.

1790.

1. Vorbericht.

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für 30 Frankreich, welche unter dem Titel „Collection universelle des

Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France" schon seit mehreren Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen
5 zu erweitern und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet und, wo die Memoireschriftsteller ihn verlassen, die leere Strecken
10 durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Teile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählt er auch die Epoche
15 der Kreuzzüge zu Anfang des Werkes, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zusammenhange wenigstens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter
20 dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet und das zahllose Heer von Romanen und romanisierten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber einem Werke, welches zwischen beiden gleichsam
25 in der Mitte steht und die gefälligen Eigenschaften der einen mit den gründlichen Vorteilen der andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die
30 also der historischen Lektüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln; aber auch den letzteren dürfte dieses Unternehmen willkommen sein, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Klasse historischer Denkmäler, die nicht überall
35 und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern und in einer treuen Verdeutschung und chronologischen Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon

bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Wert ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch 5 immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich — in mancher Geschichtsperiode — beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenosse wenigstens — ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Haupt- 10 begebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene 15 von Wahrheit, einen Ton von Überzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im großen malt und entfernte Zeiträume aneinander kettet, seinem Werke mitteilen kann. Über die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie 20 aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Kolorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie 25 ihn durch sein Privatleben begleiten und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Aktenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden 30 und öfter noch die betrognen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein großer Teil dieser Schriften entweder noch gar nicht oder nicht sorgfältig genug übersetzt ist und ihr ungleiches Alter sowohl als ihre Menge es schwer machen dürfte, sie immer vollständig zusammenzubringen, so würde schon darum 35 eine allgemeine Sammlung und neue Übersetzung derselben nicht überflüssig sein, aber eine Hauptabsicht bei gegenwärtigem Unternehmen ist, den Nutzen derselben zu erhöhen. Die Auf-

sätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen ist, vorausgeschickt werden, sollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhalts, sondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leser von dem
5 oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweisen, dem diese Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer isolierten, wenn auch noch so anziehenden, noch so wichtigen Geschichtserzählung schöpfte, würde immer sehr geringe sein, wenn er das einzelne nicht auf das Allgemeine
10 zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werkes schien es nötig zu sein, eine allgemeine Übersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich
15 vorauszuschicken, weil ein großer Teil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Diese erste Abhandlung ist also nicht bloß als die Einleitung
20 zu der Alexias, sondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanteren Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzessin Anna sein dürfte, aber dies erlaubte
25 sein Plan nicht; der übrige große Wert dieses Denkmals muß seinen Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größeren Fehler des *Geistes*, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leser durchbringen helfen.

30 Ich habe das französische Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. *Denkwürdigkeiten* (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beinahe noch lieber möchte man sie — weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden — *Erinne-*
35 *rungen*, *Erinnerungsblätter* nennen.

Um die Grenzen des Werks zu bestimmen, wird es nötig sein, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Me-

moires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen alle historischen Schriften begriffen zu sein, welche

I. Nur eine Begebenheit oder nur eine Person zum Gegenstande haben. Dies schließt jede Chronik aus und jede vollständige Geschichte. 5

II. Deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit teilgenommen hat oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Memoires über die Geschichte Brandenburgs sind keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb und sich weder auf eine Begebenheit noch auf eine Hauptperson einschränkt. Memoires schrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte sie schreiben. 10 15

III. Welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Klasse, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rotbarts Geschichte durch den Bischof von Freisingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen. 20 25

In jedem Jahr verspricht man wenigsten sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweiten Abteilung, oder den Memoires neuerer Zeiten, angefangen und, in gleichem Verhältnis mit den frühern, darin fortgefahren werden. 30

Jena, am 25. Oktober 1789.

Schiller.

---

2. Nachricht.

1790.

Um den zweiten Band dieser Memoires nicht zu einer unproportionierten Größe anwachsen zu lassen, ist man ge-
5 nötigt gewesen, die Fortsetzung der universalhistorischen Übersicht so wie auch die, zu allen drei Memoires erforderlichen, Anmerkungen für den dritten Band der ersten Abteilung zurück zu behalten, der in der nächsten Michaelismesse nachfolgen wird. Schiller.

---

10 Anmerkung zum Menschenfeind in der Thalia.

1790.

Die hier eingerückten Szenen sind Bruchstücke eines Trauerspiels, welches schon vor mehrern Jahren angefangen wurde, aber aus verschiedenen Ursachen unvollendet bleibt. Vielleicht
15 dürfte die Geschichte dieses Menschenfeindes und dieses ganze Charaktergemälde dem Publikum einmal in einer andern Form vorgelegt werden, welche diesem Gegenstand günstiger ist als die dramatische. D. V.

Erklärung des Herausgebers.

20 Thalia 1790.

Den genannten und ungenannten Herren Verfassern dramatischer und lyrischer Produkte, welche seit etlichen Jahren bei mir eingesandt worden sind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen,
25 das sie in mich haben setzen wollen, unter meinem Geleite sich bei dem Publikum einzuführen.

Unter diesen eingesandten Stücken befinden sich mehrere, welche mir die Erstlinge ihrer Autoren zu sein scheinen und über deren Wert oder Unwert ich aufgefordert werde ein ent-
30 scheidendes Urteil zu fällen. Diesen also erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und

zum Teil die völlige Unwissenheit ihrer Namen und Personen mir erleichtert, daß die Nichterscheinung ihrer Aufsätze in meiner Thalia dieses entscheidende Urteil nicht ist und daß selbst die Achtung, die das Talent ihrer Verfasser mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer ersten Versuche sehr gut bestehen kann. So gern ich denselben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünscht hätte, ein öffentliches Urteil über sich zu hören, so wenig konnte dieses mit den Rücksichten bestehen, die ich den Lesern der Thalia schuldig zu sein glaube. Mein Urteil, in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Absicht, wegen welcher es verlangt und gesagt wird, sehr schlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit. Von mehrern dieser HH. Verfasser werde ich, wie ich vermute, jetzt schon losgesprochen sein. Zwischen Einsendung ihrer Beiträge und dieser meiner Erklärung ist bereits mehr als ein Jahr verflossen, und während eines Jahres pflegt sich bekanntlich in einem guten Kopfe gar vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet sein, durch meine stillschweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, so wird sich dieses Talent sicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urteils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritischen Wahl, entweder das wahre Genie abzuschrecken oder das falsche zu ermuntern, in ersterm Falle am wenigsten gewagt werde. Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremdem Urteile auf, aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald die Krücke entbehrlich. Schiller.

G. A. Bürger, Gedichte (Rezension) und Verteidigungen des Rezensenten.

1791.

Göttingen, bei Dieterich: Gedichte von G. A. Bürger. Mit Kupfern. 1789. Erster Teil. 272 S. Zweiter Teil. 296 S. 8°. (1. Rthlr. 16 gr.)

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint

keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich
5 dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Nun doch wäre es für den Freund des Schönen ein
10 sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüten des Geistes in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die
15 lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht dartun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto notwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte
20 Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche
25 gleichsam den ganzen Menschen in uns wiederherstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophierenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in einer abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden
30 der wirklichen zu ersterben. Aus noch so divergierenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter
35 bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen

machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmut sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln 5 und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. Solange dies nicht ist, solange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurteilsfreien Kopf und dem Dichter 10 ein andrer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer 15 vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der 20 ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch 25 erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu 30 veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein andrer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessan- 35 ten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Äußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist,

diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen sein, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen deutschen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, deucht uns, müßte es ja lehren, wieviel der größere Teil unsrer, nicht ungepriesenen, lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Herrn Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger“ ankündigt und Popularität (s. Vorrede z. 1. Teil, S. 15 u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Herrn B. mit dem schwankenden Wort „Volk“ schikanieren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Teil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganze ausmachen,

mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst sein, willkürlich in einen Begriff zusammen- 5 zuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volks- dichter für unsre Zeiten hätte also bloß zwischen dem Aller- leichtesten und dem Allerschweresten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht 10 zu tun — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmer- 15 mehr kann ein Dichter von Herrn Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Ta- lente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine 20 so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unter- nehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den 25 Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimnis, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfin- 30 dungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, 35 gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und

bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfnis, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. 5 Als der aufgeklärte, verfeinerte **Wortführer der Volks**gefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem **er** ihnen den Ausdruck lieh, sich 10 zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungs- 15 kraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetz- 20 geber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigentum der Überzeugung geworden, hätten sie durch **ihn** schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern.

25 In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken 30 von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichtum zu verbergen. Herr B. sagt also keineswegs zuviel, wenn er „Popularität eines 35 Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts

die erste unerläßliche Bedingung ist, einen von der verschiednen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Wert zu besitzen. „Wenn ein Gedicht“, scheint er sagen zu wollen, „die Prüfung des echten Geschmacks aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben: dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieser Satz ist durchaus eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr. 5 10

Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zur Bestimmung ihres Werts (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedner Eigenschaften besteht) wesentlich und nötig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren? 15

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Teil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautsten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Herr B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine „Nachtfeier der Venus“, seine „Lenore“, sein Lied „An die Hoffnung“, „Die Elemente“, die „Göttingische Jubelfeier“, „Männerkeuschheit“, „Vorgefühl der Gesundheit“ u. a. m. und eine „Frau Schnips“, „Fortunens Pranger“, „Menagerie der Götter“, „An die Menschengesichter“ und ähnliche niederschrieb, Wenn wir anders aber 20 25 30 35

einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgendeinem, ihr besonders genießbaren, Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu tun.

5 Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte ebenso schwer zu ver-
10 bessern als zu entschuldigen sein. Rez. muß gestehen, daß er unter allen Bürgerschen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Miß-fallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die
15 vermißte Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken oder die beleidigte Würde des Inhalts oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm be-
20 gegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte: so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urteil abnötigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, daß seinen Produkten nur deswegen
25 die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Man begreift, daß hier nicht der Ort sein kann, den Beweis für eine so allgemeine Behauptung im einzelnen zu führen; um jedoch im kleinen anschaulich zu machen, was die Bürgersche Muse sich zu erlauben fähig ist, wollen wir ein
30 einzelnes Lied, und zwar bloß in dieser einzigen Hinsicht, durchlaufen. 1. T., S. 163 u. f. „Elegie, als Molly sich losreißen wollte“:

Auszuschreien seinen Schmerz —
Schreien! Ich muß aus ihn schreien.

35 — — — — — —

Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?

Nein! In Flammen will ich brennen,
Zeitlich hier und ewig dort;
Der Verzweiflung ganz zum Raube
Will ich sein, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube uff. 5

— — — — — —

O ich weiß wohl, was ich sage,
Deutlich, wie mir See und Land
Hoch am Mittag liegt zu Tage,
So wird das von mir erkannt. 10

— — — — — —

Rümpften tausend auch die Nasen —
— — o ihr tausend seid nicht ich.
Ich, ich weiß es, was ich sage,
Denn ich weiß es, was sie ist, 15
Was sie wiegt auf rechter Wage!
Was nach rechtem Maß sie mißt.

— — — — — —

Doch lebendig darzustellen
Das, was sie und ich gefühlt, 20
Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen
Reigen sich der Lahme fühlt.

— — — — — —

Es ist Geist, so rasch beflügelt,
Wie der Spezereien Geist, 25
Der, hermetisch auch versiegelt,
Sich aus seinem Kerker reißt. —

— — — — — —

Ach ich weiß dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich niederwürgt — 30

— — — — — —

Wie wird mir so herzlich bange,
Wie so heiß und wieder kalt!

— — — — — —

Herr mein Gott! Wie soll es werden?
Herr mein Gott! Erleuchte mich!
— — — — — —

Freilich freilich fühlt, was billig
5 Und gerecht ist, noch mein Sinn —
— — — — — —

Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm?
— — — — — —

10 O es keimt, wie lang' es währe,
Doch vielleicht uns noch Gewinst .
— — — — — —

Sinnig sitz ich oft und frage
Und erwäg' es herzlich treu
15 Auf des besten Wissens Wage:
Ob „uns lieben“ Sünde sei?
— — — — — —

Freier Strom sei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin.

20 Zur Entschuldigung Herrn B.s sei es übrigens gesagt, daß das gewählte Lied, dessen vier letzte Strophen jedoch von ungemeiner Schönheit sind, zu seinen mattesten Produkten gehört; doch müssen wir zugleich hinzusetzen, daß wir nur die Hälfte dessen bezeichnet haben, was uns darin mißfallen hat.
25 Sollen wir nun noch aus „Fortunens Pranger“ S. 186 die faulen Äpfel und Eier — Mir nichts, dir nichts, — Lumpenkupfer — Schinderknochen — Schurken — Fuselbrenner — Galgenschwengel — Mit Treue umspringen, wie die Katze mit der Maus — Hui und Pfui — und dergleichen mehr
30 als Beweise unsrer Behauptung anführen, oder weiß der Leser es schon genug, um darin uns beizustimmen, daß ein Geschmack, der solche Cruditäten sich erlaubte, und bei wiederholter Durchsicht begnadigte, Herrn B. auch bei seinen gelungensten Produkten unmöglich ein treuer und sichrer Führer gewesen
35 sein konnte?

Eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisierkunst vermissen wir bei Herrn Bürger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm Liebe selten etwas anders als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondierendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe 1. T., S. 124: „Das Mädel (?), das ich meine", „Das hohe Lied" und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86, „Die beiden Liebenden":

Im Denken ist sie Pallas ganz
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange:
Ihr weicht Aglaja, wann sie lacht,

Melpomene bei sanfter Klage,
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie
5 das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern
weil sie uns das passendste Beispiel zu sein scheint, wie ungefähr Herr B. idealisiert. Es kann nicht fehlen, daß dieser
üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und
blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich
10 sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern.
Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten
Kunstsinn, den nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie,
nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen
15 nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird,
in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser
Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Matadorstücke
der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten.
Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen,
20 als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen
reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und
Ausdrücke wiederfanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp,
Huhu, Sasa, Trallyrum larum und dgl. m. nicht zu vergessen),
welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen
25 und der zweideutige Beifall des großen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Herr B., dergleichen
Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das
Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt: wie soll sich der
unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern
30 in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem
Grunde kann Rez. das sonst so lieblich gesungene Gedicht
„Blümchen Wunderhold" nur mit Einschränkung loben. Wie
sehr sich auch Herr B. in dieser Erfindung gefallen haben mag,
so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges
35 und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es von diesem
Blümchen heißt:

Du teilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelst in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt,

so geschieht der Bescheidenheit zuviel Ehre. Der unschickliche 5
Ausdruck: die Nase schnaubt nach Äther, und ein unechter Reim:
blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang
dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisierkunst bei Herrn B.,
wenn er Empfindung schildert; dieser Vorwurf trifft besonders 10
die neuern Gedichte, großenteils an Molly gerichtet, womit
er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in
den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen
sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was
Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine 15
Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situa-
tionen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem lyrischen.
Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemütsbewe-
gungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger
Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigentümliche der Um- 20
stände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen
Bürgerschen Gedichte sind großenteils Produkte einer solchen ganz
eigentümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch
so sehr Ausnahme ist, als ein Heautontimorumenos des Terenz,
aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder voll- 25
ständig, noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale,
welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. In-
dessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er an-
getroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein
anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind 30
nämlich nicht bloß Gemälde dieser eigentümlichen (und sehr
undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch
Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die
Schwermut des Dichters sind nicht bloß der Gegenstand, den
er besingt, sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. 35
Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr
eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft,
die sie selbst einflößten: sie dulden auf ihrem Altar nicht gern

ein ander Feuer als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloß leidender Teil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanfteren und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft usw. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbsttätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neueren Gedichte Herrn B.s charakterisiert eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermut. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen", verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werte. Andere Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Produkt der Bürgerschen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Teil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichtum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Furie wird, daß eben deswegen die Gemütsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohltätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Herr B., hingerissen von dem Affekt, der dieses

Lied ihm diktierte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Liedes auf seine eigene Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligtum, niederlegte, am Schlusse dieses Liedes sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen — ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Anteil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen anderen Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rez. kennt unter den neueren Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sei; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz soviel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, daß an solchen scherzhaften Äußerungen nur der zehnte Teil sein Ernst sei, so macht ja ein zehnter Teil, der zehnmal wieder kommt, einen ganzen und bitteren Ernst. Eigenruhm kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns alles zu sein, was über eine Sammlung von mehr als 100 Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung wert sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urteil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hn. B. zuvortun wird. Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leier des pythischen Gottes spielen kann. Gerne hätten wir alle

bloß witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehn, die seiner starken nervichten Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich
5 davon zu überzeugen, das „Zechlied“ 1. T., S. 142 mit einem Anakreontischen oder Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich auf Gewissen fragte, welchen von Hn. B.s Gedichten, den ernsthaften oder den satirischen, den ganz lyrischen oder lyrischerzählenden, den früheren oder späteren wir
10 den Vorzug geben, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die früheren ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Ge-
15 schmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hn. B.s Talent und
20 Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist imstande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er
25 bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gerne gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unserer Meinung nach, selbst
30 unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswert fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke
35 geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußeren Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart

loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen.

Wenn indessen irgendeiner von unsern Dichtern es wert ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, 5 so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es wert, 10 sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vater- 15 ländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue, *verschönerte* Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine *verbesserte*, ob sie eine *vollendete* sein soll. 20

Verteidigung des Rezensenten.

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wonach Rezensent sein Urteil über die Bürgerschen Gedichte bestimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres als durch Autorität, durch Exklamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, 25 pathetische Apostrophen und lustige Tiraden widerlegt zu werden; auch schien ihm Herrn Bürgers Sache in der Tat nicht so schlimm, um nicht eine beßre Verteidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er sich gefallen, seine Kunsttheorie, wo es auch geschehe, an der Bürgerschen zu versuchen, wie er denn auch sein 30 über Hn. B. gefälltes Urteil nicht gerne für etwas anders möchte ausgegeben haben als für die Überzeugung eines einzelnen Lesers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichern Belehrung verlassen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe sich gebührt, die *Waffen* gleich sein, und 35 wenn der eine Teil Beweisgründe gebraucht, so müßte der andre nicht mit Fechterkünsten streiten. Es gilt hier kein histo-

risches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher Hr. B. gegen seinen Rezensenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird Die Rede ist von Grundsätzen des Geschmacks und deren Anwendung auf Hn. Bürgers Produkte. — Jene wie diese sind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunstrichters, wie Hr. B. will, sondern nach eignem Gefühl und nach eigner Vernunft) jene Behauptungen prüfen und den Bericht, den Hr. B. davon abzustatten für gut gefunden hat, mit den eignen Worten und dem ganzen Ideengange des Rezensenten zusammenhalten kann. Dieses Publikum, welches sich seines Wielands, Goethe, Geßners, Lessings erinnert, dürfte schwerlich zu überreden sein, daß die Reife und Ausbildung, welche Rezensent von einem vortrefflichen Dichter fordert, die Schranken der Menschheit übersteige. Leser, welche sich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Goeckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, v. Salis erinnern, welche einsehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß sie sich zum allgemeinen Charakter der Menschheit erheben, einer allgemeinen Mitteilung fähig — und dadurch allein, daß sie jeden fremdartigen Zusatz ablegen, mit den Gesetzen der Sittlichkeit sich in Übereinstimmung setzen und gleichsam aus dem Schoße veredelter Menschheit hervorströmen, zu *schönen* Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anspruch zu machen), solche Leser dürften nun schwerlich dahin zu bringen sein, *idealisierte* Empfindungen, wie Rezensent sie der Kürze halber nennt, für nichtige Phantome oder gar mit erkünstelten naturwidrigen Abstrakten für einerlei zu halten. Diese Leser wissen es sehr gut, daß die *Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit* der Gefühle durch die Operation des idealisierenden Künstlers so wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate nichts anders als ihr Anspruch auf jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. *Menschlich* heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was *alle Menschen ohne Unterschied mitempfinden müssen.* Und

kann dies wohl anders geschehen, als daß gerade soviel Lokales und Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mitteilbarkeit Abbruch tun würde? Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Cidli, Wieland in die Seele seiner Psyche oder Amanda, Goethe in den Charakter seines Werthers, 5 Rousseau in den Charakter seiner Julie, Richardson in den seiner Klarisse versetzt, und jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen müßte, haben sie nicht unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigne Empfindung 10 idealisiert? Hr. B. könnte vielleicht einwenden, daß der Fall sich verändre, wenn der Dichter in *seiner eignen Person* empfindet und dichtet — dann aber müßte er ganz und gar nicht wissen, daß an der selbsteignen Person des Dichters nur insofern etwas liegen kann, als sie die Gattung vorstellig macht, 15 und daß es schlecht um seine Dichtungen stehen würde, wenn er das Geschäft der Idealisierung nicht zuvor an sich selbst vorgenommen hätte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, bloß treu und natürlich dar, so kann er zwar einen *historischen* Zweck erreichen und das 20 Publikum von etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum so besonders viel nicht gelegen ist), das in ihm selbst vorgegangen. Will er aber einen Kunstzweck erreichen, d. i. will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch diese Rührung *veredeln*, so entschließe er sich von seiner 25 noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rat zu halten und womöglich in *einem* Strahl zu konzentrieren, so bemühe er sich, alles, was ausschließend nur an seinem einzelnen, umschränkten, 30 befangenen Selbst haftet, und alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allem andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit u. dgl. abzustoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter 35 Leser an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenschaft braust und wallt und mit dem Affekt des begeisterten Dichters auch alle seine eigen-

tümlichen Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldnen Spruch: Weine erst selbst, wenn du weinen machen
5 willst! jede wilde Geburt seines erhitzten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich ist eine gewisse Ruhe und Freiheit des Geistes zur schönen Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft, daß — sogar Antikritiken, wie man sieht, ihrer nicht entraten können, ohne den besten Teil ihres Zweckes zu
10 verfehlen! — Und von allem dem will Hr. B. nichts wissen? Alle diese Elemente der darstellenden Kunst klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken? Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und seine Leser, daß sein poetischer Genius bisher für seine Führerin dachte und sich ohne Ästhetik noch ganz leid-
15 lich zu helfen wußte!

Der nachdenkende Leser entscheide, ob der Verfasser der Rezension sich deswegen eines groben Widerspruchs schuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunst nicht vermissen will und dennoch eine ungeschlachte, ungebildete,
20 mit allen ihren Schlacken gegebene Individualität nicht schön finden kann. Oder sollte vielleicht, nach Hn. B.s Meinung, gerade in dieser letztern die Originalität und Eigentümlichkeit enthalten sein, die man mit Recht jedem Kunstwerk zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leser entscheide wieder, ob
25 Herrn Bürger deswegen die Kunst zu idealisieren überhaupt abgesprochen wird, wenn Rezensent ausdrücklich nur diese Idealisierkunst bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealische Schöpfung des Dichters im einzelnen auf ein innres Ideal von höchster Vollkommenheit beziehet?
30 Herrn Bürgers Sache wäre es gewesen, die Anwendung der vom Rez. aufgestellten Grundsätze auf seine Gedichte, nicht aber diese Grundsätze selbst zu bestreiten, die er im Ernst nicht wohl leugnen, nicht mißverstehen kann, ohne seine Begriffe von der Kunst verdächtig zu machen. Wenn er sich gegen diese
35 Forderungen so lebhaft wehrt, bestärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er seine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige seiner Geistesprodukte hätte er nennen sollen, welchem Rez. durch seinen allgemeinen Ausspruch unrecht getan

hat. Wenn Hr. B. es für eine so unmögliche Sache hält, daß einer seiner poetischen Mitbrüder sich so sehr habe vergessen können, ein Ideal der Kunst aufzustellen, welches den selbsteignen Produkten desselben das Urteil spricht, so beweist Hr. B. dadurch bloß, wie sehr sein Kunstideal unter dem Einfluß 5 seiner Eigenliebe stehe, wenn er es nicht gar selbst aus seinen eigenen Geistesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphilosoph ohne Bedenken von jedem menschlichen Subjekt und zum Teil schon der Erzieher von seinem Zöglinge fordert, darf doch wohl die Kunst von ihren vorzüglichsten Söhnen verlangen — und 10 wenn in der Forderung des Moralisten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Bestrebungen, es zu erreichen, nicht niederschlagen darf, warum sollte mit der Kunst eine Ausnahme gemacht werden, die ihre Forderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moralisten 15 großenteils schon enthalten ist? — Immer könnte also auch ein Dichter jenes Urteil über Hn. B. niedergeschrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht besaß, seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zuvörderst in Sicherheit zu bringen. Einen solchen könnte nun wohl schwer- 20 lich die Furcht vor Repressalien abgehalten haben, offen und frei seine Meinung vom Hn. B. zu sagen, und, eifersüchtiger auf die Hoheit seiner Kunst als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er sich in seinem Leben schon an ihr mag versündigt haben, erteilt er ihm hiemit uneingeschränkte Vollmacht, bei 25 künftiger Entdeckung seines Namens, gegen seine Geistesgeburten soviel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig ist. Um so mehr aber glaubt er sich auch befugt, das, was ihm Sache der Kunst schien, gegen das Bürgersche Beispiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und 30 alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenstein und von der Folterkammer in das Flaumenbette der Wollust entrückt wird, zu verfechten — mit Bescheidenheit, wie er getan zu haben hofft, aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publi- 35 kum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.

Geschah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu

spielen, daß Hr. B. die ganze Schar deutscher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Musenberge „Feuer!“ ruft, und den Geist eines Wielands und seinesgleichen zu erscheinen und zu löschen beschwört? Er nehme sich ja in acht, den Schatten 5 Samuels zu wecken, sonst möchte ihm wie weiland Sauln geantwortet werden. Rezensent erinnert sich, Hn. B. über alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Lied oder in einer Ode 10 aushauchten, mit Hn. B. um den lyrischen Kranz, und die ihn längst schon ersiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie sehr auch endlich Herrn B.s poetischer Genius über seine Mitkämpfer hervorragt, so könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unwesentlichen Stücken der 15 poetischen Darstellung zum Muster dienen.

Wenn das großgünstige Publikum Herrn B.s seinen Genius für ein noch höheres Wesen halten konnte als er selbst, welches viel ist; wenn es weit mehrere seiner Produkte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohl- 20 gefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn selbst schamrot machte, den Feiertanz um seine Pagoden anstellte, so wäre das Unglück in der Tat so groß nicht, als Hr. B. es macht, mit dem Urteile dieses Publikums über ihn sich einigermaßen im Widerspruch zu befinden. Auch ist es nicht 25 nötig, daß gerade die ganze schreibende und lesende Welt sich geirrt haben muß, wenn Hr. B. nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechselt die Selbstzufriedenheit des Künstlers den lauten, brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung umtönt, mit dem Urteil der Welt, 30 und so entscheidet sich oft der Ruhm eines Schriftstellers, ehe noch die gewichtigsten Stimmen mit gesprochen haben. Herrn B.s poetischer Genius hat diese Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium schöner Muster und etwas mehr Strenge gegen sich selbst ankommen, daß auch 35 sie mit vollem Herzen das Prädikat unterschreiben, das ihm, ohne sie, erteilt worden ist. So wenig Rez. sich bei Abfassung seiner Kritik einer andern Leitung als seines eignen Gefühls bewußt war, so angenehm überraschte ihn, was er nachher in

Erfahrung brachte, daß er in seinem Urteile über Hn. B. die Meinung einiger der kompetentesten Geschmacksrichter von diesem Schriftsteller ausgesprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Teile des Publikums nicht etwas Überflüssiges zu sagen und bei einem andern durch 5 seinen unschuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht seine Gründe fanden, sei es dem Rezensenten erlaubt, einem Inkognito getreu zu bleiben, welches, seiner Überzeugung nach, bei literarischen Kämpfen so lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftsteller gibt, die dem Publikum 10 auf ihre eigne und ihres ganzen Standes Unkosten nicht sehr erbauliche Komödien zum besten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterm Interesse an der Wahrheit gestritten wird, streitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Personen die Sache verdrängen. 15

Der Rezensent.

Vorrede zur Zerstörung von Troja im zweiten Buch der Äneide.

1792.

Einige Freunde des Verfassers, die der lateinischen Sprache 20 nicht kundig, aber fähig sind, jede Schönheit der alten Klassiker zu empfinden, wünschten durch ihn mit der Äneis des großen römischen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, seines Wissens, noch keine nur irgend lesbare Übersetzung sich findet. Die hauptsächlichste Schwierigkeit, die ihm bei Ausführung 25 seines Vorhabens aufstieß, war die Wahl einer Versart, bei welcher von den wesentlichen Vorzügen des Originals am wenigsten eingebüßt würde, und welche dasjenige, was schon allein der Sprachverschiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen mußte, von einer andern Seite einigermaßen ersetzen 30 könnte. Der deutsche Hexameter schien ihm diese Eigenschaft nicht zu besitzen, und er hielt sich für überzeugt, daß dieses Silbenmaß selbst nicht unter Klopstockischen und Vossischen Händen diejenige Biegsamkeit, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil seinem Übersetzer zur ersten Pflicht macht. 35

Durch dieses Medium also glaubte er es schlechterdings aufgeben zu müssen, mit der Schönheit des Virgilischen Verses zu ringen. Er glaubte, die ganz eigene magische Gewalt, wodurch der Virgilische Vers uns hinreißt, in der seltenen Mischung
5 von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Majestät und Anmut zu finden, wobei der römische Dichter von seiner Sprache unstreitig weit mehr unterstützt wurde, als der Deutsche von der seinigen hoffen kann. Mußte von diesen beiden so verschiedenen Eigenschaften des Ausdruckes eine der anderen in der Über-
10 setzung nachgesetzt werden, so glaubte er bei derjenigen Versart, welche der Kraft, Majestät und Würde zwar einigen Abbruch tut, aber dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit, Wohlklang desto günstiger ist, am allerwenigsten zu wagen. Stärke, Erhabenheit, Würde sind weit weniger abhängig von der Form
15 und bedürfen weit weniger von dem Ausdruck unterstützt zu werden als die letzteren Eigenschaften; und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muß in jeder Art von Darstellung die Probe halten, welches bei den andern Eigenschaften der Fall nicht ist; denen man also durch eine glückliche Wahl der
20 Form zu Hilfe kommen muß. Es ließe sich vielleicht sogar mit triftigen Gründen behaupten, daß für einen ernsthaften, gewichtigen, pathetischen Inhalt die reizende leichte Form, so wie in einer bekannten Gattung des Komischen für den geringfügigen Inhalt die feierliche Form vorzuziehen sei. Die harten
25 Schläge, welche der Verfasser der Äneis so oft auf das Herz seines Lesers führt, der großenteils kriegerische Inhalt seines Gedichtes, die ganze Gravität seines Ganges werden durch eine gefällige Versart gemildert, und die Harmonie, die Anmut in der Einkleidung söhnt vielleicht nicht selten mit der anstrengenden,
30 oft gar empörenden Schilderung aus. Diese Rücksicht vorzüglich bewog den Verfasser, den achtzeiligen Stanzen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutschen Versarten, wobei unsere Sprache noch zuweilen ihrer angestammten Härte vergißt, und durch ihren männlichen Charakter doch noch hin-
35 länglich verhindert wird, ins Weichliche oder Spielende zu fallen. Der Verfasser konnte diese Wahl um so mehr bei sich rechtfertigen, da es seit Erscheinung des Idris und Oberon zur ausgemachten Wahrheit geworden ist, daß die achtzeiligen

Stanzen, besonders mit einiger Freiheit behandelt, für das Große, Erhabene, Pathetische und Schreckhafte selbst einen Ausdruck haben — freilich nur unter den Händen eines Meisters, aber wer pflegt auch im ersten Feuer eines Entschlusses und von Begeisterung hingerissen eine so strenge Abrechnung mit 5 seinen Kräften zu halten, um dasjenige, was die Form leistet, von dem, was er selbst dazu mitbringen muß, sorgfältig abzusondern? Der Leser wird entscheiden, ob sich der Verfasser auf das Instrument, das er wählte, verstanden hat; genug, wenn ihm nicht bewiesen werden kann, daß schon in der Wahl 10 der Versart gefehlt worden sei.

Wer übrigens die Schwierigkeiten kennt, die sich einem Übersetzer der Äneis, und vollends in einer gereimten Versart, in den Weg stellen, wird eher im Fall sein, zuwenig als zuviel zu erwarten. Nicht die geringste darunter war, eine 15 glückliche Einteilung zu treffen, wobei der lateinische Dichter seinem Übersetzer nicht nur nicht vorgearbeitet, sondern sehr oft entgegengearbeitet hat. Das lateinische Original bewegt sich in einem stetigen Strome fort, und Virgil hat sich in vollem Maße der Freiheit bedient, welche diese Form ihm 20 gewährte. Dieser fortströmende Gang des Gedichtes mußte nun in der Übersetzung durch viele kurze Ruhepunkte unterbrochen, und ein einziges zusammenhängendes Ganze in mehrere kleine, sich leicht aneinander schmiegende Ganze aufgelöst werden, wenn anders die Stanzenform ungezwungen scheinen und das 25 sklavische Gepräg einer Übersetzung verwischt werden sollte. Hier konnte es freilich nicht fehlen, daß nicht öfters vier oder fünf lateinische Hexameter in eine ganze Stanze ausgesponnen, oder auch umgekehrt acht und neun Verse des Originals in den engen Raum von acht Stanzenzeilen gepreßt wurden. 30 Bei einem Dichter, der sich so wenig nehmen läßt als Virgil, war die letztere Operation unstreitig die bedenklichste, doch glaubt der Verfasser, die seinem Originale gebührende Achtung selten oder nie dabei übertreten zu haben. Es kam ihm zustatten, daß selbst der gedrängte wortsparende Virgil, dem 35 Wohllaut oder der unerbittlichen Versform zu gefallen, nicht selten entbehrliche Wiederholungen und selbst Flickwörter sich erlaubte, welche die Schonung des Übersetzers weniger verdienten.

Sehr gerne unterwirft er sich einer jeden kaltblütigen kritischen Prüfung, was die Gewissenhaftigkeit und Treue seiner Übersetzung betrifft, verbittet sich aber hiermit aufs feierlichste jede Vergleichung seiner Arbeit mit der unerreich-
5 baren Diktion des römischen Dichters, welche unausbleiblich, und ohne seine Schuld, zu seinem Nachteil ausfallen muß; denn er fordert alle gewesene, gegenwärtige und noch kommende deutsche Dichter auf, in einer so schwankenden, unbiegsamen, breiten, gotischen, rauhklingenden Sprache, als unsere liebe
10 Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Fluß der lateinischen ohne Nachteil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, sich an eine Übersetzung der ganzen Äneis wagen zu wollen, verspricht er in der Folge noch einige Bruchstücke aus dem vierten und sechsten
15 Buch; wäre es auch nur, um den römischen Dichter bei unserm unlateinischen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu setzen, welche er ohne seine Schuld scheint verscherzt zu haben, seitdem es der Blumauerschen Muse gefallen hat, ihn dem einreißenden Geist der Frivolität zum Opfer zu bringen.

---

20 Bemerkung zu H. P. F. Hinze „Ogier von Dänemark".

1792.

Ich ersuche den Verfasser dieses Aufsatzes, meinem Verleger oder mir, von seinem Wohnort Nachricht zu geben, da
25 der Brief, der diesen Aufsatz begleitete, während meiner Krankheit an mich eingelaufen, von einer fremden Hand erbrochen worden und verloren gegangen ist. S.

Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens.

1792.

30 Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und obgleich der politischen

Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem Trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Überlegenheit *unserer* Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die *vergangenen* geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden *Stärke* als den kleinlichen Triumph der *Schwäche*, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vorteilhafter *Tausch*, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen imstande sind — kostet uns das wichtige Opfer *praktischer* Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die *Heroen* des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren

höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel als sie an ihre Torheit wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet — jene praktische Stärke des Gemüts nämlich, das Teuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen — bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe exzentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigeren Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Überzeugung, einer feurig beherzigten Vernunftidee, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese notwendige Bedingung unserer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hilfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurteiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entschluß, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen schimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weiseren Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste 5 und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend die höheren Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, 10 daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend sowie den Anspruch auf ihre Würde an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, 15 für leblose Heiligtümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den 20 Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, — wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten 25 eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften 30 Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Staunen die 35 beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus, und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind verteidigt? Die unerschütter-

liche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüts den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden
5 im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Mut
10 ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf, wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Taten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das
15 begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. — Der Mut jener christlichen Helden entbehrte diese Hilfe und hatte keine andere Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.
20 Aber es ist noch eine andere Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äußeren und inneren Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigentümlichen Zweck, durch besondere Ge-
25 setze unterstützt, durch eigentümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, er blüht und verblüht, kurz, er eröffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurteiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf
30 diesen mönchisch-ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als ebenso viele von der Menschheit (wenn gleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen
35 entweder für einen eigentümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger sein, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit

oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargetan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen Naturgeschichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die souveränen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in dieser Verknüpfung und zu diesem Zwecke wirksam gezeigt, werden hier zum erstenmal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christentum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußeren Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihrem mächtigen Gegner von innen, dem Stolz und der Üppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend, aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbnis entgegen. Nicht ohne Wehmut sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte — aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für dte Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von Vorzügen dieses Ordens

habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nötig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertotische Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen
5 entspricht, welche mir bei Anempfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kann. Der Übersetzer hat sich, soviel immer möglich, bestrebt,
10 der Erzählung, welche im Original sehr ins Weitschweifige fällt, einen rascheren Gang und ein lebhafteres Interesse zu geben, und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urteils vermißt, wird man die verbessernde Hand des deutschen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieses Buch
15 nicht für den Gelehrten und ebensowenig für die studierende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und bei dem letzteren hofft man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte
20 selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschlossen sein, da der Orden mit dem Ablauf des 16. Jahrhunderts die Fülle seines Ruhms erreicht hat und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt.

Jena, im April 1792. Schiller.

---

25 ## Vorrede zu Pitaval.

1792.

Unter derjenigen Klasse von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Zirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige,
30 bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfnis, zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von seiten des Staates so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edleren Zwecken benutzt
35 zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen

Skribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Ware, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisierte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsere Theaterdichter noch verschonten, vollends zugrunde richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber derselbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich Leser erwerben, und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieses allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unser Publikum kultiviert genug sein wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreicht, womit man bei den meisten Schriften dieser Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigstens, solange es gelesen wird, ein schlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Samen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zwecke zu richten, so kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Wert nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öffentliches Zeugnis abzulegen, und ich glaube keine andere Gründe nötig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung

und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und
5 deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrige, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher
10 Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigentum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter imstande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu tun.
15 Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler
20 oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen
25 Empfehlung zu dienen, wird um ein großes noch durch die vielen Rechtskenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden und die durch die Individualität des Falls, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch
30 ihren Inhalt gewähren, wird bei vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzuteilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche
35 Sorgfalt und gleich große Kunst aufbieten, die letzte Entwickelung zu verstecken und dadurch die Erwartung aufs höchste zu treiben.

Eine treue Übersetzung der Pitavalischen Rechtsfälle ist

bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieses Werks macht eine veränderte Behandlung notwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rücksicht nahm, so würde es zweckwidrig gewesen sein, bei dem juristischen Teil dieselbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Übersetzers erlitten, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitavalischen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber ist man gesonnen, auch von anderen Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders, wo es sein kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird.

Jena, in der Ostermesse 1792. F. Schiller.

Vorbericht zu den kleineren prosaischen Schriften.
1792.

Um dem Nachdruck zuvorzukommen und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleinern prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Teil nachgeliefert werden könnten, die verschiedne noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden. Bei den meisten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen sein; und es war auch anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen

Vorstellungsart gemäßer zu machen; aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. Sie
5 tragen also auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer ersten, zufälligen Entstehung und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers. Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt: zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch charakteristische Züge, in denen sich die
10 Individualität ihres Urhebers offenbart; eine Eigenschaft, die oft gerade die vollendetsten Werke eines Autors verleugnen. Für Leser also, welche diese interessieren kann, die, wenn sie in dem Buche auch nicht mehr finden sollten als den Verfasser selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind diese
15 Rhapsodien bestimmt, und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist alles, was ich ihnen davon versprechen kann.

Jena, in der Ostermesse 1792.

Anmerkung zur „Seefahrt von Troja".

20 (Neue Thalia, 6. Stück 1793.)

Die in den vorhergehenden Stücken abgedruckte Übersetzung einiger Bücher der Äneide hat folgende von einer andern Feder veranlaßt, und man glaubt, dem Publikum durch den Abdruck derselben einen um so angenehmeren Dienst zu erzeigen, da
25 sie dazu dienen kann, das zweite und vierte Buch der Äneide zu verbinden. Der Herausgeber.

Bemerkungen zu Rapps Kritik der „Resignation".

1794.

Der Herr Verfasser dieser Bemerkungen versteht es, wie
30 poetische Werke beurteilt werden müssen, und das ist eine Kunst, die zuweilen selbst Dichter nicht verstehen. Man sehe das Urteil Herrn Fried. Leopold Stolbergs über die „Götter Griechenlands" (im „Deuschen Museum").

Zu den Bemerkungen des Hrn. Verfassers erlaube ich mir noch die folgende hinzuzusetzen, die meinetwegen als der Schlüssel zu diesem Gedichte dienen kann.

Der Inhalt desselben sind die Anforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf Genuß in dieser Welt resigniert. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat, und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben.

So kann und soll es jeder Tugend und jeder Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem anderen Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religionstugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleihet, und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius.

Einladung zur Mitarbeit an den Horen.
1794.

Die Horen.

Unter diesem Titel wird mit dem Anfang des Jahrs 1795 eine Monatsschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf

Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man
5 bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst, durch den inneren Gehalt, zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften, ähnlichen Inhalts, dürfte es vielleicht schwer sein, Gehör zu finden, und,
10 nach so vielen verunglückten Versuchen in dieser Art, noch schwerer, sich Glauben zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatsschrift gegründetere Hoffnungen haben, wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen lassen, die man zu Erreichung jenes Zwecks eingeschlagen hat.

15 Nur der innere Wert einer literarischen Unternehmung ist es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum versichern kann; auf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Mut und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Wert zu verwenden. Die große
20 Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewissermaßen schon realisiert sein müßte, um den Aufwand, durch den allein er zu realisieren ist, möglich zu machen. Aus diesem Zirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nötig
25 sein dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum teilen sich zuviele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammenzählen, so würde sich eine
30 Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vorteile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im einzelnen bestehn, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denselben
35 beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größern Kreis in derselben. So weit ist es

noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Assoziation zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher geteilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Anteil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man imstande, jedem einzelnen alle die Vorteile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.

Ein Verleger, der diesem Unternehmen in jeder Rücksicht gewachsen ist, hat sich bereits [in dem Buchhändler Cotta von Tübingen] gefunden und ist bereit, sie ins Werk zu richten, sobald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jeder Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Beitritt an dieser Sozietät eingeladen, und man hofft dafür gesorgt zu haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Teilnehmern möglich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehn, seinen Beitritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solches jedem Teilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat, ist man überein gekommen, ein Stück von 9 Bogen in Median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit . . . Ldors in Golde bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmal abgedruckten Aufsätzen drei Jahre nach ihrer Erscheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sei denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man sich ausbittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man

doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Mscrpt eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu bestimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurteilung vorgelegt worden ist. Dieser Konvention werden sich
5 die H. H. Teilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert sein können, daß höchstens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redakteur noch der Ausschuß
10 sich in den Mscrpten erlauben. Sollten welche nötig sein, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Mscrpte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nötigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in
15 den einzelnen Monatsstücken bestehen kann. Eben diese Mannigfaltigkeit macht die Verfügung notwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgesetzt werde und in keinem einzelnen Stück mehr als sechzig Seiten einnehme.

Briefe und Mscrpte sendet man an den Redakteur dieser
20 Monatsschrift, der den Hn. Hn. Verfassern für ihre eingesandten Beiträge steht und bereit ist, jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sei, wird kaum nötig sein zu erinnern.

25 Jena, am 13. Jun. 1794.

Friedrich Schiller,
Hofrat und Professor zu Jena.

Über I. Kants philosophische Religionslehre.

Philosophie. Ohne Druckort: Über Imm. Kants philosophische
30 Religionslehre. In einem Briefe an einen Freund. 1793. 32. S. 8°.

1794.

Dieser Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur die Hauptideen aus jedem Abschnitt des genannten Werkes mit einigen eingeflochtenen Bemerkungen, Zweifeln und Ein-
35 würfen enthält, war (wie der Vf. sagt) bloß zum Privatge-

brauch eines Freundes bestimmt, der das Werk wegen vieler Geschäfte nicht lesen konnte, und daher nur die Hauptideen durch einen Auszug zu erfahren wünschte. Der Hauptinhalt des Kantischen Werks ist zwar sehr gedrängt, aber doch treu und faßlich dargestellt. Desto mehr muß man sich wundern, 5 daß die Bemerkungen nicht allezeit treffend sind, und gewisse Sätze nur deswegen bezweifeln oder bestreiten, weil sie der Verfasser nicht verstand. Gegen den Begriff vom radikalen Bösen wird erinnert: durch die Annahme einer bösen Maxime werde das Böse nicht erklärt, weil daraus noch nicht 10 erhelle, warum der freie Wille die Übertretung des Gesetzes und nicht vielmehr die Befolgung desselben in seine Maxime aufnehme; das Böse sei schon erklärt, wenn man sage: Vernunft und Sinnlichkeit erfordern oft entgegengesetzte Sachen, wird jene dieser untergeordnet, so ist es eine böse Handlung. 15

Wenn aber diese Handlung moralisch sein soll: so muß sie durch Freiheit geschehen, und setzt also eine Maxime voraus.

Ebenso unerheblich sind die Einwürfe gegen den Satz: Das radikale Böse kann nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre sonst nicht verschuldet. Der Verfasser fragt unter 20 andern: ob der Grund des Bösen eben verschuldet sein müsse. Und doch ist leicht einzusehen, daß, wenn der Grund des Bösen nicht verschuldet ist, es auch das aus jener Quelle entspringende Böse nicht sein kann, woraus dann ferner folgte, daß es gar kein moralisches Böse gebe. 25

Wenn der Verfasser die Verpflichtung, aus dem ethischen Naturstande in ein ethisches gemeines Wesen überzugehn, bezweifelt, und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuständen eben dieselbe Vernunft eben dasselbe Gesetz vorschreibe, und eben dieselbe Freiheit angenommen werden müsse, und daher 30 die Verpflichtung und die Hindernisse zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich stark seien: so hat er nicht daran gedacht, daß die Hindernisse, durch welche die Menschen untereinander die Erfüllung ihrer Pflichten erschweren, nach und nach aufhören müssen, wenn sie sich verbinden mit vereinten 35 Kräften das Reich Gottes herbeizuführen, oder mit andern Worten, die moralische Gesinnung in jedem andern zu beleben, zu stärken, und auszubreiten.

Übrigens ist der Verfasser in den meisten Punkten mit Kant einverstanden und überzeugt, daß nicht nur die Religion, sondern auch der christliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieses
5 Geständnis unterscheidet er sich von denjenigen gelehrten Katholiken, welche nach Seite 5 den Umsturz der Religion und jakobinische Grundsätze aus der Kantischen Philosophie wittern; nur drückt er sich auf eben derselben Seite etwas zweideutig darüber aus. Dieses macht seinem Herzen und Verstande um
10 so mehr Ehre, da er auch ein Katholik ist, ob er gleich einige Parteilichkeit für seinen Glauben merken läßt, da wo er Kanten einer Parteilichkeit gegen denselben beschuldiget. Er glaubt nämlich: es liege mehr in Privatverhältnissen als in der Natur der Sache, daß die meisten Resultate jenes Werks günstiger
15 für den Protestantismus als Katholizismus ausfallen.

Das Publikum würde nicht viel verloren haben, wenn dieser Brief ungedruckt geblieben wäre.

Genersich, von der Liebe des Vaterlandes.

1794.

20 Den ersten Keim des empirischen Begriffs von Vaterlandsliebe, — eines Worts, das vielleicht nie so sehr gemißbraucht worden ist, als zu unsern Zeiten, dessen eigentümlicher Sinn also völlig bestimmt zu werden verdient, — findet Rez. in der Anhänglichkeit an den Grund und Boden, auf
25 welchem der Mensch geboren wurde, sich nährte und erwuchs. Von diesem dehnte er sich auf die gesellschaftliche Verbindung mit den auf demselben Boden lebenden Menschen, und von diesen auf die bürgerliche oder Staatsverfassung, zu welcher dieser Boden mit seinen Bewohnern gehört, aus.
30 Nach dieser letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patriotismus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner, die unter einer und derselben Staatsverfassung stehen. Daß es nicht unter einem und demselben Regenten heißen könne, erhellet daraus, daß mehrere Länder eines
35 und desselben Regenten von verschiedener Verfassung sein

können, deren jede nur den Bewohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der Patriotismus dieser letztern Art kann keinen festen und dauerhaften Grund haben, solange jene Anhänglichkeit ein Werk der bloßen Gewohnheit ist, mit denselben Menschen an demselben Orte oder in demselben Lande zu leben, und mit ihnen auf irgendeine beliebige Weise regiert zu werden; denn man kann sich gar leicht an andere Menschen, an andere Örter und Gegenden und an andere Regierungsweisen gewöhnen, man kann überzeugt werden, daß das bürgerliche System, in welchem wir leben, ungleich unvollkommner und mangelhafter sei, als andere, die wir kennen; jede Veränderung unserer Gesinnungen gegen unsere Mitbürger, jeder Gedanke an schönere und fruchtbarere Gegenden, bessere Regierungen und Staatsverfassungen, würde also auch unsere Anhänglichkeit an unser Vaterland erschüttern. Oder, wäre jemand für sein Vaterland und die Verfassung desselben, ungeachtet ihrer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht achtete, eingenommen, so würde sein Patriotismus nur **blind** sein, und dieser ersterben, sobald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unser Vaterland kann also nur dann von Beständigkeit sein, wenn sie eine Wirkung der Überzeugung ist, daß durch die politische Verfassung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nämlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, so wie der im Staate wohl erworbnen Rechte, durch äußere Zwangsgesetze, sondern auch der Endzweck aller Staatsverfassung, nämlich die Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äußern Zwangsgesetzen, in einem bloß **gesellschaftlichen** Verhältnisse, ihren eigennützigen Trieb durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren, am zuverlässigsten befördert und erreicht wird. Und einen solchen letzten Zweck aller Staatsverfassung müssen wir setzen, solange er noch möglich ist, und der Staat noch als bloßes Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus besteht nach allem diesem in der aus der Überzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit unserer Staatsverfassung entspringenden tätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründeter jene Überzeugung ist, desto wahrer und echter wird auch der **Patriotismus**

sein; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staats-
verfassung wird er auch aufhören, und der Kosmopolitismus,
als eine in demselben Verhältnisse höhere Tugend, in welchem
der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldene Zeit-
5 alter der Dichter) vorzüglicher ist, als jener, an dessen Stelle
treten.

Matthissons Gedichte.
1794.

Zürich, b. Orell u. Comp.: Gedichte von Friedrich Matthisson.
10 Dritte vermehrte Auflage 1794. Mit einem Titelkupfer, von Lips
gezeichnet und von Gutenberg gestochen. 166 S. 8°.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der
Landschaftmalerei nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Be-
kanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges
15 Tages an, ob sie den Landschaftmaler überhaupt nur als echten
Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug
bemerkt hat, auch von einer Landschaftdichtung, als einer
eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und
lyrischen ungefähr ebenso wie die Landschaftmalerei der Tier-
20 und Menschenmalerei gegenübersteht, hat man in den Werken
der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz anders, ob man die unbeseelte
Natur bloß als Lokal einer Handlung in eine Schilderung
mit aufnimmt und, wo es etwa nötig ist, von ihr die Farben
25 zur Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler
und der epische Dichter häufig tun, oder ob man es gerade
umkehrt, wie der Landschaftmaler, die unbeseelte Natur für
sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen
bloß zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern
30 findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den
großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und
Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal seiner drama-
tischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern (worunter
zum Teil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es
35 aufbehalten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien
diesen Teil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer

eigenen Darstellung zu machen und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neueren so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermutung geraten, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmähet habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt und vielleicht mehr als irgendeiner zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiele dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten imstand ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu tun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sei, was ihn in diese Entzückung versetzte; und wer soeben eine Matthissonische Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es anderen, dem Landschaftmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Wert dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräte und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen

wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für echte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe sein, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun teilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes sein soll, den Charakter der Notwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effekt unsrer produktiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen“ (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste unsre Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichtsdestoweniger seiner Wirkung gewiß sein und eine bestimmte Empfindung erzeugen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu sein; denn nach der ersten müßte unsere Einbildungskraft herrschen und keinem anderen als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der anderen müßte sie dienen und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen anderen Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht und die äußere Notwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt,

wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches gründet. Nichtsdestoweniger muß der Dichter diesen empirischen Effekt der Assoziation zu *berechnen* wissen, weil er nur insoferne Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Notwendigkeit zurückführen können. Unsre Vorstellungen stehen aber nur insofern in einem notwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das *reine Objekt* gehalten und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert sein, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um *bestimmt* auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe sein mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand *bestimmen*; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüts *notwendig* erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts notwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur insofern unsere

Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm spezifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu sein, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt sein würde), sondern wenn er als *Mensch überhaupt* empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlaßlich gefordert: *erstlich* notwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); *zweitens* notwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß alles *wahre Natur* sein, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts *wirkliche* (historische) *Natur* sein, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um soviel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um soviel weniger notwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigentümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen liegt der *große Stil*.

Aus dem Gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Notwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine *innere* Notwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine *äußere* lenken, und dann ist es nicht mehr *unsre* Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und

dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings beides beisammen sein, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der 5 Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, 10 und der Willkür ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den tierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus, daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Über dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die 15 Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme; denn das Reich der Notwendigkeit ist hier geschlossen. 20

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urteil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläuftigen 25 Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier 30 willkürlicher und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine, dem Künstler sehr lästige, Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die 35 freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung

ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, 5 Verzicht tut.

Nichtsdestoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns soeben aufgestellten Prinzipien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr 10 ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu leugnen, daß bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrschet, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich 15 in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Teile in dem Ganzen verschwinden und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine große Notwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattierung und Farbengebung 20 in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Notwendigkeit nicht in allen ihren Teilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem nie- 25 drigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Notwendigkeit, die der echte Künstler an ihr vermißt und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt 30 hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und soweit es angeht den Charakter der Notwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen 35 gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigentum der letztern sind, teilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigentümlichkeit derselben Abbruch zu tun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, *ihrem Inhalte* nach, keiner Darstellung fähig; aber *ihrer Form* nach sind sie es allerdings, und es existiert wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die *Musik*, und insofern also die Landschaftmalerei oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der Tat betrachten wir auch jede malerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk und unterwerfen sie zum Teil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, daß jede poetische Komposition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sei und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir dies in noch höherem Grade und mit deutlicherem Bewußtsein, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunterlassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüts durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Notwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Notwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie ver-

mittelst jenes symbolischen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftmaler in das Geheimnis jener Gesetze ein, 5 welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemütsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür 10 in das Reich der Notwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch 15 dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Assoziation abhängig ist; denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach 20 Gesetzen der symbolisierenden Einbildungskraft notwendig erfolgt. In tätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemütern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren überein- 25 stimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der tote Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das 30 äußere und innre Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in 35 der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Übereinstimmung des Gemüts mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musi-

kalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmaler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung und stimmen bloß das Gemüt zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vorteil mehr: er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir soeben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin atmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Szenen aufzufordern und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Notwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen;

wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiszenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vorteile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachteil gegen den Maler, weil ein großer Teil des Effekts auf dem *simultanen* Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als *sukzessiv* in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentieren, was *ist*, als was *geschieht*; und versteht er seinen Vorteil, so wird er sich immer nur an denjenigen Teil seines Gegenstandes halten, der einer *genetischen* Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabei auch ein sukzessiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstiget insofern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurteilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, immer mehr die *bewegte* als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen ineinander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen „Mondscheingemälde“ S. 85.

Der Vollmond schwebt im *Osten*,
  Am alten Geisterturm
Flimmt bläulich im *bemoosten*
  Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe
  Streift scheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
  Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
  In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern

Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft. 5

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade 10
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt. Usw.

Aber auch da, wo es ihm darum zu tun ist, eine ganze Dekoration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er 15 uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Komprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel; 20
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft;
Geneva malt sich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nacheinander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere 25 unterstützt und gleichsam notwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blütenflocken, 30
Haucht Wohlgerüche; Zephir atmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Herdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß 35

wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im roten Widerschein zum Ufer gleitet,
5 Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft 10 streifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Assoziationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam not- 15 wendig entweder aus dem Lokale der Landschaft oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu erteilen.

20 Nicht weniger versteht sich Hr. M. auf jene musikalischen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonierender Bilder und durch eine kunstreiche Eurhythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne 25 Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
30 Der umbüschten (?) Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röter schweben hier, dort blässer
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt, 5
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch 10
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Flut
Stirbt die Glut;
Schon erblaßt der Abendschimmer 15
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Tale
Um versunkne Heldenmale. 20

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die lieb- 25 liche Stetigkeit in ihrer Sukzession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch „Der Alpenwanderer“ S. 61 und die 30 „Alpenreise“ S. 66; zwei Kompositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht

über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt. Man kennt schon Hn. M.s zauberischen Pinsel
5 in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten imstand ist. S. 63:

Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
10 Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd, wie die Hölle
In Ätnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
15 Des Gletschers Eispalast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69:

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpfstosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
20 Dem Gletscher entschmelzen. Usf.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mais;
Hier wiegt sich kein Vogel auf düftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

25 Jetzt neigt sich allmählich von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schoß
30 Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Endlich finden sich unter diesen Landschaftsgemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck
35 rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, „Der

Genfer See", in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war: 5

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben. 10

Da hörte deine Paradiesesflur,
Du stilles Tal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildnis nur,
Orkan und Tiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein 15
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterszenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtnis rufen. 20

O Clarens! friedlich am Gestad erhöht,
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majestät,
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben. 25

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! 30 Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmög- 35

lich davon losreißen, um sich bald auf den Ätna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel usw. zu versetzen und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht
5 seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen sein. So viele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemüt so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an dem=
10 selben verschwunden ist. Anstatt solches aufs neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog und worin er sich so lang' zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon
15 die dritte Veränderung vorgenommen und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nötiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemütsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs diktierte, Gewalt angetan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem
20 wahren Gehalt, der nur in der Simplizität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortrefflichen Dichter land=schaftlicher Szenen charakterisierten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzu=weisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein
25 Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft
30 erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches „Das Feenland" über=schrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; alles ist hier so bunt, so prangend, so
35 überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem „Liede der Elfen" alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings sein muß. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit atmet

durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Konsorten) Zunftgeheimnis aus. S. 141:

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsternis beglückt: 5
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Äther flammt,
Ward alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt. 10

Hr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Szenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessieren weiß, mit der be- 15 seelten, die einen soviel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Ebenso kann man schon im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ohngefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen 20 Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Ge- 25 sänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermut und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und eine schöne Natur den gefühlvollen Menschen 30 so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unseres Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannigfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Ver- 35 trauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis,

in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig; 5 es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zuwenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück und freut 10 sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn aber diese Zurückführung zu dem saturnischen Alter und zu der Simplizität der Natur für den kultivierten Menschen recht wohltätig werden soll, so muß diese Simplizität als ein 15 Werk der Freiheit, nicht der Notwendigkeit erscheinen; es muß diejenige Natur sein, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfnis der Abspannung, sondern 20 der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie sein, was ihm die Kunst verleidet und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen und zu 25 der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört 30 dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffiniertesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verrät sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der 35 Imagination und der Laune legt, durch eine Disziplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verrät sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt,

womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nötigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge tun muß. Wer eine Phantasie, wie sein „Elysium" (S. 34), komponieren kann, der ist als ein Eingeweihter in den innersten Geheimnissen der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmutigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Mut steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leier vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

Taschenkalender für Natur- und Gartenfreunde.
1794.

Tübingen, bei Cotta: Taschenkalender auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und anderen Kupfern. 290 Seiten gr. 12°.

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vorteil des guten Geschmackes, weil es an festen Prinzipien fehlte und alles der Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sei? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu sein. Diese Geburten des nördlichen Geschmackes sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsicheren Charakter gezeigt, daß es dem echten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Dilettantism zum Spiele dahingab. Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes, selbständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrwege kam die Gartenkunst in neueren Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren.

Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Lizenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst über- 5 lassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur anderen hinüberspringen, und die Natur, in einem größeren oder kleineren Bezirk, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den franzö- 10 sischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Übereinstimmung und Größe entschädiget wurde: so sinkt sie nun, in unseren sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit 15 und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtenteils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Ein- 20 fällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermutung geraten, daß sie hier gar nicht unterzubringen sei. Man würde aber unrecht haben, die verun- 25 glückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfnis. Was erstlich den architektonischen Geschmack be- 30 trifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter einer Kategorie mit der Baukunst stehet, obgleich man sehr übel getan hat, die Verhältnisse der letzteren auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfnisse, welches zunächst ihre Formen 35 bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichts-

punkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachlaßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls miteinander gemein, daß sie die Natur
5 durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung
10 und Übereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmut befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigentümlichkeit Gewalt anzutun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der
15 Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmackes in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen
20 Charakteren zu verwechseln und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der anderen zu begünstigen.

Auf der anderen Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Faktum des Gefühles.
25 Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Szenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack *diese* Art des Genusses be-
30 zweckte, so mußte er darauf bedacht sein, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprunges zu entfernen. Er machte sich also die *Freiheit*, sowie sein architektonischer Vorgänger die *Regelmäßigkeit*, zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die *Natur*, bei diesem die *Menschenhand* siegen.
35 Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat und die Gartenkunst in die Malerei hinüberführte. Er vergaß, daß der ver-

jüngte Maßstab, der der letzteren zustatten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentiert und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins 5 Tändelhafte und — weil ihm zu den Übergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil 10 auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre anderen Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhen, so muß 15 man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will; eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks 20 und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und 25 widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirtes entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen. 30

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der „Fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks" in diesem Kalender vorzüglich hinweist, und unter allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden sein, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack 35 so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen; aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem

feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdiget hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann". Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst als solche sichtbar werden darf. Ohne der ersteren ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten teilt er in den großen, den kleinen und mittleren und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie sovieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstraße usf. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer sein und durch Aufopferung des Unnötigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die ebensogut als musikalische oder poetische Kompositionen fähig sein müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben Verfasser in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur von Hörensagen kennt, muß es angenehm sein, die-

selbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durch-
wandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den
Rezensenten überraschen, in einer Komposition, die man so
sehr geneigt war für das Werk der Willkür zu halten, eine
Idee herrschen zu sehen, die, es sei nun dem Urheber oder 5
dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die
meisten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die An-
lage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne
große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene
Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumen- 10
beete mit schwarzen Gefängnismauern abwechseln gesehen. Sie
haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich er-
lauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu ver-
knüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor
uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt 15
niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine
geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Ländliche
Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei
äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende
Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit 20
verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden
Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Land-
schaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden
Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und
Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallet, wenn schon 25
alles verschwunden ist.

Der Verfasser nimmt an, daß nur derjenige über den
ganzen Wert dieser Anlage richten könne, der sie im vollen
Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur der-
jenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf 30
einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß
davon zu haben, muß man durch das neuerbaute fürstliche
Schloß zu ihr geführt worden sein. Der Weg von Stuttgart
nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte
der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante 35
Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen
und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hin-
zieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der

Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und 5 durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seinesgleichen hat und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung 10 vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfnis nach — Simplizität bis zu dem höchsten Grade getrieben und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten 15 ten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen 20 an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die 25 nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den ersteren zum Denken reizt, den letzteren zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt 30 dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts getan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam sein, wenn man in ästhetischen Dingen nicht ebenso geneigt wäre, die Tat für den Willen, als in moralischen den Willen für die Tat anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser 35 Hohenheimer Anlage einmal vollendet sein wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessieren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein

Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urteil des Verfassers über den Garten zu Schwetzingen und über das Seifersdorfer Tal bei Dresden wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augen- 5 schein genommen, unterschreiben und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigene Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affektiert und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durcheinander wirft, für barba- 10 risch zu erklären.

Den sieben sehr gut gewählten und ebenso ausgeführten Kupfern, welche Partien aus dem Hohenheimer Garten vorstellen, sind noch vier andere Zeichnungen von schönen Vasen, Altären und Monumenten zum Gebrauche bei Gartenverzie- 15 rungen beigefügt, welche Herrn Isopi, einen sehr geschickten römischen Ornamentisten, jetzt Hofbildhauer in Stuttgart, zum Erfinder haben. Sie sind durchgängig in einem vortrefflichen Geschmacke und zeugen sehr günstig von dem vorzüglichen Talente dieses Künstlers. Mehrere andere Aufsätze ökono- 20 mischen Inhaltes machen den Kalender für den Gartenbau nicht weniger nützlich als für die Gartenkunst, und mit Vergnügen wird jeder Leser der Fortsetzung desselben entgegensehen.

Ankündigung und abgekürzte Ankündigung der Horen. 25

1794.

Die Horen, eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt und herausgegeben von Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meinungen und 30 Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor

diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der Tat scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anderes zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was *rein menschlich* und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heiteren und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet sein und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den *jetzigen* Weltlauf und auf die *nächsten* Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Ver-

mittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. Soweit es tunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachteile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Übrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein; die drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dieke und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht, des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Zypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Wert zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und

schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmut und Ordnung, Wohlan-
5 ständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen
10 würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen
15 die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollesten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von einzelnen bisher angestellt
20 wurden, noch immer gemangelt hat und notwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Teilnehmern nötig sein möchte, um bei einem Werk, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortrefflichkeit im einzelnen mit Abwechslung im ganzen zu verbinden.

25 Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatsschrift Anteil nehmen:

Hr. Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbischöfl. Gnaden, Herr Koadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg in Erfurt.
30 Hr. Professor Engel aus Berlin.
" D. Erhardt in Nürnberg.
" Professor Fichte in Jena.
" von Funk in Dresden.
" Professor Garve in Breslau.
35 " Kriegsrat Gentz in Berlin.
" Kanonikus Gleim in Halberstadt.
" Geheimer Rat von Goethe in Weimar.
" D. Gros in Göttingen.

Hr. Vize-Konsistorial-Präsident Herder in Weimar.
" Hirt in Rom.
" Professor Hufeland in Jena.
" Legations-Rat von Humboldt aus Berlin.
" Oberbergmeister von Humboldt in Bayreuth. 5
" Geheimer Rat Jacobi in Düsseldorf.
" Hofrat Matthisson in der Schweiz.
" Professor Meyer in Weimar.
" Hofrat Pfeffel in Colmar.
" Hofrat Schiller in Jena. 10
" Schlegel in Amsterdam.
" Hofrat Schütz in Jena.
" Hofrat Schulz in Mitau.
" Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Sozietät keineswegs 15
als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den notwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Teilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet sein, anonym zu bleiben, weil man bei Aufnahme 20
der Beiträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freiheit der Kritik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen und bei den einzelnen Aufsätzen die Namen ihrer Verfasser bis zum Ablauf eines jeden 25
Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dez. 1794. Schiller.

Abgekürzte Ankündigung. 30

Die Horen, eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt und herausgegeben von Schiller.

(Auszug aus der ausführlichen, in Nr. 140 des Intellig.-Blattes der Jenaischen Allgem. Litt.-Zeit. abgedruckten Ankündigung.)

Je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die leb- 35
hafteste Teilnahme an den politischen Begebenheiten des Tages und den Kampf entgegengesetzter Meinungen und Parteien

jetzt auf die Gegenwart gerichtet ist, desto dringender wird das Bedürfnis, die dadurch eingeengten Gemüter durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich und über den Einfluß der Zeiten erhaben ist, wie-
5 derum in Freiheit zu setzen und dem durch den Anblick der Zeitbegebenheiten ermüdeten Leser eine fröhliche Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Endzweck widmet man die gegenwärtige Zeitschrift. Sich alle Beziehung auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietend,
10 wird dieselbe mit Hilfe der Geschichte und Philosophie zu dem Ideale veredelter Menschheit die einzelnen Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig sein. Daß sie diesem erhabenen Ziele nicht ohne Erfolg entgegenstreben werde,
15 dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können, wenn er sich als den Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft ansieht, die sich zur Herausgabe derselben vereinigt hat. Denn nach vielen Schwierigkeiten ist es ihm endlich gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller
20 Deutschlands zu einem fortlaufenden Werk zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller von einzelnen bisher angestellten Versuche noch immer gemangelt hat und notwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Teilnehmern nötig sein möchte, um bei einem
25 periodischen Werke Vortrefflichkeit im einzelnen mit Abwechslung im ganzen zu verbinden. Die jetzigen Mitarbeiter sind Hr. v. Archenholz, v. Dalberg, Engel, Erhardt, Fichte, v. Funk, Garve, Gentz, Gleim, v. Goethe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, W. v. Humboldt, A. v. Humboldt, Jacobi, Matthisson,
30 Meyer, Pfeffel, Schiller, Schlegel, Schütz, Friedr. Schulz, Woltmann, Vogel in Nürnberg.

Jena, den 10. Dezember 1794.

Schiller.

Den Lesern der Horen und des Schillerschen Musenalmanachs.

1796.

Da die fahrenden Posten von Schwaben und Franken nach Sachsen noch nicht im Gange sind, so wird das Publikum 5
die verzögerte Erscheinung der neuesten Horenstücke gefälligst entschuldigen. Sobald die Kommunikation wieder hergestellt ist, werden mehrere Monatstücke dieses Journals zugleich versendet werden.

Zugleich zeige ich an, daß der Musenalmanach für das 10
Jahr 1797 von Schiller, mit Didotischer Schrift gedruckt, einem Titelkupfer von Bolt und Melodien von Zelter in Berlin, in meiner Verlagshandlung erscheint, und mit dem 25. September Exemplarien davon ausgegeben werden. Das Nähere davon wird noch vor Ablauf dieses Termins in dem Intelli- 15
genzblatt der A. L. Z. angezeigt werden.

Cottaische Buchhandlung.

Anmerkung zur Geisterinsel von Gotter.

1797.

Die Oper ist von Herrn Fleischmann in Meinungen, 20
kraft eines förmlichen und ausschließenden Vertrags mit dem Dichter, in Musik gesetzt, und noch bei Lebzeiten des letztern zu Ende gebracht worden. Die Ausführung hatte den ganzen Beifall des verstorbenen Dichters. Die Oper wird nächstens aufs Theater gebracht werden, und gleich nach der ersten Vor- 25
stellung sind Partitur und Text zu haben, weshalb sich die Theaterdirektionen, die solche zu besitzen wünschen, entweder an den Komponisten oder die Witwe des Dichters wenden mögen.

Anzeige der Gedichte.

1798.

Bei Herrn Crusius in Leipzig erscheint auf Michaelis 1799 eine Sammlung meiner Gedichte, von mir selbst ausgewählt, verbessert und mit neuen vermehrt.

Schiller.

Über die erste Aufführung der Piccolomini.

1799.

In der gefühlvollen Darstellung unseres Graff erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem Innersten. Seine pathetische Rezitation des Monologs, seine ahnungsvollen Worte (in der Szene mit der Gräfin Terzky), als er den unglücklichen Entschluß faßt, die Erzählung des oben angeführten Traumes riß alle Zuhörer mit sich fort. Nur daß er zuweilen, von seinem Gefühl fortgezogen, eine zu große Weichheit in seinen Ausdruck legte, der dem männlichen Geiste des Helden nicht ganz entsprach.

Vohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu sein. Immer blieb er im Geiste seiner Rolle, und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am glücklichsten auszudrücken.

Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen Tat zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Tränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrages.

Thekla von Friedland wurde durch Dem. Jagemann zart und voll Anmut dargestellt. Eine edle Simplizität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und beides wußte sie, wo es nötig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken.

Madame Teller, welche die weimarische Bühne vor kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus. Durch ihren präzisen und belebten Vortrag in der entscheidenden Szene mit Wallenstein, wo alles von der Beredsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück.

Becker stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Höflingsfigur unter dem Hohne einer übermütigen stolzen Soldateska leicht ausgesetzt war.

Malcolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Cordemann als Illo, Dem. Malcolmi als Herzogin von Friedland, Weyrauch als Kellermeister, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeiner Gebrauch des Silbenmaßes auf der Bühne recht wohl stattfinden könne.

Hunnius als schwedischer Geschäftsträger stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negociateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gastmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zur großen Ergötzung des Publikums ausgeführt.

Um die theatralische Anordnung der ganzen so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, dem sie aufgetragen war, ein großes Verdienst erworben, und der Fleiß, den er auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direktion sparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geist des Gedichtes würdig auszuführen und die Aufgabe, das barbarische Kostüm jener

Zeit, welches dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte zwischen dem Abgeschmackten und dem Edlen zu treffen, soviel es möglich sein wollte, zu lösen.

5 Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühungen der Schauspieler durch eine fortgesetzte wachsende Aufmerksamkeit, es zeigte sein Interesse und seine Rührung.

Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntschaft der Zuschauer mit dem Werke hat 10 dem Eindruck desselben nichts geschadet.

An den Herausgeber der Propyläen.

1800.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und noch 15 lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigentümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers 20 zur Tätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen 25 und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eigenes Interesse des Verstandes, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleichgroße Anzahl wirk30 licher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höheren Kunstgenuß, aber vielleicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Thema mir wenigstens gegeben hat.

35 Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbst. In

Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die Tat bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beiden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbständige und anmutige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung tätig sein müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bei diesen zwei Preisaufgaben dafür gesorgt, daß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beiden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hektors Abschied qualifizierte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsgemälde; der Raub der Pferde des Rhesus, ein Nachtstück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Absicht auf den inneren Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten und mochten für die Ausführung, im ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl entscheiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Übergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz, und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bei dieser Gelegenheit nicht verleugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir uns von Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich in der Finsternis der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie müssen eilen,

um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Momentes von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der Tat und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessiert, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der Tat, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemälde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein einzelner aus denselben einen Anspruch an unsere Teilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlafe ermordet worden, und was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes: es ist ihre Kühnheit, die uns interessiert, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Teil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns sein. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre Tat emporzuheben; dies geschieht durch die Gegenwart und den Anteil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird, für den Gedanken, noch dieses gewonnen, daß die nächtliche Tat einen Zeugen hat, daß durch ihre Geste die Notwendigkeit der Flucht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die

nächtliche Szene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken und bei der 5 Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes Nr. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hintergrunde noch in dem Morden begriffen ist und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Tiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer angenehmen 10 Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig fürs Auge, aber der Gedanke ist gemein, und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das Nächste, Prosaische ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden Tat 15 Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu tun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davontrug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar; es setzt nichts 20 voraus und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (Nr. 3 und 4) desselben Inhaltes stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwert ist über ihm gezückt, Ulysses hat sich der Pferde bemächtigt. Die Aus- 25 führung ist kräftiger, die Handlung reicher als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte, fleißige Ausführung kann den 30 fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (Nr. 6 und 7) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verrät. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem 35 einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyß auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem anderen wird noch Rat

gehalten, aber die Szene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höheren Geiste sind zwei andere Bilder desselben Inhaltes gedacht und ausgeführt.

5 Die Göttin erscheint (Nr. 2) über den erschlagenen Leichen, und das Licht, das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Szene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die 10 Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses, den Bogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide 15 Helden sind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß, und ein Löwenfell hängt über den Rücken des Diomedes. Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht 20 nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns 25 der andere (Nr. 1), mit dem sich diese Galerie der Rhesusbilder würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Szene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein 30 glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griffe seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Szene der Handlung und das Ziel 35 der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch ganz verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine malerische, schön pyra-

midenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben forttreiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken, nur der Kopf ist ein wenig nach der Szene gedreht. Sein Mantel sowie die Mähnen und Decken der Pferde sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle Masse leblos liegender Körper im Vordergrunde und die stillliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen. 5

Sobald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen; dies findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyß und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes, nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erscheinung zur Linken hingerichtet. 10 15

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der sie erscheint, wälzt sich malerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rhesus herum und faßt auf diese Art die ganze Mordszene mit einem geheimnisvollen Vorhange ein, der sich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechischen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander. 20 25

Man erfährt bei diesem Bilde den heiteren Einfluß einer phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen ist alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt, alles repräsentiert nur und hat nur Dasein für den Gedanken und durch denselben. 30

Es ließ sich für diese beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten. 35

Der Raub der Pferde des Rhesus ist, als bloßes Faktum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz;

hier muß also die Phantasie ihre Macht beweisen und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gespenst der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freier Dichtungskraft über das gemein Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gefühl nicht ansprach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlage nicht viel abgewinnen, und eben dies scheint die meisten von diesem Sujet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit, ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von selbst herausfinden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoffe ein doppeltes Verhältnis auszudrücken: Hektor sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzutun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte notwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der konkurrierenden Künstler haben sich begnügt, bloß den Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektor selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dies ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn

an den Krieger und den Helden, der der Schirm seiner Vaterstadt sein soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die *diesem* Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters sich mit dem männlichen Ernste des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (Nr. 24), einem Ölgemälde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in *einer* Umarmung zusammenzufassen. Hektor breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen nach dem Kinde ausgestreckten Armen an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hindernis zu sein.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden — denn es sollte der Abschied eines Helden sein, der Gattin und Kind zurückläßt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten, ewigen Abschied ahnen. Auf der anderen Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner wert beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der konkurrierenden Künstler (Nr. 13) dem die Natur einen heiteren Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienszene verwandelt, worin von dem tragischen In-

halt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hektor unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arme der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, 5 als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den anderen dem Kinde schmeichelnd entgegenstreckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck, ein 10 freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromaches seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Tränen. Alles akkordiert zu einer schönen lieblichen Gruppe und spricht das Gemüt schnell und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen 15 nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze malerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Hand- 20 lung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen und erfüllt deswegen den Rand der Mauern und Türme, unter welchen die Szene vorgeht, mit einer Million spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

25 So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist demselben auf zwei anderen, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zuviel Raum gegeben und von dem heroischen Charakter des Helden zuviel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man 30 mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck hilflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem anderen (Nr. 19) scheint eine gewisse kranke Bläſſe zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Teil koloriert ist 35 und auf einen Farbeneffekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die tote Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere, und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren

Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutze übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen mutigen, heiteren und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch emporgehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichsten (Nr. 25 und 26) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hilflosen Stadt: beide scheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwei nach Art des Basreliefs gearbeitete Bilder (Nr. 20 und 21), wo der Künstler im Geiste der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu sein. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch anderen Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas anderes hin: es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Notwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst; die zärtliche Bekümmernis der Gattin ist dem Ganzen gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürftig gegen die kolossalische Figur des Helden und stört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur,

hat sich das Genie der verschiedenen Künstler charakterisiert. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauflangen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes
5 geworden. Hier in corpore vili konnte der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten Nachteile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durch-
10 geführt worden. Diesen letzteren Charakter trägt sie auf einer bunt getuschten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unschicklich angebrachten Säulen, die das Tor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstiches, behandelt, die Figur
15 der Andromache voll Anmut, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hektor wußte der Künstler sich nicht zu denken und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in
20 welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Teil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (Nr. 23) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade
25 durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem anderen Bilde (Nr. 26), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieser Abschiedsszene Hektors war das Lokale keines-
30 wegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bediente, so mußte er die Szene unter oder an das trojanische Tor verlegen, und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam
35 in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Szene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffent-

lichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist, obgleich das andere Extrem, wo der Künstler einen opernmäßigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bei diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heiteren Imagination, wodurch sie sich frei und selbständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden Anmut, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Wege, wieder zur Natur zurückfindet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze; andere empfehlen sich durch irgendeine glückliche Anlage oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Teile der malerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (Nr. 26) der braunen Zeichnung, wie sie das Publikum nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Herrn Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heiteren Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt, im Geiste der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weiterem Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitere Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Szene bereit hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Tor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freien Bogen;

man sieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptszene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle 5 Stil, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmut in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich tätig, klar und entschieden; die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der 10 Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

Dramatische Preisaufgabe.

1800.

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisauf- 15 gaben, in Absicht auf bildende Kunst, hat man sich bewogen gefunden, etwas Ähnliches auch auf dem Felde der Poesie, und zwar der dramatischen, zu versuchen, welche gegenwärtig im Besitz ist, am meisten unter allen poetischen Gattungen auf den Volksgeschmack zu wirken.

20 Man gibt hierbei dem Lustspiel den Vorzug vor dem Trauerspiel, weil an jenem überhaupt noch ein größerer Mangel ist und das Neue darin am meisten gefordert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer sind, so kann unsere Bühne sich hier weit mehr als dort durch das 25 Ausland, ja selbst durch das Altertum bereichern, und das Vortreffliche in dieser Gattung veraltet nie, da die Leidenschaften auf der unbeweglichen Base der menschlichen Natur gegründet und folglich weit beständiger sind als die Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

30 Man klagt mit Recht, daß die reine Komödie, das lustige Lustspiel, bei uns Deutschen durch das sentimentalische zu sehr verdrängt worden, und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unserer komischen Bühne, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen ge- 35 schöpft wird. Das Sittliche aber sowie das Pathetische macht

immer ernsthaft, und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüts, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Komödie ist, läßt sich nur durch eine absolute moralische Gleichgültigkeit erreichen; es sei nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst 5 besitze, die moralische Tendenz seines Stoffs durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterscheidet aber auch in der rein komischen Gattung noch Charakterstücke und Intrigenstücke, und es ist eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutsche 10 Genius in jener ersten Klasse nie sehr glänzend erscheinen wird. Charakterstücke stellen uns entweder Gattungen (die Molièrische Komödie) oder Individuen (die englische Komödie) dar. Für die letzteren ist der deutsche Charakter an Originalen zu arm, und für die erste kältere Gattung ist 15 der Zeitmoment vorüber. Die Charakterkomödie erfordert im ganzen eine größere Fülle des Genies von seiten des Dichters, und von seiten des Schauspielers ein tieferes Studium, als man in unseren Tagen glaubt voraussetzen zu dürfen.

Es bleibt also nur das Feld der Intrigenstücke offen; das 20 Feld ist reich und nicht so leicht als das der Charakterstücke zu erschöpfen.

In dem Intrigenstücke sind die Charaktere bloß für die Begebenheiten, in dem Charakterstücke sind die Begebenheiten für die Charaktere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche 25 beider Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wissen.

Ein Preis von dreißig Dukaten wird hiermit auf das beste Intrigenstück gesetzt.

Die Manuskripte werden vor der Mitte Septembers erwartet. 30

Diejenigen Stücke, welche sich zu einer Vorstellung qualifizieren, werden aufgeführt.

Sämtliche Arbeiten werden in den „Propyläen" rezensiert; dabei wird von den Eigenschaften des Intrigenstücks überhaupt die Rede sein. 35

Das Eigentum sowie die freie Disposition bleibt den Verfassern.

Vorerinnerung zum zweiten Bande der Gedichte.

1803.

Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsicheren Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmackes finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtenteils schon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetische Wert nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigentum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgendeine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, sowie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum *auf einmal* in der Gestalt darzustellen, in welcher er *nach und nach* vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.

Möchte diese rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfassers in drei Bänden erschienen ist, und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Druckes und eines schmutzigen Äußeren zur Schande des guten Geschmackes und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers dennoch Käufer findet.

Weimar, in der Ostermesse 1803.

Über das Geschenk des Königs von Schweden.

1803.

Weimar, 4. Sept.

In höchster Anwesenheit Ihrer königl. Majestät von Schweden zu Weimar ist Wallenstein aufgeführt und der Verfasser 5 dieses Stücks und der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges von des Königs Majestät mit einem kostbaren Brillantring beschenkt worden.

Nachtrag.

„Anzeige“ aus der „Thalia“.

1788.

Die Fortsetzung der „Rheinischen Thalia“ wurde voriges Jahr durch eine Reise des Herausgebers unterbrochen und
5 fängt nunmehr im Jahr 1786 unter einigen wesentlichen Veränderungen von neuem an.

Artikel, welche auf die Pfalz und die übrigen Rheingegenden eine lokale Beziehung haben, gehören nicht mehr in den Plan der Thalia. Aufsätze von vorzüglichem Gehalte,
10 die dahin einschlagen, werden zwar nicht ausgeschlossen, aber man verbindet sich zu keinem. Was die Dramaturgie des Mannheimer Theaters insbesondre betrifft, so verweise ich den Leser auf eine detaillierte Geschichte dieser Bühne, welche, wie man mir sagt, unter der Aufsicht des Freiherrn von Dalberg
15 noch in diesem Jahre erscheinen soll und von den besten Mitgliedern jener Bühne verfaßt wird.

Die Bogenzahl der nun folgenden Hefte ist unbestimmt, wie auch die Zeit ihrer Erscheinung. Überhaupt aber werden dieselben kleiner sein und desto öfter herauskommen.

20 Die Liebhaber dieses Journals wenden sich an den Verleger G. J. Göschen zu Leipzig.

Dresden, im Jenner 1786. Schiller.

Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters.

25 1789.

In der Allgemeinen Literatur-Zeitung. Leipzig, bei Dyk. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen An-

merkungen versehen von B. Schatz. Erster Teil 504 S. Zweiter Teil 429 S. Dritter Teil 368 S. 1788. 8⁰. (3 Rthlr. 16 gr.)

Nachrichten von dem Leben und der Bildung eines Schriftstellers, der beinahe 200 dramatische Stücke in Prosa und in Versen geliefert hat und in der theatralischen Kunst seines Volks als Reformator aufgetreten ist, müßten an sich schon jeden Freund der schönen Literatur interessieren. Aber eine abwechselnde Mannigfaltigkeit von Begebenheiten, Anekdoten, Sittengemälden u. dgl. m., mit denen diese Lebensbeschreibung durchflochten ist, die beleuchtenden Blicke, die auf das Theaterwesen und den dramatischen Geschmack der Italiener darin geworfen werden, eine Menge geistreicher und unterrichtender Bemerkungen über die Sitten und das häusliche Leben der Italiener und noch ausführlichere Nachrichten aus Paris, eine leichte, lebhafte und fast dramatische Darstellung, ein charakteristischer Vortrag, der uns in die Gesellschaft des Autors bringt und ihn besser schildert als alle seine Werke, die unverkennbare Sprache der Wahrheit und der Geist herzlicher Gutmütigkeit, der durch das ganze Werk ausgegossen ist, machen es für alle Leser ohne Unterschied interessant und empfehlungswürdig. Ein zweiundsiebenzigjähriger Greis erzählt uns hier im Ton der angenehmsten Munterkeit die großen und kleinen Merkwürdigkeiten seines schriftstellerischen, häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, und wenn er in der Wahl der letztern auch nicht immer streng genug gewesen ist, so sollte schon allein die naive Treuherzigkeit, die ihn einen so hohen Grad von Teilnehmung bei dem Leser voraussetzen läßt, ihm die Nachsicht desselben erwerben. Große Gesinnungen und eine philosophische Verleugnungsgabe darf man hier freilich nicht suchen. So muß man sich auch an einem reichen Maße von Autor-Eitelkeit, die oft ins Lächerliche, an einer gewissen Eigennützigkeit, die oft ins Armselige und Niedrige fällt, nicht stoßen, um diesen Charakter lieb zu gewinnen; aber ein weiches zartfühlendes Herz, die unbegrenzteste Bonhommie, eine unerschöpfliche Quelle von fröhlicher Laune und eine seltene Billigkeit gegen fremde Verdienste geben ihm an unserem Wohlwollen wieder, was er an unserer Bewunderung etwa verloren

haben mag. Seine Schwächen selbst, die er uns entweder mit Offenheit bekennt oder auch, ohne es selbst zu wissen, schildert, und die man übrigens einem zweiundsiebenzigjährigen Greis sehr geneigt sein wird zu verzeihen, tragen vielmehr zum 5 Interesse der Erzählung bei, als daß sie es schwächen sollten. Auch hat seine gefällige Meinung von ihm selbst gar nichts von dem anstößigen widrigen Egoismus, womit so viele, weit größere, Schriftsteller ihren Leser drücken — eine Bemerkung, die sich dem Rezensenten vorzüglich in dem XVI. und XVII. 10 Kapitel des III. Teils aufgedrungen hat, wo unser Autor seine Zusammenkunft mit J. J. Rousseau beschreibt. Wie gern würde man einem Goldoni ein parteiisches Urteil über diesen ihm so höchst fremdartigen Charakter verziehen haben, und doch dürften wenige Leser sein, denen nach Lesung dieser Stellen 15 der große philosophische Dichter neben dem italienischen Komödienschreiber nicht — sehr klein erschiene.

Der erste Teil dieses Werks liefert uns die Schicksale des Autors, bis sich seine theatralische Laufbahn ganz entschieden hat. Er war Arzt, Rechtsgelehrter und erhielt sogar 20 die Tonsur in Pavia; aber sein innerer Ruf zur Bühne siegte über alle Versuche, die ihn derselben abtrünnig machen sollten. Dieser Teil enthält sehr schätzbare Bemerkungen über Venedig, Rom und andre Städte Italiens. Der zweite besteht beinahe ganz aus kurzen Zergliederungen seiner wichtigsten Stücke, der 25 Geschichte ihrer Entstehung, ihres Glücks oder ihres Falles. Im dritten ist er in Paris und verbreitet sich mit vieler Ausführlichkeit und einer beinahe jugendlichen Wärme über alles Merkwürdige dieser seiner neuen Vaterstadt. In einem vierten Teil will Hr. Schatz kritische Bemerkungen über 30 Goldoni und seine Werke liefern.

Die Übersetzung ist fast durchgängig leicht und fließend; hier und da freilich vermißt man sehr die angenehme Nachlässigkeit des Originals. Die Sprache könnte reiner sein. Sollten wir wirklich für die Wörter soupieren, genieren, 35 Doktrin, apathisch u. a. keine gleichbedeutenden deutschen haben? Manchmal ist die Wortfolge undeutsch: „Geboren in dem sanften Klima von Venedig, hatte sie sich schon daran gewöhnt“ u. s. f. S. 22, I. Teil. Daß in der Konversations=

sprache sein Ton oft in das Gesuchte fällt, scheint der Übersetzer selbst gefühlt zu haben, und er sucht diesen Vorwurf der deutschen Sprache überhaupt zuzuwälzen, die sich nicht wohl anders, wie er sagt, von dem Extrem des Platten soll entfernen können als durch das entgegengesetzte Extrem des 5 Künstlichen. Da Hr. Schatz es wohl schwerlich mit so vielen unsrer klassischen Schriftsteller wird aufnehmen wollen, die von der deutschen edlern Gesellschaftssprache Muster geliefert haben, so kann sich dieser Vorwurf nicht wohl weiter als auf den Kreis des Umgangs erstrecken, den er selbst beobachtet hat; 10 und wenn ihm dieser zwischen Platt und Gesucht keinen Mittelweg zeigte, so war es immer ein wenig rasch, dieses Urteil auf seine ganze Nation auszudehnen. Wenn sich die deutsche Sprache auch von einer gewissen Klasse Menschen, die schwerlich eine Prüfung darin aushalten dürfte, diesen ebenso un- 15 gereimten als unverdienten Vorwurf machen lassen muß, so sollte man ihn wenigstens jetzt nicht mehr in die Welt hineinschreiben. Die hin und wieder eingestreuten Anmerkungen des Übersetzers sind nicht ohne Gehalt und würden an Wert nichts verloren haben, wenn sie auch mit etwas weniger An- 20 maßung geschrieben wären.

Anmerkungen.

Welcher ist unter euch der Geringste?

Ein Dokument der höchst bedenklichen Experimentierpädagogik des Herzogs, die in diesem Fall bewußt auf Erstickung jeglichen kameradschaftlichen Sinnes der Zöglinge ausging. Die Aufgabe wurde der Abteilung, zu der Schiller gehörte, am 29. Januar 1774 zur schriftlichen Beantwortung gestellt. Während die übrigen Akademisten ihre Lösungen in französischer oder in lateinischer Prosa verfaßten, wählte Schiller, der das Peinliche der Situation wohl fühlte, wie aus dem Anfang seiner Niederschrift hervorgeht, die ihm seit der Ludwigsburger Schulzeit geläufigen Distichen. Überdies hatte der Schüler, auf dessen Namen sich die andern einigten, durch sein Verhalten gegen die Kameraden und gegen seine Lehrer die allgemeine Entrüstung der Abteilung erregt und wurde deshalb wenigstens nicht unschuldig von dem Verdammungsurteil getroffen. (Vgl. Minor I, 102. Weltrich 148. Berger I, 71. Wagner, Geschichte der Hohen Carlsschule I, Würzburg 1856, S. 81, 521, wo das Gedicht zuerst, und zwar als Faksimile erschienen ist.)

Wir geben das Gedicht hier in der Übersetzung von Robert Boxberger wieder:

„Durchlauchtigster Herzog!

Wahrhaft gehorsamer Sinn, der stets vollzieht die Befehle,
Die du so väterlich gibst, fordert ein schmerzliches Werk.
Schildern soll ich die Sitten von meinen Schulkameraden,
Ach, wie bedrückt es mich, ihn schlechter Gesinnung zu zeihn!
Aber du hast es befohlen, es ist dein erleuchteter Wille,
Der ja nur eines bezweckt: unser gemeinsames Wohl.
Drum, wie ich's denke, so sprech ich es aus: von allen der Schlimmste
Scheint Karl Kempff mir zu sein, schändlichen Neigungen hold.
Gern betrügt er den Freund, ist roh in seinem Benehmen,
Jeglicher Kenntnisse bar, schätzt er die Lehrer gering.
Zwar ist die Klasse auch sonst durchweg mit Mängeln behaftet.
Alle besiegt er jedoch durch sein beharrliches Tun.

O daß ich, gnädigster Fürst, nicht einen zu nennen dir brauchte,
Welcher sich unwert zeigt deiner beglückenden Huld!
Doch mich erfüllet die Hoffnung noch jetzt, er werde sich bessern
Und, gewitzigt zuletzt, alles, was böse ist, fliehn.
Auch wir flehen dich, Fürst, der erhabnen Gunst uns zu würd'gen,
Die du bisher uns gewährt, ohn' unser eignes Verdienst.
Mit diesen Bitten wirft sich, durchlauchtigster Herzog, zu deinen Füßen Schiller."

Bericht über Mitschüler und sich selbst.

Erster Druck: Hoffmeister, Nachlese zu Schillers Werken IV, (1841). Die Urteile der Mitschüler über Schiller stehen bei A. v. Schloßberger, Archivalische Nachlese zur Schillerliteratur. Stuttgart 1877. Vgl. auch Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Stuttgart und Berlin, 1904. Wagner, Geschichte der Hohen Carlsschule I. II, 1856 f. — Pfeiffer im Marbacher Schillerbuch von 1905. — Berger I, 71 ff. — Minor I, 103 ff. — Die Aufgabe, sich selbst und die Kameraden aus derselben Abteilung zu charakterisieren, war im Herbst 1774 den älteren Schülern der Akademie gestellt worden. Sie hatten sich dabei an einen vorgeschriebenen Frageplan zu halten, worinnen es hieß: Welche sind seine Gesinnungen gegen Gott, den Herzog, die Vorgesetzten und die Kameraden? Ist er zufrieden mit sich und seinem Schicksal? Weiter wurden Urteile über intellektuelle Anlagen und deren Anwendung, über Charaktereigenschaften und Lieblingsneigungen verlangt. Auch nach der Beobachtung der Reinlichkeit war gefragt. — Pädagogisch betrachtet, ist diese ganze Maßregel nicht minder bedenklich, als die an erster Stelle besprochene.

S. 12, 1: Philipp Jacob Scheffauer (1756—1808), war mit Dannecker in Rom, später Professor der Bildhauerkunst in Stuttgart. Beim schwäbischen Besuch (1793) sah ihn Schiller wieder (Jonas III, 427). Vgl. Hartmann, a. a. O. 309 f. — Keller: entweder Christoph Friedrich (1755—1838), Kammerlakai und Hoffourier, oder Johann Georg (geb. 1759), Hofmusikus, oder Imanuel Leopold (geb. 1755), Kirchenratssekretär in Stuttgart.

S. 12, 13: Eberhard Thomas Gläßle (geb. 1753), später Offizier.

S. 12, 27: Georg Peter Schreyer (geb. 1755) gehörte der Akademie als Gärtnerzögling an. — Johann Pleßing (1755—1815), Hofjäger und Förster. — Johann Melchior Zeitter (nicht wie im ersten Druck Feither), 1757—1842, Oberförster und Professor an der Landwirtschaftsschule in Hohenheim. — Johann Simon Kerner (1755—1830), Lehrer für Botanik an der Akademie.

S. 13, 4: Peter Nicolaus Chatillon aus Besançon (geb. 1755),

später Offizier. — Joh. Friedrich Schmidlin (1758—1819), Staatsrat und Direktor des Konsistoriums. — August Friedrich Batz (nicht Balz, wie auch unser Text irrtümlich liest), geb. 1757, Professor an der hohen Karlsschule, dann Obertribunalrat in Tübingen. Vgl. Jonas I, 164. 173. Hartmann, a. a. O. 325f.

S. 13, 21: Karl Kempff (geb. 1753), derselbe, auf den sich die verdammenden Urteile seiner Mitschüler bei Beantwortung der Frage vereinigten: „Welcher ist unter euch der geringste?" (vgl. S. 9 dieses Bandes). Er wurde später Stallmeister und Vorsteher einer Reitschule. — Sein Bruder Dietrich (1751—1798) war Sekretär der Rentkammer.

S. 14, 11: Johann Franz Baßmann (geb. 1755), Theatermaler und Theaterinspektor in Stuttgart. — Johann Jakob Brandt (geb. 1754), Gärtnerzögling, später Kammerdiener des Herzogs.

S. 14, 28: Johann Leonhard Parrot (1755—1831), württembergischer Hof- und Domänendirektor. — Friedrich Philipp Eisenberg aus Treptow (Pommern) wurde 1775 aus der Akademie heimgeschickt. — Eberhard Heinrich Groß (geb. 1757), wurde Offizier. — Johann Philipp Friedrich Beurlin (nicht Burrlin) 1756—1831, Baurat. — Georg Friedrich Scharffenstein (1760—1817), der zu Schillers vertrautesten Freunden gehörte, wenn auch Verstimmungen nicht ausblieben (Jonas I, 2ff.), wurde Offizier und starb als Generalleutnant. Vgl. Hartmann, a. a. O., S. 144—186.

S. 15, 27: Beckers v. Netzen (geb. 1755) war später Offizier.

S. 16, 1: Franz Joseph Kapf (1759—1791), Offizier und Schillers Wohnungsgenosse nach dem Austritt aus der Militärakademie. Er ist in Ostindien gestorben. Vgl. Berger I, 131f., Hartmann 333ff. — Ferdinand Friedrich Faber (geb. 1758) hat 1778 die Anstalt verlassen, man weiß nicht, was aus ihm geworden.

S. 16, 24: Wendelin Bilfinger (1759—1835), Geheimer Legationsrat und Landrat in preußischen Diensten.

S. 17, 12: Georg Friedrich Boigeol (1756—1843), Regierungsrat, zu Schillers Vertrauten gehörend, mit dem der Dichter auch später noch Verbindung unterhielt. — Vgl. Hartmann, a. a. O. S. 317ff. — Johann Wilhelm Petersen (1758—1815), Bibliothekar in Stuttgart, ebenfalls ein vertrauter Freund Schillers, dem er in der Herausgabe der „Anthologie" und des „Württembergischen Repertoriums" beistand. Er hat uns wertvolle Mitteilungen über den Dichter geschenkt. Vgl. Hartmann, a. a. O., S. 186, 213.

S. 17, 31: Peter Konrad Masson (geb. 1758), Artillerieoffizier. Vgl. Hartmann, a. a. O. 315f. — Georg Gottlieb Hahn (geb. 1756), Lehrer der Mathematik und Artillerie an der Akademie. — Joh. Dan. Gottfried Schmidgall (geb. 1756), Artillerieoffizier.

S. 18, 1: Karl Ludwig Reichenbach (1757—1837), Bibliothekar und Archivar, schon von Ludwigsburg her mit Schiller befreundet, gehörte nach dem Austritt aus der Akademie neben dem Dichter und Petersen zu dem kleinen Kreis, der sich im Gasthof zum Ochsen in der Hauptstätterstraße zum Kegelschieben, Manillespiel und lauten, fröhlichen Zechgelagen zusammenfand. Seine Schwester, die mit Christophine befreundet war, ist die Malerin Ludovike Simanowiz. Vgl. Hartmann, a. a. O. 80ff. — Karl Eberhardt Wächter (1758 bis 1829), Geheimer Rat; nicht der Maler Georg Friedrich Eberhard Wächter (1762—1852).

S. 18, 20: Theodor Plieninger (1756—1840), Medizinalrat. Vgl. S. 35, 29 und 36, 5 dieses Bandes und Hartmann, a. a. O. S. 285ff.

S. 19, 1: Johann Jakob Atzel (1754—1820), Architekt und Bauinspektor zu Ansbach. Vgl. Hartmann, a. a. O. 306ff. — Er veröffentlichte im „Württembergischen Repertorium“ ein „Schreiben über einen Versuch in Grabdenkmälern nebst Proben“, zu dem Schiller einige lateinische Inschriften beisteuerte. Für Luthers Grabmal: „Martinus Lutherus, in terra notus et cocto et inferno [auf Erden bekannt, im Himmel und in der Hölle]; für Kepler: Joannes Keplerus, fortuna major, Nevtoni per sidera ductor [größer als das Schicksal, dem Newton ein Führer durch die Sternenwelt]; für Haller: Corpori leges, animo officia assignavit [dem Körper wies er seine Gesetze, dem Geiste seine Pflichten]; für Klopstock: Gratiam cecinit terris et inferris [Die Gnade sang er der Welt und der Unterwelt].“ — Philipp Friedrich Hetsch (1758 bis 1839), Maler und Galeriedirektor. Die Bekanntschaft mit ihm wurde 1793 erneuert, später wünschte Schiller, daß er ein Titelblatt zum „Tell“ zeichnen möchte (Jonas III, 359, 427. VII, 145. Hartmann 310ff.).

S. 19, 16: Ludwig Friedrich Johann Grub (1760—1847), Oberpostdirektor. Als Commissaire de la révision des postes impériales wollte er 1784 für die Verbreitung der „Rheinischen Thalia“ in den fränkischen Gegenden sorgen (vgl. den darauf bezüglichen Brief in Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, S. 385). Wie Schiller über ihn dachte, ergibt sich aus Jonas I, 7, II, 95f. 446. Vgl. Hartmann, S. 318—322. — Friedrich Preißmeyer (geb. 1757) studierte Militärwissenschaften.

S. 20, 1: Karl Friedrich Wolff (1760—1823), Kirchenratsrevisor. — Christoph Friedrich Kaußler (1760—1825), Gymnasialprofessor in Stuttgart. Mit Schiller hat er später (1795) noch einmal angeknüpft, indem er „halb schüchtern, halb zutrauensvoll dem Mann voll Edelmut und Nachsicht und besonders dem unver-

geßlichen Jugendfreund Betrachtungen, denen nur ihr Gegenstand Wert geben kann," für die Horen anbot. Hartmann, a. a. O. 335f.

S. 20, 13: Friedrich Ludwig Liesching (geb. 1757), erst Physikus in Gochsheim, ging später als Arzt des württembergischen Regiments nach dem Kapland. Vgl. Hartmann, a. a. O. 289f. — Karl August Friedrich Duttenhofer (1758—1836), Lehrer der Mathematik, später Ingenieuroffizier und Wasserbaudirektor. Hartmann, a. a. O. 327. — Emanuel Elwert (1759—1811), Arzt, war schon in der Ludwigsburger Schulzeit mit Schiller bekannt. Hartmann, a. a. O. 63ff. — Friedrich Wilhelm Scheidle (geb. 1761), Offizier. — Christian Friedrich Pfeifflin (geb. 1761), Jurist.

S. 20, 29: Friedrich von Hoven (1759—1838), Mediziner, Schillers vertrauter Freund, Mitarbeiter an der „Anthologie". — Seine Autobiographie enthält viel schätzenswertes Material sowohl aus Schillers Jugendzeit als aus den Jahren des Schwäbischen Besuchs. Hartmann, a. a. O. 42ff. — Joseph Friedrich Grammont (1759—1819), studierte erst Jura, dann Medizin, später Professor der französischen Sprache am Gymnasium in Stuttgart. Vgl. die Krankheitsberichte über ihn S. 26ff. dieses Bandes und Hartmann S. 329ff.

S. 21, 12: Christoph August von Hoven (1761—1780); seinem Gedächtnis ist die Leichenphantasie gewidmet (Bd. III, 181); vgl. auch den Brief des Dichters an seinen Vater (Jonas I, 12ff.). — Friedrich August Leopold Gegel (1760—1814), erst Hofmeister im Ausland, später Baukassierer und Bauverwalter in Ludwigsburg. Vgl. Hartmann, a. a. O. 322ff. und Speidel u. Wittmann, S. 386ff., wo ein Brief Gegels an Schiller abgedruckt ist.

S. 22, 28ff.: Durch das freimütige Geständnis seiner eigenen Fehler sucht Schiller wohl die Wirkung der abfälligen Urteile seiner Mitschüler abzuschwächen. Der Herzenswunsch seiner Jugend, Theologie zu studieren, konnte schon um deswillen nicht erfüllt werden, weil der Akademie eine theologische Fakultät fehlte. Schillers Übergang von dem juristischen zum medizinischen Studium erfolgte sofort, als mit der Verlegung der Anstalt nach Stuttgart die Möglichkeit dazu eröffnet wurde.

Inschriften für ein Hoffest.

Erster Druck: A. v. Keller, Beiträge zur Schillerliteratur. Als Einladungsschrift zur Schillerjubelfeier der Universität Tübingen. 1859.

Der Tempel war ein neben dem großen Speisesaal der Zöglinge gelegenes kuppelförmiges, säulengetragenes Gemach, wo der Herzog mit Franziska von Hohenheim gern zu Abend speiste.

Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller.

Erster Druck: Wagner, Geschichte der Hohen Carlsschule. I, 1856. — Johann Christian Hiller (1761—1778) hatte sich der Malerei widmen wollen.

Acht Berichte über die Krankheitsumstände des Eleven Grammont.

Erster Druck: Ebenda. — Über Grammont, vgl. S. 20f. Seine Krankheit war Hypochondrie, die zum Teil in körperlichen Ursachen, vornehmlich aber in religiöser Skepsis begründet gewesen ist.

S. 28, 14: Collegium archiatrale, das Kollegium der Ärzte.

S. 28, 17: Hopffengärtner (1724—1796), Leibarzt des Herzogs.

S. 29, 7/8: Christian Conrad Klein (1741—1815) war seit 1774 Lehrer der Anatomie und Chirurgie und wurde später auch Leibarzt.

S. 29, 25ff.: Der Kranke war auf des Herzogs Verordnung einige Zeit in Hohenheim gewesen.

S. 29, 30: Plutarch, der damals im Kopfe des Räuberdichters eine große Rolle spielte.

S. 31, 9: Teinach, Badeort im württembergischen Schwarzwald.

S. 33, 15: Der Oberst Christoph Dionysius v. Seeger (1740 bis nach 1802) war der Intendant der Akademie.

S. 37, 35: Der Aufenthalt in Teinach brachte dem Eleven Grammont nur vorübergehende Besserung. Im Dezember 1780 mußte er eines Rückfalls wegen aus der Akademie entlassen werden.

Themata zu einer Streitschrift (1780).

Erster Druck: „Morgenblatt“ 1847, S. 283.

Veranlaßt wurde Schiller zur Einreichung der Themata durch die Zurückweisung der ersten Dissertation „Philosophie der Physiologie“.

Proben einer deutschen Äneis nebst lyrischen Gedichten.

Schiller hatte in Balthasar Haugs „Schwäbischem Magazin von gelehrten Sachen“ seine Übersetzung aus dem ersten Buch der Äneide „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer“ (Bd. III, 162ff.) veröffentlicht. Als Haug dann seine Zeitschrift unter dem Titel „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ fortsetzte, übertrug er Schiller die Besprechung von Stäudlins Virgilübersetzung, die im 2. Stück (1781) erschienen ist. — Friedrich Gotthold Stäud-

lin (1758—1796) galt den damals um Schwabens Dichterruhm besorgten württembergischen Patrioten als das „beste dichterische Genie“ des Landes, wurde demzufolge in bedenklicher Weise verwöhnt und über Gebühr gepriesen, so daß er, der ein liebenswürdiges formales Talent mit geistiger Regsamkeit und lebhaftem Ehrgeiz vereinigte, sich zum Führer der jungen Dichtergeneration berufen glaubte, welcher Anspruch ihn natürlich mit Schiller in Kollision bringen mußte, der nicht daran dachte, sich seiner Kritik unterzuordnen. Die Verstimmung zwischen beiden Dichtern hat bis zu einem gewissen Grad die gegenseitige Beurteilung ihrer poetischen Erzeugnisse beeinflußt. Dabei wußte jedoch Schiller stets, den Ton überlegenen Humors zu wahren, während seine Gegner zuletzt zu bedenklichen Waffen gegriffen hat. Vgl. über Stäudlin Weltrich, Schiller I, 483—499. Berger, Schiller I, 197 ff., Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte I, 244 ff. — Die Angriffsobjekte für Schiller bildeten drei Publikationen Stäudlins: Die deutsche Äneis, der Musenalmanach für 1782 und die vermischten poetischen Stücke.

S. 38, 31: Gemeint ist die Iliasübertragung des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg (1781).

S. 39, 8—26: Das 18. Jahrhundert neigte, namentlich in den beiden ersten Dritteln dazu, Virgil über Homer zu stellen. Darum ist Schillers Äußerung von einer gewissen prinzipiellen Bedeutung.

S. 40, 27 f.: Der Jesuitenpater Joseph Michel Denis (1729 bis 1800), „Sined der Barde,“ hat eine Ossianverdeutschung in Hexametern erscheinen lassen (1768); Just Friedrich Wilhelm Zachariae (1726—1777), der Dichter des Renomisten, hat den Hexameter in seiner Übertragung von Miltons verlorenem Paradies (Altona 1760) und in seinen späteren epischen Gedichten angewandt; Stolberg: vgl. zu 38, 31.

S. 41, 7—10: Äneis IV, 642 ff., vgl. damit Schillers Übersetzung des 4. Buchs der Äneide, V. 921 f. (Bd. III, S. 135).

S. 41, 14—19: Äneis I, 56 ff. Stäudlin schreibt (Z. 15): sühnt. — Vgl. Schillers Verdeutschung Bd. III, 162, 27 ff.

S. 41, 21—28: Äneis I, 88 ff. — Vgl. Bd. III, 163, 64 ff.

S. 42, 14—16: Schillers Übersetzung.

S. 42, 18 ff.: Äneis IV, 389 ff. Vgl. Bd. III, 125, V. 569 ff.

S. 42, 25 ff.: Ebenda IV, 423. Vgl. Bd. III, 126, V. 623 f.

S. 42, 31 f.: Ebenda IV, 436. Bd. III, 127, V. 629.

S. 42, 35 f.: Ebenda IV, 487 f. Bd. III, 129, V. 705 ff.

S. 43, 8: Ebenda IV, 489. Bd. III, 129, V. 708 f.

S. 43, 13 f.: Ebenda IV, 496. Bd. III, 129, V. 718 f.

S. 43, 18: Ebenda IV, 582. Bd. III, 132, V. 838.

S. 43, 23: Ebenda I, 9. Stäudlin übersetzt: „Unnennbares Weh ihm sandte.“

S. 43, 24 f.: Ebenda I, 89. Stäudlin: „Die Finsternis ruht dicht über den Wassern.“ Schiller: Bd. III, 163, 66.

S. 43, 26: Ebenda I, 118. Bd. III, 164, V. 99.

S. 43, 28: Ebenda I, 142. Stäudlin: „Urplötzlich“.

S. 43, 30: Ebenda IV, 1. Bd. III, 109, V. 2.

S. 43, 35: Ebenda IV, 3. Bd. III, 109, V. 3.

S. 43, 37 f.: Ebenda IV, 176. Bd. III, 116, V. 261.

S. 44, 1 ff.: Ebenda IV, 188. Bd. III, 117, V. 279 f.

S. 44, 12 ff.: Ebenda IV, 584 ff. Z. 22: Stäudlin: „röten“. — Vgl. Bd. III, 132, V. 841 ff.

S. 45, 28: Der Titel lautet: „Der Jüngling an die Wollust“.

S. 45, 30: „Mein Wunsch. An meinen Freund Petersen“. Der Dichter wünscht sich unsterblichen Ruhm; der überlebende Freund möge dereinst an seinem Grabe sprechen: „Hier ruht im Erdenschoß ein deutscher Dichter, deutscher Biedermann.“ — Die Stelle, auf die Schiller anspielt, lautet:

„Mich aufzuschwingen zu den Strahlenhöhn
Des deutschen Bardenchors! zu glänzen dort,
Wo Klopstock und mein grauer Bodmer glänzt.“

S. 46, 3: Hudibras ist ein komisches Heldengedicht von dem englischen Dichter Samuel Butler (1612—1680), der in bitterster Armut starb.

S. 46, 4 f.: Schiller spielt auf eine Stelle in Stäudlins Gedicht an, wo ausgemalt ist, wie der Poet in schlummerloser Nacht die Hand nach dem Ruhmeskranz ausreckt, dann heißt es:

„Und siehe! glühend stürzt,
Wie Funken aus der Feueresse, schon
Der edlen Ehrbegierde Trän' herab!
Und tadelst du die Träne, Petersen?
Nein, Freund, sie macht mich deiner Freundschaft wert.“

S. 46, 23: Auf diese Stelle spielen die Worte in Stäudlins poetischer Epistel „An Herrn Professor S. in Erlangen“ an, die im Musenalmanach für 1783 erschienen ist:

„Es wirbelt, strudelt, donnert, braust
In jeder Zeile.“

S. 46, 25: Inzidenter, mit Bezug darauf. Vgl. Räuber II, 3, wo Spiegelberg den Ausdruck gebraucht.

Anthologie auf das Jahr 1782.

Über die Entstehung der Anthologie berichtet Scharffenstein

(vgl. Schillers Persönlichkeit, I. Teil, herausgegeben v. Hecker. Weimar 1904, S. 164): „Um diese Zeit gab eine poetische Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des ‚Schwäbischen Musenalmanachs‘ und Anführer der poetischen Zunft im Lande, Schillers ‚Anthologie‘ das Dasein, weniger nach Schillers Sinn, um zu rivalisieren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen.“ Die Ursache der Verstimmung zwischen Schiller und Stäudlin wird wohl darin zu suchen sein, daß dieser im Abdruck der „Entzückung an Laura“ (Musenalmanach für 1782) sich eigenmächtige redaktorische Änderungen erlaubt und andere Beiträge Schillers möglicherweise ganz zurückgewiesen hatte, worüber natürlich dieser mit Recht aufgebracht war. — — Wie Schiller unter seinen akademischen Freunden neue Mitarbeiter warb, davon zeugt der Brief an Friedrich von Hoven Jonas I, 46 f.

Widmung.

Die Widmung an den Tod ist als ein Seitenhieb auf die Vorgänger der Anthologie, besonders auf Stäudlins Musenalmanach zu verstehen, deren Herausgeber bezw. Verfasser ihre „Sächlein und Päcklein“ durch Veröffentlichung dem Tod hinterziehen und hart an dessen Nase vorbei „ins Archiv der Ewigkeit transportieren lassen“ wollten (Berger I, 201).

S. 47, 8: Phalanges, die Fingerknöchel.

S. 47, 9: Calcaneus, das Fersenbein.

S. 47, 20: Büchse der Pandora, aus der das Unheil in die Welt gekommen ist.

S. 47, 23: d. h. Hannibal.

S. 47, 26: Stahl: Die animistische Lehre Stahls, nach der der Geist den Körper regiert, und die die Heilung des kranken Körpers daher auch vom Geiste aus versucht, ist schon dem Karlsschüler vertraut (vgl. Bd. XVII, S. 143, 32 u. Anm.).

S. 47, 28: Archäus, der Weltgeist, die Naturalkraft der Okkultisten und Alchimisten.

S. 47, 33: Lukian, Pharsalia I, 2: „Und Recht wurde dem Verbrecher gegeben.“

S. 47, 36: Sackpuffer, Taschenpistole. „Sack“ in Süddeutschland für „Tasche“ weit verbreitet.

S. 48, 2: „Wunderpolychrest“, Allheilmittel.

S. 48, 5: d'Amiens und Ravaillac: vgl. Bd. XVII, 168, 10 und Anm.

S. 48, 7: Weil da die Messen abgehalten wurden, die als Erscheinungstermine der neuen Bücher beobachtet worden sind.

S. 8, 14: „Klopfjagd“, Treibjagd, bei der die Treiber das

Wild durch Klopfen an die Baumstämme und durch Schreien aufscheuchen.

S. 48, 15f.: Vielleicht ist an die unheilvolle Goldgier Spaniens gedacht, die die Länder der neuen Welt entvölkerte.

S. 48, 19: Indigestionen, Verdauungsstörungen.

S. 48, 30: Nämlich Sokrates, als er die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bewies, wobei Schiller wohl an Mendelssohns „Phaedon" denkt.

Vorrede.

S. 48, 34: Aus Ovid, Metamorphosen II, 171: „Da erwarmte endlich von den Sonnenstrahlen der kalte Norden." — Die Wahl dieses Mottos und die Sibiriens als des Heimatslandes der Anthologie bedeutet eine Übertrumpfung der Behauptung Stäudlins im ersten Musenalmanach, er wolle den naserümpfenden Deutschen am Rhein und an der Elbe zeigen, daß unter dem als „böotisch" verrufenen Himmel Schwabens „die herrliche Pflanze des Genies" wohl gedeihen könne. — Demgemäß ist die ganze folgende Vorrede als eine parodistische Übertreibung der Äußerungen des Herausgebers des Musenalmanachs anzusehen und steckt voll von persönlichen Spitzen, die wir heute nicht mehr alle feststellen können.

S. 49, 12: Hypomochlion, die Unterlage, der Stützpunkt eines Hebels.

S. 49, 24f.: Anspielung auf die Verfertiger von Leichengedichten, die auf Bestellung arbeiteten. Vielleicht aber steckt auch dahinter der Gedanke an Stäudlins Lobgedicht auf den verewigten Albrecht von Haller, das dem jungen Verseschmied einesteils ein großes Honorar des Verlegers und eine „fürstliche Belohnung" durch den Rat der Stadt Bern, anderenteils aber auch die allgemeine Anerkennung seiner Berufung zum Dichter und seiner „Vokation auf den Helikon" eingetragen hatte.

S. 49, 27: Matadore, Wortführer.

S. 49, 30: Papiergeld: vgl. S. 87, 20—25.

S. 50, 1: Zirkassienne, ein Frauenkleid.

Unterdrückte Vorrede zu den „Räubern".

Der am 15. Dezember 1780 aus der Militärakademie entlassene Regimentsmedikus bemühte sich vergeblich, außerhalb Stuttgarts einen Verleger für sein Erstlingsdrama zu finden, und sah sich schließlich genötigt, das Werk auf eigene Kosten drucken zu lassen. Der Drucker ist wahrscheinlich Johann Benedikt Metzler gewesen, das für den Druck nötige Geld hat Schiller geliehen. Dem Hofkammer-

rat und Buchhändler Schwan in Mannheim schickte der Dichter noch während des Druckes die ersten sieben Bogen zu, die dieser mit Anmerkungen und Ratschlägen versehen an Schiller zurückgelangen ließ. Die Kritik des erfahrenen Mannes mag neben der Rücksichtnahme auf die strenge Zensur und neben dem selbsterzieherischen Streben des Dichters bewirkt haben, daß in mehreren bereits gedruckten Bogen nachträglich Veränderungen vorgenommen wurden. Besonders gilt das von der Vorrede, die sich in ihrer ursprünglichen Form in einigen wenigen Exemplaren der ersten Räuberausgabe erhalten hat. Ein Vergleich der unterdrückten Vorrede mit der zweiten (Bd. IV, 49ff.) zeigt deutlich, in welch hohem Maß der Dichter sich damals schon in der Gewalt hatte, und wie seine ruhige sichere Selbsteinschätzung in den wenigen Wochen, die zwischen der ersten und zweiten Fassung lagen, gewachsen war. Gestrichen ist zunächst der unter Lessings Einfluß stehende Ausfall gegen das klassische Drama der Franzosen (S. 50, 30—51, 5). Wesentlich verkürzt erscheinen die bissigen Bemerkungen über das Publikum, und ganz getilgt hat er die groben Sätze über die Schauspieler (S. 52, 12 bis 53, 17), die aber später, ebenso wie jener Ausfall gegen Corneille, dem Inhalt nach in den Aufsatz über das gegenwärtige deutsche Theater übergegangen sind (vgl. Bd. XVII, S. 149ff). Ebenso ist das nicht ganz würdige Versteckspiel mit dem Gedanken an die Darstellung auf dem Theater in der zweiten Fassung aufgegeben, die trotz ihrer moralisierenden Tendenz in ihrem würdigeren und männlicheren Ton einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, dem freilich die ursprüngliche Frische der ersten Niederschrift zum Teil aufgeopfert werden mußte.

S. 50, 17: Menander, griechischer Lustspieldichter um 310 v. Chr.

S. 50, 30f.: Macbeth IV, 3; in Schillers Bearbeitung IV, 6 (Bd. XI, 182).

S. 50, 32ff.: Don Diego ist der Vater Roderichs im „Cid" des Corneille (I, 7). Zur ganzen Stelle vgl. Bd. XI, 152/3.

S. 51, 7: In Shakespeares „Sturm" ist der Luftgeist Ariel der Diener des Herzogs Prospero, der magischer Künste mächtig ist.

S. 51, 15: „Dramatische Romane" wurden seit dem „Götz", der als eigentliches Muster zu gelten hat, vielfach geschaffen. Man stützte sich dabei auch auf eine mißverstandene Auffassung Shakespeares. — Noch in der Anmerkung zum Don Karlos in der Thalia (vgl. S. 115 dieses Bandes) beruft sich Schiller auf den Satz, daß die dramatische Einkleidung viel weiter sei als die theatralische Dichtkunst.

S. 51, 25—28: Die gegenteilige Behauptung stellt Schiller in der Mannheimer Rede auf (vgl. Bd. XVII, 172, 30—32). Daß

er tatsächlich eine Karikatur geliefert hat, sieht er schon in der Ankündigung der Rheinischen Thalia ein (vgl. S. 95, 29—36).

S. 51, 33: Garve, Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie 1772, S. 377.

S. 52, 11: Das ist natürlich nicht seine wahre Meinung, wie der Wunsch S. 53, 16f. beweist.

S. 52, 15: S. v. v., sit venia verbo, mit Erlaubnis zu sagen.

S. 52, 23ff.: Vgl. Bd. XVII, 100, 24f. u. Anm.

S. 52, 31—53, 7: Von den Bemerkungen, die den Theaterbesuchern in den Mund gelegt sind, beziehen sich wohl nur die letzten auf die Emilia Galotti. — „Hunde führen", Redensart, die eine Geringschätzung zum Ausdruck bringt. Über die eigentliche Bedeutung vgl. Grimm IV, 2, 1915. „Guſtös", geschmackvoll. „Schlamp", oberdeutsches Wort für Schleppe, „éventaille", Fächer.

S. 53, 17: Quintus Roscius Gallus, berühmter römischer Schauspieler.

S. 53, 24ff.: F. W Gotter hat „Romeo und Julia" bearbeitet, Chr. F. Weiße einen „Richard III.", weiter „Romeo und Julia", Gottlieb Stephanie endlich den „Macbeth".

Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber.

Die zweite Auflage der Räuber erschien unter Nennung des Namens des Dichters mit den fingierten Verlagsorten Frankfurt und Leipzig (bei Tobias Löffler in Mannheim [1782]). Die Angabe, daß die erste Auflage zerstreut sei, ist nicht ganz korrekt, denn ein offenbar nicht unbeträchtlicher Rest derselben war mit einem Male von dem Stuttgarter Antiquar Joh. Christ. Betulius aufgekauft worden.

S. 54, 7: Die „Zweideutigkeiten" waren besonders von dem Rezensenten der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung" (24. Juni 1781), dem Schriftsteller Chr. F. Timme, der durch seine gehaltvolle, warme Besprechung des Werkes sich ein unleugbares Verdienst erworben hat, beanstandet worden (Braun, Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen I, 1ff.).

S. 54, 12f.: Die Kompositionen rühren von Schillers Freund und Studiengenossen Zumsteeg (1760—1802) her. (Vgl. Hartmann, Schillers Jugendfreunde 262—281.) Sie sind später gesondert bei Johann Michael Götz in Mannheim erschienen.

Avertissement zur ersten Aufführung.

Zur Aufführung der Räuber am 13. Januar 1782 hatte Schiller auf Dalbergs Wunsch ein Avertissement verfaßt, das mit

dem Theaterzettel an den Straßenecken Mannheims angeschlagen wurde. Dalberg hat einige Änderungen in Schillers Text vorgenommen und dem Ganzen die Überschrift gegeben: Der Verfasser an das Publikum.

Vorbericht zum Wirtembergischen Repertorium.

Zu Ostern 1782 war das erste Stück der neuen Vierteljahrsschrift, die „auf Kosten der Herausgeber" in Stuttgart gedruckt wurde, erschienen. Außer Schiller, der als die treibende Kraft anzusehen ist, waren Abel und Petersen an der Herausgabe beteiligt, und zwar sollte der letztgenannte das historische Gebiet pflegen, während für Abel das philosophische und für den Dichter das ästhetische reserviert war. Daß die Kritik mit Bewußtheit scharf und rücksichtslos geführt werden sollte, ergibt sich schon aus dem Motto, das der kritischen Abteilung, „Wirtembergische Bibliothek" genannt, vorgesetzt war: „Hinc exaudiri gemitus ac saeva sonare verbera" (Äneis VI, 557), „Hier werden Seufzer gehört, und wilde Peitschenhiebe schallen". — Die Zeitschrift ist nach Erscheinen des dritten Stückes, das im Frühjahr 1783 herauskam, wieder eingegangen. Nur das erste und zweite Heft enthält Beiträge des Dichters, und zwar das erste: „Über das gegenwärtige deutsche Theater" (vgl. Bd. XVII, 149—157), den „Spaziergang unter den Linden" (XVII, 157—162), „Das Schreiben eines schwäbischen Paters an einen Reisenden" (XIX, 56 f.), Die Besprechungen der „Räuber" (XIX, 57 ff.), der „Anthologie" (XIX, 86 ff.) und einer Anzahl fremder Werke. Für das zweite Stück lieferte Schiller die „Großmütige Handlung", (XIII, 39 ff), dann die lateinischen Inschriften zu Atzels Versuch in Grabdenkmälern (XIX, Anm. zu 19, 1.) und die Überarbeitung von Scharffensteins Dialog „De Jüngling und der Greis" (XVII, 162 ff.). — Vgl. Weltrich I, 582—605. — Berger I, 223 ff. — Minor I, 487—529.

Schreiben eines schwäbischen Paters.

Mit diesem Beitrag zum „Repertorium" sollte die klösterliche Unbildung an den Pranger gestellt werden. Schiller gilt als der Bearbeiter des Briefes. Vor dem Schreiben steht der Zusatz: „In den Brief, welcher bis auf die Orthographie genau von dem Original kopiert ist, war ein Amulet eingeschlossen." Nach dem Brief folgt der Satz: „Eben der Pater schenkte dem Reisenden ein Stück Wachs, welches seinen Beteuerungen nach die Wunderkraft hatte, daß, sobald man das Eck des Fensters damit bestreiche, der Teufel mit seinem

ganzen Troß sichtbar hinausfahren müsse. — Auch ein Beitrag zu der gegenwärtigen Mönchenhistorie!" —

Petersen bezeugt, daß der Reisende Schiller selbst gewesen sei, der auf einer Reise, die er mit Christophine nach Lorch machte, in Gmünd den Augustinerpater Spiegel kennen gelernt habe.

Besprechung der Räuber im Württembergischen Repertorium.

Schiller an Dalberg, 17. Januar 1782:

Ich wiederhole hier schriftlich die wärmsten Danksagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, dessen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, wodurch E. E. die kleine Vollkommenheiten desselben erhoben und seine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatralischen Kunst zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete mir nicht, ins Detail meines Stücks und seiner Vorstellung zu gehen, und weil ich nicht alles sagen konnte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen und mein Inkognito zu streng war, so hielt ich es für besser, noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

E. E. werden mir erlauben, wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angestellten Beobachtungen weitläufig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drei trefflichen Spieler, H. Iffland, H. Boek und H. Beil vorzüglich zu charakterisieren suchen, nämlich insoweit ich aus den Rollen, die sie spielten, auf sie schließen darf. Ich werde mir die Freiheit nehmen, über die Grenzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einigen Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text werfen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art, als ich mir dachte, begriffen worden. Auf diese Abhandlung also, die nächstens fertig werden und E. E. zugeschickt werden soll, berufe ich mich und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfasser des Stücks ohnstreitig ein parteiischer und vielleicht allzustrenger Richter bin.

Schiller an Dalberg, 1. April 1782: „Die versprochene Kritik über die Vorstellung meiner Räuber erspare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Piècen aufführen gesehen habe, welches, wie ich hoffe, dieses Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich irgendwo in einem vaterländischen Journal einige Worte davon gesagt." Demnach ist die Einsendung der geplanten ausführlichen Besprechung

an Dalberg unterblieben. Dafür aber nahm Schiller die „Abhandlung über die Räuber" in das erste Stück des neugegründeten vaterländischen Journals, des „Wirtembergischen Repertoriums" auf.

Ein Blick in die Selbstrezension belehrt uns, wie ernst das oben erwähnte Motto vor der Abteilung für literarische Kritik von dem Herausgeber gemeint war. — Über den Eindruck, den die Rezension machte, vgl. Streichers Bericht (Schillers Persönlichkeit I [1904], S. 187). Ferner Petersen (ebenda, S. 125), wo es heißt: „Ein Frankfurter Rezensent, enthusiasmiert von den ‚Räubern', ging dem jungen Kritiker, der die Wahl, den Plan, die Charaktere dieses Schauspiels so feindlich angriff, sehr zu Leibe und war höchlich erstaunt, als ihm zu Ohren kam, daß sein Verehrter selbst der Verfasser jener scharfen Kritik sei." — Das 3. Heft des Repertoriums lüftete den Schleier, der über der Besprechung lag: „Dem Frankfurter Rezensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels Herrn D. Schiller selbst ist. Weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen."

S. 57, 15f.: Die Angabe ist nicht wörtlich zu nehmen. Schiller hält sich bald an die Theaterbearbeitung, das „Trauerspiel", bald an das „Schauspiel". Wir verweisen bei den einzelnen Zitaten, die, wie so oft bei Schiller, mancherlei kleine Abweichungen von der Vorlage enthalten, auf ihre Herkunft.

S. 60, 17ff.: In der ersten Sammlung von Helfrich Peter Sturz' Schriften (Leipzig 1779, S. 145) heißt es: „Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende gibt, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neueren Geschichte gibt es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Throne von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke als der, den Usurpator zu stürzen. Tyrannen, die im Blutvergießen, im Menschenquälen Wollust finden, sind Traumgeschöpfe der Dichter." Es ist bekanntlich diese Stelle der Ausgangspunkt des Fiesko geworden.

S. 60, 32: Panegyrikus ist eigentlich die Lobrede, hier ist der Lobredner gemeint.

S. 62, 4f.: Schiller schrieb: „Unserm Witz aufbieten", gemäß der früher häufiger (z. B. in Luthers Bibelübersetzung) erscheinenden Verbindung des Verbs mit dem Dativ.

S. 62, 25f.: Vgl. Bd. IV, S. 50.

S. 62, 36—63, 2: Vgl. Bd. X, S. 28, 33ff.

S. 63, 4ff.: Vgl. Bd. X, S. 56, 17, 24ff.

S. 63, 18ff.: Für die Stellungnahme des Dichters zum Charakter Franzens sind wohl äußere Einflüsse mit maßgebend gewesen: Timmes Kritik in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung, die die Frage aufwirft, „ob ein so gänzliches Ungeheuer in der Natur vorkomme", und solche Züge vermißt, die Franzens Charakter der wirklichen Menschennatur, die nie so ganz, so durchaus, so ununterbrochen bös ist, näher gebracht hätten (Braun I, S. 4), oder etwa die Besprechung in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (1782, 49. Band), wo es heißt: „So ganz von Grund aus verderbt, vergiftet, ohne daß man weiß woher; in dem Schoße des besten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten, ohne je etwas erfahren zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenschaft anzünden könnte, bloß aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr sein will, ein so eingefleischter Teufel! — Nein! das ist nicht möglich" und andere (vgl. Braun I, S. 27). Alles das hat sicher auf den abwägenden Selbstkritiker bis zu einem gewissen Grad eingewirkt, und Weltrich (I, 401) hebt mit Recht hervor, daß der Schraubengang der Untersuchung, der sich aus der Erwägung das Für und Wider zusammensetzt, halbfertig abgebrochen werde mit den Worten: „Doch Klag und kein Ende" usw. (S. 66, 15).

S. 65, 19ff.: Vgl. Bd. IV, 140, 25ff. Die Stelle fehlt in der Theaterbearbeitung.

S. 65, 33ff.: Die Beispiele, mit denen er die reale Möglichkeit einer Handlungsweise, wie die Franzens, dartun will, sind nach Goedekes Meinung entnommen der Sammlung: „Das Außerordentliche, Seltsame und Merkwürdigste vieler Menschen unserer Zeit", Leipzig 1776, wo u. a. von einem Menschenfresser, einem Hirten aus Eichelborn, erzählt wird.

S. 65, 37ff.: Timme hatte den Mordauftrag an Daniel beanstandet: „Wie war es möglich, daß ein so listiger Bösewicht, wie Franz, einem so alten, einfältigen, frommen Manne so bedenkliche Aufträge geben konnte? Das ist offenbar Widerspruch. Warum wählte er nicht auch hierzu den Hermann?" (Braun I, S. 4f.). Demzufolge die Änderung in der Theaterbearbeitung (vgl. Bd. X, 62).

S. 66, 5: Bravo, Meuchelmörder.

S. 66, 20: Sublunarisch, unter dem Monde befindlich, d. h. irdisch, veränderlich, vergänglich.

S. 66, 31ff.: Vgl. Bd. X, S. 79.

S. 67, 3ff.: Diese Veredelung ist wohl durch den oben mitgeteilten Wunsch Timmes (zu S. 63, 18ff.) mit veranlaßt worden. — Zu Franzens Worten vgl. Bd. X, 82. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß die mit der Einfügung dieses Zuges verfolgte

Absicht eigentlich mißlungen erscheint. Im „Schauspiel" hat Franz wenigstens noch den Mut, sich selbst zu töten, während er im Trauerspiel dazu nicht imstande ist.

S. 67, 24: Saturiert, gesättigt.

S. 68, 7: Ungenau, vgl. Bd. X, 23, 37f.

S. 68, 20ff.: IV. Aufzug, 12. Auftritt.

S. 70, 29ff.: Dalbergs ursprüngliche Absicht, Amalia erschießen zu lassen, hatte Schiller im Brief vom 3. Nov. 1781 (Jonas I, 45) mit ironischen Worten gelobt: „Der Effekt muß erstaunlich sein und kommt mir auch räubermäßiger vor." — Dann muß wohl der Intendant die Meinung vertreten haben, es sei besser, wenn Amalia sich erstäche, worauf Schiller energisch seinen Standpunkt, den künstlerisch einzig berechtigten, vertritt (12. Dezember 1781, Jonas I, 49) „Die zwote Hauptveränderung mit der Ermordung Amalias interessierte mich fast noch mehr. Glauben mir E. E., es war dieses derjenige Teil meines Schauspiels, der mich am meisten Anstrengung und Überlegung gekostet hat, davon das Resultat kein anderes war, als dieses, daß Moor seine Amalie ermorden muß, und daß dieses eine positive Schönheit seines Charakters ist, die einerseits den feurigsten Liebhaber, anderseits den Banditenführer mit dem lebhaftesten Kolorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieser Stelle in keinem Briefe erschöpfen." Da nun Dalberg trotz dieses Einspruches des Dichters anordnete, daß Amalie in der Aufführung sich erstechen müsse, machte sich der Groll Schillers über diese Verständnislosigkeit in der Selbstrezension Luft. Daher ist diese Stelle als ein direkter Hieb gegen den Mannheimer Bühnenleiter aufzufassen.

S. 70, 37ff.: V. Akt, 7. Szene. Auch hier merkt man die Wirkung von Timmes Besprechung: „Amaliens Ermordung scheint mir zu ruhig vollzogen zu werden." (Braun I, 7.)

S. 71, 36f.: Vgl. die Briefstelle an Dalberg (Jonas I, 43): „Die Katastrophe des Stücks deucht mich nun die Krone desselben zu sein. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist."

S. 72, 37ff.: Besonders IV. Akt, 8. Auftritt. Vgl. Jonas I, 43 an Dalberg: „Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Szenen ganz neu und, meiner Meinung nach, das ganze Stück wert. Darunter gehören: Hermanns Gegenintrigen, die Franzens Plan untergraben, seine Szene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Rezensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Doch hat mein Rezensent den Ausgang dieser Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin

überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er itzt ist, für Recht hielt."

S. 73, 8: Zu „biblisch" vgl. Bd. IV, 46 Anm.

S. 73, 12—14: Auch Timme hat von den Schönheiten und Ausschweifungen Shakespeares in bezug auf Schiller gesprochen.

S. 73, 21—30: Gegen diese Verlegung der Handlung in das Ende des 15. Jahrhunderts hatten sich die den Mannheimer Theaterausschuß bildenden Schauspieler einstimmig gewehrt und zwar aus rein technischen Bedenken. Mit inneren Gründen suchte der Dichter dem Intendanten beizukommen. Wir geben die Stelle aus dem Brief an Dalberg wörtlich wieder (Jonas I, 47f.):

„E. E. berühren einige sehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde diese Sache in Ansehung meiner wichtig genug, etwas weitläufig dabei zu sein. Gleich anfangs gesteh ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurücksetzung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts — die ganze dadurch entsprungene neue Anlage des Schauspiels für unendlich besser als die meinige halte und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizei und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schoß der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen könnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu setzen als die Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen. Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegenteils nicht. Wenn ich aber Euer Exzellenz dieses zugebe (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Überzeugung zu), was wird folgen? — Gewiß nichts anderes, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angeborenen Fehler, den die Hand der Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruktion des ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplizität, die uns der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charaktere sogar sind aus dem Schoß unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter.

Mit einem Wort; es ginge dem Stück wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Pistolen in seinem Hulfter. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs II. auszuweichen.

II. Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Kontrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbsten diesen Charakter, die Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemälde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hineinkoloriert, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Charakter Franzens. Diesem spekulativischen Bösewicht, diesem metaphysisch-spitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfaufedern. Verzeihen Euer Exzellenz dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind. Es sind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauspielen anfangen, was es will, der Autor muß sich's gefallen lassen, und ein Glück ist es für den Verfasser der Räuber, daß er in die besten Hände gefallen ist. Dieses einige werd ich mir von G. Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendiere ich keine Stimme."

Schon vorher hatte er erklärt (Jonas I, 46): „Alle Charaktere sind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde."

S. 73, 28 f.: So finden sich in der Theaterbearbeitung, die 1495 spielen soll, Hinweise auf Sully (1560—1641), auf den Marschall Moritz von Sachsen, der im österreichischen Erbfolgekrieg seinen Ruhm erwarb, auf Cartouche, der 1722 hingerichtet wurde.

S. 74, 8: Daß im Gegenteil Schiller die Kritik sehr eifrig gelesen hat und ihren Winken mit Glück gefolgt ist, ergibt sich aus unseren Hinweisen. Wir wissen es auch aus seinen Briefen.

S. 74, 13: Emetica, Brechmittel.

Anhang über die Vorstellung der Räuber.

Schiller glaubte ursprünglich, er wäre imstande, die Haupt-

darsteller (es sind Iffland, Boek und Beil) nach Anhören einer Vorstellung allgemein zu charakterisieren. Er mußte aber bald einsehen, daß zur Lösung der Aufgabe eine breitere Erfahrungsbasis notwendig sei. Darum begnügte er sich mit einer kürzeren Anzeige, die er unmittelbar an die Selbstrezension anschloß. —

S. 74, 21: Der Korrespondent ist ebenso fingiert, wie die Ortsangabe „Worms".

S. 74, 34—75, 3: Über die Einteilung in sieben Akte vgl. Petersen, Schiller und die Bühne S. 137 ff. Aus Petersens geschichtlicher Darstellung ergibt sich, daß der Dekorationswechsel innerhalb eines Aktes bei offener Szene vorgenommen wurde, natürlich aber nur dann, wenn die handelnden Personen in der folgenden Szene erst auftraten. Wenn aber die Szene mit einer Gruppe begann, die natürlich vorher gestellt werden mußte, so war es nötig, den Vorhang fallen zu lassen. Nun läßt Schiller die beiden Auftritte „Schauspiel" IV, 5 u. V, 2 mit solchen Gruppen beginnen, demzufolge mußte der Vorhang siebenmal fallen; daher die Bezeichnung „Trauerspiel in sieben Handlungen".

S. 75, 2: „Zwischenakte", d. h. Zwischenaktsmusik. Der Mannheimer Kapellmeister Franz Danzi (Z. 5) hatte eigens für die Räuber eine umrahmende Musik geschaffen.

S. 75, 13: Die Silhouetten der an der Aufführung beteiligten Schauspieler siehe bei Otto Güntter, „Die ersten Darsteller der Räuber" im Marbacher Schillerbuch II (1907), S. 403 ff. — Joh. Mich. Boek (1743—1793), aus Wien stammend, hatte am Hamburger Nationaltheater als Chargendarsteller seine Laufbahn begonnen (Dramaturgie 14. Stück), war mit Seyler nach Weimar gekommen, um dann nach dem Brand des weimarischen Schlosses Mitglied der Gothaischen Hofbühne zu werden, die er nach Ekhofs Tod eine Zeitlang leitete, von wo er mit Iffland, Beil und Beck an das Mannheimer Nationaltheater übernommen wurde. Er genoß dort als Heldendarsteller großes Ansehen, war aber mehr Routinier als wirklicher Künstler und vor allen Dingen ein eitler, hochmütiger, ränkevoller Mensch, den Schiller nicht ausstehen konnte. Er spielte noch den Fiesko, den Präsidenten Walter und den Posa.

S. 75, 23 ff.: August Wilhelm Iffland (1759—1814), der Sohn einer wohlangesehenen hannöverschen Beamtenfamilie, hatte in Gotha unter des Altmeisters Ekhof Augen die Sporen verdient und galt der Zeit als einer der hervorragendsten Darsteller (Franz, Verrina, Wurm, Philipp). Als Direktor des königl. Schauspiels in Berlin hat er später eine bedeutende Tätigkeit entfaltet. Auch als Dichter erntete er beim Durchschnittspublikum viel Beifall, und selbst heute ist die Bühnenwirksamkeit seiner Stücke noch nicht völlig er-

loschen. Die Rolle des Franz hat Iffland immer mit großer Vorliebe verkörpert, obgleich seine Auffassung da und dort Widerspruch hervorrief. Wie sehr er aber Schiller zu Dank spielte, ergibt sich auch aus der Briefstelle an Dalberg (Jonas I, 55): „Dieses einige gestehe ich E. E., daß die Rolle Franzens, die ich für die schwerste erkenne, als solche über meine Erwartung (welche nicht gering war) in den wichtigsten Punkten trefflich gelang.“

S. 75, 29ff.: Vgl. dazu die Stelle aus der Mannheimer Rede XVII, S. 170, 35—171, 14, als Beweis für die tiefe Wirkung, die Ifflands Spiel auf den Dichter ausgeübt hatte

S. 75, 38f.: Johann David Beil (1754—1794), ein Tuchmacherssohn aus Chemnitz, ebenfalls ein Zögling Ekhofs, wenn er auch vorher schon in der Speichischen Gesellschaft gespielt hatte. Er war der begabteste der Mannheimer Schauspieler, den das ursprüngliche Gefühl auch da nicht im Stich ließ, wo z. B. Iffland sich mit findiger Reflexion behelfen mußte. „Seine Darstellung war nicht mehr Täuschung — es war alles Natur.“ Besonders gern hat er Schillers Gestalten verkörpert. (Mohr im Fiesko, Musikus Miller, Alba.)

S. 76, 1: Christian Dietrich Meyer (1749—1783), der Regisseur der Mannheimer Bühne, war ebenfalls bei der Seylerschen Truppe und bei Ekhof gewesen. Streicher erzählt uns von der Vorlesung des Fiesko in seinem Hause, die durch die Schuld des Dichters einen so merkwürdigen Verlauf nahm, und berichtet weiter: „Nicht nur für diese bedenkliche Zeit [unmittelbar nach der Flucht], sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schillers aufrichtigste, wahrste Freunde, und Madame Meyer bewies sich besonders bei dieser Gelegenheit so sorgsam und tätig, wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.“ — Er ist schon wenige Wochen nach Schillers Rückkehr von Bauerbach gestorben.

S. 76, 2: Kosinsky: dargestellt von Heinrich Beck (1760—1803), einem geborenen Gothaer, der ebenfalls in Ekhofs Schule gegangen war, nachdem er seine akademischen Studien — er war ebenso wie Iffland für die Theologie bestimmt gewesen -- der Kunst zuliebe aufgegeben hatte. Er spielte die jugendlichen Liebhaber (Bourgognino, Ferdinand, Karlos), war aber weniger ein großer Darsteller als ein vornehmer zuverlässiger Charakter, darum verband ihn mit Schiller bald ein Band herzlicher Freundschaft, das auch nach seiner Verheiratung mit Caroline Ziegler, einer begabten Schauspielerin, keine Lockerung erfuhr. Vgl. auch S. 93 dieses Bandes u. Anm. — Spiegelberg wurde laut Theaterzettel von einem Herrn Poeschel gespielt, der in „Kabale und Liebe“ den Kammerdiener verkörperte.

S. 76, 3: Toskani: Sie war eine Schülerin der Madame Hensel und verließ schon 1784 die Mannheimer Bühne, um mit der

Truppe der sächsischen Hofkomödianten, die unter Pasquale Bondinis Leitung stand, in Leipzig und Dresden zu spielen. Ihr Mann, Joseph Toskani, der den Roller und den Lomellino dargestellt hatte, begleitete sie.

S. 76, 9: Der alte Moor: Herr Kirchhoefer, spielte sonst noch den Andreas Doria, den Taxis. Er ist der „Verfasser“ der in dem oben erwähnten Güntterschen Aufsatz wiedergegebenen Silhouetten.

Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782.

Vgl. zu 38, 24ff. — Erschienen ist die Besprechung im Württembergischen Repertorium. 1. Stück.

S. 77, 12ff.: Ist ganz allgemein auf die Musenalmanache gemünzt oder etwa auf den Vossischen, der auch noch im Jahrgang 1782 Gedichte von Klopstock brachte.

S. 77, 36—78, 2 vgl. zu 48, 34.

S. 78, 15: Thill, Johann Jacob, Magister aus Großheppach (1747—1772), nach seinem frühzeitigen Tod wie nach dem Charakter seiner Poesie mit Hölty verwandt. Vgl. das interessante Lebensbild: D. Chr. Seybold, Hartmann, eine wirtembergische Klostergeschichte. Leipzig 1787 u. Krauß, Schwäb. Literaturgesch. I, 169ff.

S. 78, 16: „Entzückung an Laura“, Bd. III, 48. Wahrscheinlich sind die Eigenmächtigkeiten, die Stäudlin sich gegen das Gedicht erlaubte, eine der Ursachen der literarischen Fehde zwischen ihm und dem Dichter.

S. 78, 17: Carl Friedrich Reinhard (1761—1837), Insasse des berühmten Tübinger Stifts, später als französischer Diplomat: Graf Reinhard. Stand mit Goethe im Briefwechsel. Die Tibullübersetzung, von der Schiller spricht, erschien 1783 anonym unter dem Titel: „Gedichte des Tibulls nebst einer Probe aus dem Properz und den Kriegsliedern des Tyrtäus, in der Versart der Urschrift, nebst einem Anhang an eigenen Gedichten“, vgl. Krauß, Schwäb. Literaturgesch. I, 248ff. — Carl Philipp Conz (1762—1827), in Lorch Schillers Spielkamerad, starb als Professor der Rhetorik in Tübingen. Das Gedicht „An S . . .“ im Musenalmanach spielt auf jene gemeinsamen Kindertage an:

> „Da noch schlummernd in uns
> Ruhte der Funke, der jetzt
> Aufzulodern begann und bald
> Ausschlagen wird zur Flamme.“

Über Conz vgl. Hartmann, Schillers Jugendfreunde 1904, S. 16—39. . . . g ist Friedrich Haug (1761—1829), der Sohn von Balthasar

Haug, mit Schiller in der Akademie befreundet, deshalb auch an der „Anthologie" beteiligt, später als Epigrammatiker von einiger Bedeutung. — Vgl. Hartmann, a. a. O. 214—224. Krauß, a. a. O. I, 349ff. Die Bedeutung der Chiffre O. ist unbekannt.

S. 78, 20: Johann Michael Armbruster (1761—1814), anfangs Gärtnerzögling der Akademie, später Lavaters Schreiber in Zürich, zuletzt Polizeibeamter in Österreich. Seine Dichtungen in späteren Jahren stehen ganz unter dem Einfluß Schillers, für den er als getreuer Schildknappe von je offen eingetreten ist, als für „einen der größten Theaterdichter der deutschen Nation". Vgl. Krauß, a. a. O. I, 251f.

S. 78, 27f: Die Zeichnung der aufgehenden Sonne stammt von Viktor Heideloff, der Stich von N. Heideloff.

S. 78, 31ff.: Auf die Schlußbemerkung Schillers bezieht sich Stäudlins spöttische Bemerkung in der Vorrede zum Almanach für 1783: „Soviel ich vernommen habe, hast du meine erste Bewirtung nicht ganz verschmäht; und dafür sei dir bestens gedankt. Ich habe mich wenigstens nicht, wie mir neulich ein journalistischer Marktschreier prophezeit hat, an den Schwertspitzen der Kritik gespeist — er müßte denn seinen eigenen hölzernen Hanswurstdegen meinen, welcher uns, wie wir ihm versichern dürfen, nicht gefährlich verwundet hat."

Nanine oder das besiegte Vorurteil.

Ebenfalls im Württembergischen Repertorium erschienen. — Der Übersetzer heißt Ferdinand Friedrich Pfeiffer (1759 geb.), mit Schiller zugleich Zögling der Akademie, als solcher mehrfach ausgezeichnet und zu manchen Hoffnungen berechtigend. Später Domänenrat und Oberkriegskommissär, zuletzt Oberkriegsrat in München. Seine Tochter ist die Birch-Pfeiffer, seine Enkelin Wilhelmine von Hillern. Vgl. Hartmann, a. a. O. 337—339.

S. 79, 5: Der „Hofmeister" ist die Komödie von J. M. R. Lenz.

Kasualgedichte eines Württembergers.

Erster Druck: Wirtembergisches Repertorium. — Der Dichter heißt Johann Ulrich Schwindrazheim, Pfarrer in Gomaringen, vorher Lehrer an der Lateinschule in Ludwigsburg.

S. 79, 30: Das Gedicht hat den Titel: Auf den Tod des Pfarrers Schwindrazheims, von seinem Sohn.

S. 80, 4: „Boy", Tuch von schwarzer Farbe, zu Trauergewändern verarbeitet.

S. 80, 19: Das Gedicht heißt: „An meinen Schwager. Der 18. Junius 1781. Eine Erzählung."

S. 81, 4: Bezieht sich auf die der Kritik im Repertorium vorangehende Besprechung, wahrscheinlich auf Pfeiffers Nanineübersetzung. Die Kritiken des Repertoriums waren unter dem Nebentitel: „Wirtembergische Bibliothek" vereinigt.

Vermischte deutsche und französische Poesien.

Gedruckt im Würtembergischen Repertorium.

Verfasser: Johann Christoph Schwab (1743—1821), seit 1778 Lehrer für Philosophie an der Militärakademie, der Vater von Gustav Schwab.

Dieser letztere ist über Schillers Kritik noch nach Jahren völlig außer sich, er behauptet, der Rezensent habe das Repertorium dazu benutzt, um „literarische Feindschaft" zu stiften und „einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmütige Weise zu verletzen." Derartige Unterstellungen können nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Vgl. Weltrich I, 594 f. Über die Ursachen der scharfen Tonart, die Schiller wählte, vgl. Minor I, 517. —

S. 81, 16: Die erste Auflage ist 1775 erschienen, als Schwab Hauslehrer in der französischen Schweiz war, und zwar unter dem Titel: „Zwölf Gedichte von ***."

S. 82, 8. Die Anmerkung lautet: „Die zwei folgenden Lieder haben einen besonderen Verdienst um mich. Sie haben bei der Person, die nunmehr die Glückseligkeit meines Lebens ausmacht, noch ehe sie mich kannte, das erste günstige Vorurteil für mich erreget. Ihr seien nun auch die feierlichen Gedanken und Ausdrücke heilig, die der neunzehnjährige Dichter damals mehr an sein Ideal als an einen wirklichen Gegenstand verschwendete."

S. 82, 11 f.: Darin liegt eine Anspielung auf Schwabs Epigramm:

Wir.

Das stolze Wir gebraucht Herr Liliput,
Wenn er zum Rezensieren schreitet:
Der schlaue Mann! Er weiß zu gut,
Wie wenig er allein bedeutet. —

S. 82, 14: Misogallen: Schwab nimmt in der Vorrede seine französischen Gedichte gegenüber den Franzosenhassern in Schutz, die da meinen, es gehöre zum Lokalpatriotismus, über französische Literatur zu schimpfen.

S. 83, 10: Das Gedicht trägt den Titel: „An die Genfer [nicht

„Kämpfer“, wie unser Text irrtümlich schreibt], wie sie im Jahre 1768 die Autorität ihres Rates einschränkten. Die Note aber lautet: „Kein vernünftiger Leser wird also aus diesem kleinen Gedichte schließen, daß in der Bienenrepublik die Arbeitsbienen das Recht hatten, die Hummel zu unterdrücken.“

S. 83, 13—15: Zum Verständnis der Stelle ist Kenntnis der Fußnote notwendig: „Die Volksversammlungen geschehen zu Genf in der sogenannten Peterskirche, die zwar nicht so groß und prächtig ist, wie die Peterskirche zu Rom, worin aber gewiß mehr römische Gedanken gedacht worden sind.“ Römisch ist hier im Sinne von republikanisch zu nehmen. Die Mißhandlung Rousseaus ist der Beschluß, den „Emile“ durch Henkershand verbrennen zu lassen. —

Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben.

Erster Druck: Württemberg. Repertorium.

Die Zeitschrift wurde von Balthasar Haug als Fortsetzung des Schwäbischen Magazins herausgegeben 1781. Im zweiten Stück war Schillers Besprechung von Stäudlins Proben einer deutschen Aeneis erschienen. Mit dem dritten Stück (Februar 1782) ging die Zeitschrift wieder ein, mit der Begründung, daß eine gelehrte Zeitung von Mitgliedern der Karls-Universität in Stuttgart ins Leben gerufen werden solle. Gemeint ist das „Wirtembergische Repertorium“. —

Vermischte poetische Stücke.

Erschienen im Württembergischen Repertorium. 1. Stück.

Vgl. die Bemerkungen zu den Proben einer deutschen Aeneis (Seite 331 f). Die Unterschrift C—z deutet zwar auf Conz als den Verfasser, doch werden wir mit Stäudlin und Bodmer (Weltrich I. 835) Schiller dafür anzusehen haben. Stäudlin schreibt in der Vorrede zum Musenalmanach auf 1783: „Was wir ihm übrigens freundschaftlich raten wollen, ist, daß er künftig Satiren etwas schlauer von sich abwälzen und sich hüten möge, seiner eigenen Kritik den Stab zu brechen, wenn er mir mit der einen brennendes Dichtergenie und epische Schöpferkraft [Stäudlin spielt auf zwei Stellen in der Besprechung der deutschen Aeneis an] zuspricht und mich in der anderen zu den schalen Reimern herabsetzt.“

S. 84, 30: Gemeint ist Friedrich Leopold von Stolberg.

S. 85, 16: Schiller vermengt dabei zwei Zitate: Aeneis VI, 258: „Procul, o procul este profani“ und Horaz Oden III, 1: „Odi profanum vulgus“.

S. 85, 23 ff.: „Das Kraftgenie“ ist ein Spottgedicht auf Schiller, das gerade wegen seiner plumpen Derbheit leicht zu parieren war. Wir geben ein paar Strophen zur Probe (vgl. auch Weltrich 560 f.):

„Ich bin und heiße Kraftgenie,
Ein Lieblingssohn der Phantasie!
Seit Vater Lohenstein erblich,
Ging nie ein Geist hervor, wie ich.

Ich schwinge mich, ein Ritter groß,
Auf Shakespeares rasches Flügelroß
Und renne stolz wie Philipps Sohn,
Auf seinem Bucephal davon.

Da gafft mit staunendem Gesicht
Das ganze Volk mich an und spricht:
Seht doch den großen Wundersmann,
Seht Deutschlands neuen Shakespaere an!

Was soll mir das Kastratenheer
Und all die Zwerge um mich her?
Ich stelle nur Kolossen auf
Und drücke Shakespeares Stempel drauf.

Da leset, habt ihr Kraftgefühl,
Da leset mal mein Trauerspiel!
Seht einen Halbgott hier der Welt,
Dort einen Teufel aufgestellt!

Verschlangt ihr auch mein Liebeslied,
Das wie des Laurasängers glüht?
Sagt, ob nicht himmelan den Geist
Die wirbelnde Entzückung reißt?“ —

S. 85, 36 f.: Das Gedicht ist J. J. Bodmer gewidmet. Die Zueignung schließt mit den Versen:

„Denn sein Los, fürwahr es glich dem deinen,
Edel war er und verkannt, wie du!“

Bodmer schreibt darüber an Schinz: „Diese Vergleichung zwischen dem Philosoph und Bodmer ist überaus schief und hinkend. Der Autor heißt Schiller und ist Stäudlins Rival in der Liebe und der Literatur. Er läßt ihm keine Unze poetischen Genies, und er selbst beweiset die **brocardica**, die von den Schwaben umgehen.“ (Weltrich I, 835.)

Anthologie auf das Jahr 1782.

Selbstrezension im Württembergischen Repertorium. Die erwähnten Gedichte gehören zum größten Teil Schiller an; vgl. Bd. II und III unserer Ausgabe, wo sie nach dem Register leicht zu finden sind. Wenn Schiller acht Lauragedichte zählt, so rechnet er den „Triumph der Liebe" nicht mit. Die folgenden rühren von andern Dichtern her: „An Gott", „Fluch eines Eifersüchtigen", „An mein Täubchen", „An Fanny", sämtlich mit H gezeichnet, haben Abel, den Mitherausgeber des Repertoriums zum Verfasser, während die mit verschiedenen Chiffren gekennzeichneten Stücke: „Der hypochondrische Pluto", „Der wirtschaftliche Tod", „An den Galgen zu schreiben" und „Die Alten und Neuen" Petersen, dem zweiten Mitherausgeber, zugeschrieben werden. „Der Unterschied" endlich ist von Friedrich Haug. —

S. 86, 14: vgl. zu 48, 34.

S. 86, 15: Verhoffentlich, d. h., wie man es verhoffen und erwarten konnte.

S. 86, 18: Ein Hieb gegen Stäudlin, der den Getroffenen sehr wehe tun mußte. Städele war ein Memminger Hutmacher und Schullehrer, der als Autodidakt den Pegasus ritt und von Christian Schubert dem Publikum in der „Teutschen Chronik" präsentiert worden war. Schon öfter hatte man den biederen Verseschmied mit Stäudlin verwechselt, natürlich zum großen Schmerz des letzteren, hatte die Verwechslung dann wieder öffentlich berichtigt und dadurch noch weitere Kreise aufmerksam gemacht. Schiller schiebt natürlich den braven Hutmacher absichtlich vor und hatte die Lacher auf seiner Seite (Weltrich I, 563f.).

S. 87, 5: Petronius Arbiter, ein spätrömischer Satiriker, der durch die Übersetzung von Wilhelm Heinse, die viel Aufsehen gemacht hatte, bekannt geworden war [„Begebenheiten des Enkolp aus dem Satyricon des Petron übersetzt" (1773). 2. Ausgabe unter dem Titel: „Geheime Geschichte des römischen Hofes unter der Regierung des Kaisers Nero. Aus dem Lateinischen des Petron übersetzt." (1783)].

S. 87, 18: Stratagem, Kriegslist. —

Anzeige der Bühnenbearbeitung des Fiesko.

Gedruckt in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen". 91 Stück. (Oktober 1783).

Der Schauspieler Plümicke in Berlin, der schon die „Räuber" in schlimmer Weise verstümmelt hatte, gedachte seine verbösernde Tätigkeit auch auf den Fiesko auszudehnen. Durch Schwan, der

seinerseits wieder von dem Schauspieldirektor Großmann benachrichtigt worden war, auf die von Berlin dem äußeren d. h. pekuniären Ertrag des Werkes drohende Gefahr aufmerksam gemacht, entschloß sich der Dichter, die Herstellung der Bühnenbearbeitung, die zunächst für das Mannheimer Nationaltheater bestimmt gewesen war, nach Möglichkeit zu beschleunigen, und kündigte sie im voraus öffentlich an. Trotzdem hat sich Plümicke nicht abhalten lassen, auch seinerseits eine Bühnenbearbeitung vorzunehmen (1784).

Entwurf einer Mannheimer Dramaturgie.

Der Entwurf ist die Beilage zu folgendem Brief an Dalberg, 2. Juli 1784 (Jonas I, 203):

„Ich befolge den Befehl Eurer Exzellenz und schicke Ihnen den kurzen schriftlichen Aufsatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unsere Bühne macht und die letzte Hand an das große Werk legt, unser Theater in Deutschland herrschend zu machen, und seinen Ruhm zu befestigen, so fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingnisse, welche mir Notwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abschrecken werden.

Sonst bin ich schlechterdings außer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu tun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn. Ich erwarte von E. E. eine beschleunigte Antwort und werde, im Fall sie meinen Wünschen gemäß ist, auf der Stelle meine Maßregeln nehmen und Briefe, die schon bereit liegen, der Post übergeben."

Schon im Jahre 1779 hatte Gemmingen, der Verfasser des „teutschen Hausvaters" eine „Mannheimer Dramaturgie" herausgegeben, in der die Leistungen der Seylerschen Gesellschaft besprochen wurden. Doch hatte die Sache keinen Bestand gehabt. Und obwohl Dalberg, der theoretische Erörterungen von Theaterfragen gern unterstützte, auch dem Plane Schillers geneigt war, dessen Wurzeln bis in die Bauerbacher Zeit zurückgehen, scheiterte dessen Ausführung doch an den Kosten, die der Intendant gern auf die Kurpfälzische deutsche Gesellschaft abgewälzt hätte.

Daß Schiller auch später noch den Gedanken an die Herausgabe eines Theaterjournals hegte, ergibt sich aus dem Brief an den Berliner Verleger Johann Friedrich Unger vom 22. Dez. 1797 (Jonas V, 302), worin er diesem einen spezialisierten Plan des Unternehmens vorlegt. —

Als teilweiser Ersatz für das vereitelte Unternehmen einer

Anthologie auf das Jahr 1782.

Selbstrezension im Württembergischen Repertorium. Die erwähnten Gedichte gehören zum größten Teil Schiller an; vgl. Bd. II und III unserer Ausgabe, wo sie nach dem Register leicht zu finden sind. Wenn Schiller acht Lauragedichte zählt, so rechnet er den „Triumph der Liebe“ nicht mit. Die folgenden rühren von andern Dichtern her: „An Gott“, „Fluch eines Eifersüchtigen“, „An mein Täubchen“, „An Fanny“, sämtlich mit H gezeichnet, haben Abel, den Mitherausgeber des Repertoriums zum Verfasser, während die mit verschiedenen Chiffren gekennzeichneten Stücke: „Der hypochondrische Pluto“, „Der wirtschaftliche Tod“, „An den Galgen zu schreiben“ und „Die Alten und Neuen“ Petersen, dem zweiten Mitherausgeber, zugeschrieben werden. „Der Unterschied“ endlich ist von Friedrich Haug. —

S. 86, 14: vgl. zu 48, 34.

S. 86, 15: Verhoffentlich, d. h., wie man es verhoffen und erwarten konnte.

S. 86, 18: Ein Hieb gegen Stäudlin, der den Getroffenen sehr wehe tun mußte. Städele war ein Memminger Hutmacher und Schullehrer, der als Autodidakt den Pegasus ritt und von Christian Schubert dem Publikum in der „Teutschen Chronik“ präsentiert worden war. Schon öfter hatte man den biederen Verseschmied mit Stäudlin verwechselt, natürlich zum großen Schmerz des letzteren, hatte die Verwechslung dann wieder öffentlich berichtigt und dadurch noch weitere Kreise aufmerksam gemacht. Schiller schiebt natürlich den braven Hutmacher absichtlich vor und hatte die Lacher auf seiner Seite (Weltrich I, 563 f.).

S. 87, 5: Petronius Arbiter, ein spätrömischer Satiriker, der durch die Übersetzung von Wilhelm Heinse, die viel Aufsehen gemacht hatte, bekannt geworden war [„Begebenheiten des Enkolp aus dem Satyricon des Petron übersetzt“ (1773). 2. Ausgabe unter dem Titel: „Geheime Geschichte des römischen Hofes unter der Regierung des Kaisers Nero. Aus dem Lateinischen des Petron übersetzt.“ (1783)].

S. 87, 18: Stratagem, Kriegslist. —

Anzeige der Bühnenbearbeitung des Fiesko.

Gedruckt in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen“. 91 Stück. (Oktober 1783).

Der Schauspieler Plümicke in Berlin, der schon die „Räuber“ in schlimmer Weise verstümmelt hatte, gedachte seine verbösernde Tätigkeit auch auf den Fiesko auszudehnen. Durch Schwan, der

seinerseits wieder von dem Schauspieldirektor Großmann benachrichtigt worden war, auf die von Berlin dem äußeren d. h. pekuniären Ertrag des Werkes drohende Gefahr aufmerksam gemacht, entschloß sich der Dichter, die Herstellung der Bühnenbearbeitung, die zunächst für das Mannheimer Nationaltheater bestimmt gewesen war, nach Möglichkeit zu beschleunigen, und kündigte sie im voraus öffentlich an. Trotzdem hat sich Plümicke nicht abhalten lassen, auch seinerseits eine Bühnenbearbeitung vorzunehmen (1784).

Entwurf einer Mannheimer Dramaturgie.

Der Entwurf ist die Beilage zu folgendem Brief an Dalberg, 2. Juli 1784 (Jonas I, 203):

„Ich befolge den Befehl Eurer Exzellenz und schicke Ihnen den kurzen schriftlichen Aufsatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unsere Bühne macht und die letzte Hand an das große Werk legt, unser Theater in Deutschland herrschend zu machen, und seinen Ruhm zu befestigen, so fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingnisse, welche mir Notwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abschrecken werden.

Sonst bin ich schlechterdings außer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu tun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn. Ich erwarte von E. E. eine beschleunigte Antwort und werde, im Fall sie meinen Wünschen gemäß ist, auf der Stelle meine Maßregeln nehmen und Briefe, die schon bereit liegen, der Post übergeben.“

Schon im Jahre 1779 hatte Gemmingen, der Verfasser des „teutschen Hausvaters“ eine „Mannheimer Dramaturgie“ herausgegeben, in der die Leistungen der Seylerschen Gesellschaft besprochen wurden. Doch hatte die Sache keinen Bestand gehabt. Und obwohl Dalberg, der theoretische Erörterungen von Theaterfragen gern unterstützte, auch dem Plane Schillers geneigt war, dessen Wurzeln bis in die Bauerbacher Zeit zurückgehen, scheiterte dessen Ausführung doch an den Kosten, die der Intendant gern auf die Kurpfälzische deutsche Gesellschaft abgewälzt hätte.

Daß Schiller auch später noch den Gedanken an die Herausgabe eines Theaterjournals hegte, ergibt sich aus dem Brief an den Berliner Verleger Johann Friedrich Unger vom 22. Dez. 1797 (Jonas V, 302), worin er diesem einen spezialisierten Plan des Unternehmens vorlegt. —

Als teilweiser Ersatz für das vereitelte Unternehmen einer

„Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters" ist die bald darauf ins Leben gerufene „Rheinische Thalia" anzusehen. —

Erinnerung an das Publikum zur Aufführung des Fiesko.

Die Darstellung des „Fiesko" erfolgte in der Fassung, die der Dichter für die Mannheimer Bühne hergestellt hatte (vgl. Bd. X 93ff.) am 11. Januar 1784. Ebenso wie bei den „Räubern" war dem Zettel ein Wort des Verfassers an das Publikum beigegeben, das sich ebenso wie die Rollenverteilung in einem Abdruck der Berliner Literatur- und Theaterzeitung 1784 Nr. 21 erhalten hat, während der Originaldruck leider verloren ist. Die Hauptrollen waren folgendermaßen besetzt: Fiesko — Herr Boek, Andreas — Herr Kirchhöfer, Gianettino — Herr Engel, Verina — Herr Iffland, Bourgognino — Herr Beck, Mulei Hassan — Herr Beil, Leonore — Mlle. Ziegler, Julia — Md. Rennschüb, Berta — Mlle. Baumann.

Die Gründe, die Schiller für die Umänderung des Schlusses seines Trauerspiels ins Feld führt, das diese Bezeichnung, nachdem auch Leonorens Tod gestrichen ist, gar nicht mehr verdient, sind sehr wenig stichhaltig und haben ihm selbst wohl nicht genügt, wenn er sich auch den Anschein des Gegenteils gibt.

S. 90, 23f.: Vgl. Bd. IV. 185.

S. 91, 8ff.: Für die Abweichungen von der historischen Überlieferung, die Schiller sich jetzt und in seinen späteren geschichtlichen Dramen gestattet, kann er sich auf Lessing berufen, der im 23. und 24. Stück der Dramaturgie dem Dichter diese Freiheiten zugestanden hatte.

Kronau und Albertine.

Am 15. Oktober 1783 nahm der junge Theaterdichter zum erstenmal an den Sitzungen des Mannheimer Theaterausschusses teil und hat da wohl den Auftrag bekommen, über das nach dem Französischen des Monvel von Friedr. Ludw. Schröder gearbeitete Rührstück „Kronau und Albertine" ein Gutachten abzugeben, das er aber durch mannigfaltige Abhaltungen gehindert, erst am 14. Januar 1784 erstattete. Die ihm außerdem noch aufgetragenen Begutachtungen blieb der Dichter schuldig. —

Über die Mannheimer Preismedaille.

Einen Brief an den Herausgeber des „Journals von und für Deutschland", Leopold Friedrich Günther von Göckingk, in dem Schiller

sich als Korrespondent anbietet, hat der Dichter „einige Kleinigkeiten“ beigeschlossen, die er im nächsten Heft abgedruckt wünscht. „Da sie wenig Platz wegnehmen, so schadet es meiner Meinung nach nichts, wenn sie auch für das ganze Deutschland nicht interessant sind. Für die Lage einiger meiner Freunde sind sie es desto mehr.“ Die Kleinigkeiten waren die Notiz über die Preismedaille und die Charakteristik von Ifflands Spiel als König Lear. Die erste Notiz hat Göckingk nicht aufgenommen; aus seinem Nachlaß ist sie von Gotthilf Weisstein in der Nationalzeitung 1901 Nr. 23 veröffentlicht worden. Sie verdankt ihre Entstehung dem Bestreben Dalbergs, seine Schauspieler durch die Erörterung bühnentechnischer und dramaturgischer Fragen in ihrer Kunst auch theoretisch weiterzubilden. Eine Medaille im Werte von zwölf Dukaten lohnte am Ende des Jahres die beste Antwort. Die Fragen selbst siehe S. 111ff. dieses Bandes. An den Antworten, die in den Ausschußsitzungen verlesen wurden, waren viele der Mannheimer Schauspieler beteiligt, besonders zeichneten sich Iffland und Beck aus. Die Kurpfälzische deutsche Gesellschaft, die das letzte Wort zu sprechen hatte, erteilte im Jahre 1784 Beck den Preis, nachdem Iffland aber vorher für sein Schauspiel „Verbrechen aus Ehrsucht“ ausgezeichnet worden war. — Göckingks Journal hatte nun schon einen Bericht über die Preisverteilung gebracht, doch legte die Schreibung „Böck“ eine Verwechslung nahe, die Schiller durch seine Notiz berichtigen wollte. Der Herausgeber aber hielt die Sache offenbar für belanglos und veröffentlichte die Zuschrift nicht.

Über Ifflands Spiel als König Lear.

Diesen Bericht brachte Göckingks Journal mit einigen Abänderungen im 10. Stück des Jahrgangs 1784.

S. 93, 31—94, 3: Fr. L. Schröder hatte im Sommer 1780 auf der Durchreise nach Wien einige Male in Mannheim gastiert und in der Rolle des Königs Lear einen ungemein tiefen Eindruck hinterlassen.

Ankündigung des Rheinischen Thalia.

Nachdem der Plan einer Mannheimer Dramaturgie gescheitert war, gedachte Schiller, auf eigene Faust ein Journal herauszugeben, das dem Theater seine Aufmerksamkeit in erster Linie widmen sollte. Zugleich hoffte der Herausgeber damit seine finanziellen Verhältnisse aufzubessern. Am 11. November 1784 gab er die Ankündigung der neuen Zeitschrift in Druck, die er bald in vielen Exemplaren ver-

S. 104, 27: In den „Briefen an einen jungen Dichter“ im Deutschen Merkur 1782, IV, S. 83f.: „Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die größten Dichter der Neueren gedacht; und schwerlich wird jemals einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm sein, lieber in Prosa schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim mit ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, ebensoviel geleistet haben als sie.“

S. 105, 6: Die Novelle ist auch in Reclams Universalbibliothek in einer Übersetzung von Hersch erschienen Nr: 2013.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

Vgl. Friedrich Walter, Archiv und Bibliothek des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, 2. Bd. 1899.

S. 105, 17ff.: Diese ausführlichere Erklärung ist im 2. Heft nicht erfolgt, da nach dem Wechsel von Schillers Aufenthaltsort und nach dem Übergang der „Thalia“ in Göschens Verlag die Beziehungen zur Pfalz sich ganz von selbst löſten.

S. 105, 22: Drama in 5 Aufzügen von Gottlieb Stephanie dem Jüngeren.

S. 105, 24: Trauerspiel in 5 Aufzügen von Joseph Marius Babo.

S. 105, 31: Das Libretto rührte von dem Exjesuiten Anton von Klein her, die Musik von Ignaz Holzbauer. Die erste Aufführung hatte unter größtem Beifall schon 1777 stattgefunden, jetzt wurde die Oper, wie die Wiederholungen beweisen, ein Zugstück. Leonhard war eigentlich Schauspieler, doch leistete er auch als Tenorist Erfreuliches. Demoiselle Scheeffer wurde später Heinrich Becks zweite Gattin.

S. 106, 3: Lustspiel nach Murphy (vielleicht von Fr. Ludw. Schröder bearbeitet).

S. 106, 5: Schauspiel in 5 Aufzügen, von Schröder und Gotter nach Gozzis „Doride“ bearbeitet. — Madame Gensicke, nur kurze Zeit dem Mannheimer Ensemble angehörend, schätzte Schiller als gebildete und charaktervolle Frau. Vgl. die Empfehlungen des Dichters an Dalberg (Jonas I, 188, 192).

S. 106, 7: Nach Walters Verzeichnis wurde am selben Tag ein Lustspiel von Jünger gespielt: „Er ist schwer zu befriedigen“. Dagegen erwähnen die Protokolle (Martersteig, S. 282) ein Stück „Die zwei Porträts“, von einem ungenannten Verfasser, das Iffland im Dezember 1784 zur Beurteilung erhalten hatte.

S. 106, 9: „Jeanette", Lustspiel in 3 Aufzügen, nach Voltaires „Nanine" von Gotter. — Madame Brandel war die Nachfolgerin der kürzlich aus dem Verband des Theaters entlassenen Henriette Wallenstein (vgl. S. 109ff.).

S. 106, 13ff.: Rousseaus Monodrama war von Heinrich von Gemmingen bearbeitet und von dem Gothaer Benda in Musik gesetzt worden. Vgl. die Briefstellen an Goethe vom 24. u. 27. April und 1. Mai 1798 (Jonas V, 369, 372, 375).

S. 106, 18ff.: Die Schauspieler, die durch die Ankündigung der Thalia stutzig gemacht waren, benutzten die Gelegenheit, um dem Dichter mit ihren Feindseligkeiten zuvorzukommen. Sie rissen das Stück, wie Schiller selbst schreibt, geradezu in Lumpen, indem sie statt des Wortlautes der Dichtung ihren eigenen Unsinn hersagten. Schiller beschwerte sich in einem selbstbewußten aber doch sehr höflichen Brief an Dalberg (19. Januar 1785, Jonas I, 225f.) über die Schauspieler und stellt eine öffentliche Besprechung dieser unerhörten Vergewaltigung seiner Dichtung in Aussicht. Doch ist, wie die vorliegende Stelle beweist, diese Besprechung sehr milde ausgefallen. Trotzdem war Madame Rennschüb über den Tadel außer sich, und Schiller, der davon erfährt, schreibt an Dalberg (19. März 1785, Jonas I, 236f.): „Wenn ich bei Beurteilung des Herrn Rennschübs und in etlichen Rollen auch seiner Frau, meinem besseren Gefühl und der vereinigten Stimme des besseren Publikums hätte folgen wollen, so wären Mord und Totschlag zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gerne, wenn sie auch nur in die Wochenstube gehörte." Von Katharina Baumann, die an Stelle der Caroline Beck die Rolle der Luise übernommen hatte, fühlte sich Schiller außerordentlich angezogen und bezeugte ihr seine Neigung bei mancher Gelegenheit. Doch vermochte das schöne, kluge und liebenswürdige Mädchen für den Poeten nichts zu empfinden, erinnerte sich aber in hohem Lebensalter noch gern an des Dichters Huldigungen.

S. 107, 1: Lustspiel in 4 Aufzügen von Meyer und Schröder nach Congrève.

S. 107, 3ff.: Minor (II, 280) faßt die Besprechung des Beilschen Lustspiels als die literarische Rache auf für die Rolle, die Schiller unfreiwillig auf dem Theater in Gotters Posse „Der schwarze Mann" als Dichter Flickwort gespielt hatte. „Die beständige Sekkatur mit der Anglomanie hatte er seinen Gegnern hiermit wett gemacht. Das also waren die Leute, welche es als ihre Pflicht betrachteten, den Geschmack des Dichters der Räuber zu verbessern." Die Wiederholung am 1. Februar fand vor fast völlig leerem Hause statt.

S. 107, 25: „Der Adjutant", Lustspiel in 3 Aufzügen von

W. H. Brömel. „Der Dorfjahrmarkt oder Lukas und Bärbchen", Singspiel in 2 Akten von Gotter, Musik von Benda.

S. 107, 28: Lustspiel in 5 Aufzügen von J. A. Engelbrecht nach Sheridan.

S. 107, 36: Trauerspiel in 5 Aufzügen von J. G. Dyk nach Banks (vgl. Hamburgische Dramaturgie 54.—59. Stück). Die Demoiselle Christiane Henriette Witthöft hatte schon in Berlin Triumphe gefeiert und war, von Gotter und Rahbek dringend empfohlen, als Nachfolgerin der verstorbenen Caroline Beck engagiert worden. Sie entwickelte sich bald zu einer der ersten Schauspielerinnen Deutschlands.

S. 108, 17: Lustspiel in 5 Aufzügen von Gotter nach Hoadly.

S. 108, 24: Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach Le Mierres „La veuve de Malabar" von K. M. Plümicke.

S. 108, 26: Lustspiel in 3 Aufzügen von unbekanntem Verfasser.

S. 108, 27: Lustspiel in 1 Aufzug von Eckardt.

S. 108, 29: Lustspiel in 5 Aufzügen nach Cumberland von unbekanntem Bearbeiter. Witthöft ist der Vater der Schauspielerin.

S. 108, 37: Lustspiel in 5 Aufzügen von Sheridan.

S. 109, 1: Singspiel in 3 Aufzügen, Text von Metastasio, Musik von Sacchini.

S. 109, 3ff.: Vgl. S. 93f., nur bezieht sich diese Besprechung auf eine spätere Vorstellung. Die Bemerkung über Bock muß diesen aufgeblasenen Menschen in maßlose Wut versetzt haben. Schiller an Dalberg, 19. März 1785 (Jonas I, 237): „Was ich aber kaum verschlucken kann und was ich fest entschlossen bin zu rügen, ist das Betragen des Herrn Boeks. Herrn Boek habe ich mit einer Achtung beurteilt, die er nicht verdient, und dieser Mann errötet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden . . . Ich merke indessen die Ursache seiner Erbitterung. Herr Boek hat Vergötterung erwartet und keine gefunden. Auch ist er durch meine Achtung für Beck, Beil und Iffland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron gesetzt habe. Wie tief steht er unter seinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher an hiesiger Bühne gesprochen wird, daß man ihn zu einer heilsamen Bescheidenheit zurückführe und die Komödiantensalbe von ihm abwische."

S. 109, 13: Singspiel in 3 Aufzügen von Pasquale Anfossi.

S. 109, 21ff.: Die erste Aufführung fand erst nach Schillers Abreise am 24. April 1785 statt.

Wallensteinscher Theaterkrieg.

Ausführliche Darstellung der Vorgänge bei Minor II, 280 ff.: Schiller maß dem Kulissenzank keinerlei Bedeutung bei, mußte aber doch, da auswärtige Zeitungen ausführlich über die Maßregelung der an sich schätzenswerten, nur durch ein etwas gar zu lebhaftes Temperament und mangelnde Umgangsformen ausgezeichneten Schauspielerin berichtet hatten, auch seinerseits in der „Thalia“ Stellung nehmen. Es drehte sich um einen Rollenstreit zwischen ihr und Madame Rennschüb, auf deren Seite sowohl der Theaterausschuß als auch der Intendant standen, die um jeden Preis die Subordination gewahrt wissen wollten, während das Publikum für die Wallenstein energisch Partei ergriff und die Gegnerin und ihre Freunde auszischte. Da Madame Wallenstein, die über ausgezeichnete Verbindungen verfügte, nicht nachgab, erfolgte ihre Entlassung, die dann die drei Broschüren zur Folge hatte, deren Titel am Anfang der Notiz genannt sind. — Brieflich äußert sich Schiller gegenüber Göckingk am 16. November 1784 (Jonas I, 215): „Aus hiesigen Gegenden kann ich Ihnen nichts von Erheblichkeit mitteilen. Eine erbärmliche Theaterbalgerei, die jedoch das ganze hiesige Publikum in Alarm brachte, ist das Merkwürdigste. Madame Wallenstein (vielleicht kennen Sie sie) mußte schnell vom Theater weichen. Wir verloren eine Hexe, um einer — Platz zu machen.“

Dramaturgische Preisfragen.

Ebenfalls in der Thalia abgedruckt.

S. **111, 23**: Gemeint ist Gotter in Gotha.

S. **111, 24** f.: Vgl. S. 93.

S. 112, 4: Hier ist als siebente Frage einzuschieben: „Hat das Trauerspiel Julius von Tarent durch die nötige Abänderung und gänzliche Umarbeitung verschiedener Szenen gewonnen oder verloren? — und was hat es gewonnen oder verloren?“ —

S. 112, 34: Es ist nicht bekannt, wer diesen Preis erhalten hat.

S. 113, 24 f.: Gemeint ist Johann Jacob Engels Werk: Ideen zu einer Mimik (1785—1786).

S. 114, 3: Friedrich Wilhelm Großmann, der Bonner und Frankfurter Theaterdirektor, der zu der Frau Rat in freundschaftlichen Beziehungen stand und auch mit Schiller mancherlei Berührungen hatte.

Entschuldigung.

Sie steht auf der inneren Umschlagseite des ersten Heftes der „Rheinischen Thalia“, das ja das einzige bleiben sollte.

S. 115, 1 ff.: Die Namen der Subskribenten sind nur um deswillen nicht abgedruckt worden, weil ihre Zahl gar zu klein gewesen ist. Die von uns im „Nachtrag“ (S. 322) mitgeteilte „Anzeige“ steht auf dem Umschlag des 2. Heftes der „Thalia“.

Anmerkung zum Dom Karlos in der Thalia.

Sie steht im 3. Heft der „Thalia“ (1786) und schließt sich als Fußnote an das Ende des 2. Aktes an, dessen vierfacher Szenenwechsel den Dichter allerdings gegen die Aufführungsmöglichkeit seines Stückes bedenklich stimmen mußte, von der außergewöhnlichen Länge ganz zu geschweigen.

Die Avanturen des neuen Telemachs.

Veröffentlicht zusammen mit dem dramatischen Scherz „Körners Vormittag“ von Karl Künzel. Leipzig, o. J. (1862). Die parodistischen Zeichnungen und Pinseleien in der Manier einer Bierzeitung hat Schiller zum Geburtstag Körners (2. Juli 1786) verfertigt. Sie sollen den Helden des Tags in allen möglichen Situationen darstellen und eine vollständige Charakteristik seiner Person liefern. Keines der Bilder ist ohne Bezug auf irgendein bestimmtes Erlebnis, und darum sind sie uns nicht mehr in allen Punkten verständlich. Die kurzen Erläuterungen rühren von Ferd. Huber her. Wir verweisen auf die Ausführungen Minors (II, 445 ff.), wonach das folgende.

S. 116: Der Marktschreier hat rote Haare und soll Schillers Züge tragen. Das Bild will eine Parodie auf Körners Glückseligkeitsphilosophie sein, die gern alle Menschen beglücken möchte.

S. 117: Verspottet Körners resultatlose schriftstellerische Versuche, die durch den damals eben in Druck befindlichen Brief des Raphael an Julius persifliert werden, der ewig nicht fertig wird (vgl. Bd. XVII 192 u. Anm. dazu, auch das Scherzspiel „Körners Vormittag“).

S. 118: Körner hatte mit einem gewissen Bassenge öfter in Geldangelegenheiten zu tun. Offenbar braucht dieser Mann die angeführten Redensarten mit Vorliebe.

S. 119: Es soll Körners aufbrausender Jähzorn gezeigt werden, er packt den Stuhl in grimmer Wut und stellt ihn dann sänftiglich auf den Tisch.

S. 120: Körners adoptiver Sohn ist natürlich Schiller. „Allezeit“ war Minna Körners Lieblingswort.

S. 121: Ist auf Körners allzu große Güte gegen andere, besonders gegen zahlungsunfähige Schuldner gemünzt.

S. 122: Der Postillion hatte Körner während der Reise von Leipzig nach Dresden unausstehlich langsam gefahren. Der Konsistorialrat straft ihn dadurch, daß er ihm einen Beutel Geldes überreicht.

S. 123: Spielt auf einen französischen Naturforscher an, welchen Körner zu einer wissenschaftlichen Expedition ausrüsten wollte, und der ihm mit 100 Louisdor durchging.

S. 124: Körner dreht bei der Vorstellung „seines besten Freundes“ den Damen sein Hinterteil zu.

S. 125: Spielt auf die Stelle in Körners erstem (anonymen) Brief an Schiller an: „Wenn ich, obwohl in einem andern Fache als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salz der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen.“

S. 126: Darstellung der üblen Folgen, welche das fatale Krebsgericht für Körners Verdauung gehabt hat.

S. 127: Körners Vater hatte sich gegenüber der Begeisterung für den Dichter der Räuber immer ablehnend verhalten.

S. 128: Geht auf Körners männliches Verhalten in der Liebe.

S. 129: Thalia, d. h. Schiller bittet um den samtenen Rock des alten Körner, aber der Sohn bereitet sich zu einem künstlichen Tanzsprung als dem Ausdruck seines Unwillens über die Forderung und erklärt, daß er den Rock nie an gedungene Schauspieler oder Gaukler geben werde.

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen.

Gedruckt in den „Gothaischen gelehrten Anzeigen“ vom 18. Oktober 1786.

Das Interesse des Dramatikers galt frühzeitig den Rebellionen und Verschwörungen. Und auch die beginnenden historischen Studien führten ihn in die niederländische Revolution hinein. Die Ursachen und Quellen solcher Ereignisse aufzudecken mußte ihn naturgemäß reizen, und so entstand der Plan zu dem angegebenen Sammelwerk, zu dem Schiller u. a. auch den Abfall der Niederlande beisteuern wollte. Als nach langer Verzögerung im Herbst 1788 der erste und einzige Band erschien, enthielt er jedoch nichts von Schiller. Dafür brachte er zwei Arbeiten von Huber („Revolution in Rom durch Nicolaus Rienzi im Jahr 1347“ und „Verschwörung des Marquis

von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahr 1618") und eine von Reinwald, dem Schwager des Dichters („Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahr 1478").

Meyerns Dya-Na-Sore.

Gedruckt in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung Nr. 103 vom 29. April 1788. Der Verfasser des Romans ist Friedrich Wilhelm von Meyern (1762—1829).

J. G. F. Schulz, Friedrich der Große.

Gedruckt in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung Nr. 104 vom 30. April 1788. Nach Richard Festers Vermutung war die Vorlage Schillers ein Separatabdruck eines Teiles der im „Teutschen Merkur" vom September 1786 bis März 1787 erschienenen Artikel, die der Verfasser unter dem Titel „Gemälde aus dem Leben Friedrichs des Einzigen" in zwei Heften (Berlin und Frankfurt a. O. 1788) umgearbeitet herausgab. Über Friedrich Schulz (1762—1798) und seine Beziehungen zu Schiller vgl. Jonas I, 431 f., II, 50 f., 352 f.

Beiträge und Sammlungen zur Sittenlehre.

Gedruckt: Allgemeine Literaturzeitung Nr. 104 vom 30. April 1788. — Der Verfasser Karl von Eckardtshausen (1752—1803) war Geheimer Archivar und gehörte der Münchener Akademie der Wissenschaften als Mitglied an. Er hat viele juristische und schönwissenschaftliche Schriften verfaßt.

Historisch-kritische Enzyklopädie.

Gedruckt: Jenaische allgemeine Literaturzeitung Nr. 104 vom 30. April 1788.

Anmerkung zum heimlichen Gericht.

Im 5. Heft der „Thalia" (1788) veröffentlichte Schiller ein Bruchstück aus einem Drama „Das heimliche Gericht", von seinem Freund Huber verfaßt, dessen Namen er dem Publikum aus unbekannten Gründen verschwiegen hat.

S. 133, 27: Besonders ist an die Freimaurer zu denken, doch auch an den Illuminatenorden.

S. 133, 35 f.: Justus Möser hat „Eine kurze Nachricht von den westfälischen Freigerichten" auch in seine „patriotischen Phantasien" aufgenommen.

Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Friedrichs II.

Gedruckt: Jenaische Allg. Literaturzeitung vom 8. Mai 1788. Ewald Friedrich Graf von Herzberg (1725—1795), preußischer Staatsmann. — Das Interesse Schillers haftet vornehmlich an den beiden Vorreden Friedrichs zur Histoire de mon temps. An Körner, 20. Oktober 1788 (Jonas II, 131): „Mir war diese Gegeneinanderstellung interessant, um die Fortschritte seines eigenen Geistes und schriftstellerischen Geschmacks und Charakters aus der Art seiner Verbesserungen zu ermessen. Es schien mir ein edler männlicher und bescheidener Ton darin zu herrschen."

Schatz, Goldoni über sich selbst.

Erster Druck: „Teutscher Merkur", Juni 1788. Carlo Goldoni (1707—1793) lebte seit 1761 in Paris und hat 1787 seine Lebensgeschichte unter dem Titel erscheinen lassen: „Mémoires de Mr. Goldoni pour servir à l'histoire de sa vie et à celle de son théâtre." Die Besprechung im „Teutschen Merkur" gilt dem ersten Band der Übersetzung von Schatz.

S. 135, 5: Vgl. Bd. XI, S. 201 f.

S. 135, 34: Er wollte für das dortige italienische Theater arbeiten.

S. 135, 35: „Le bourru bienfaisant" (1771), ins Deutsche übersetzt: „Der gutherzige Murrkopf" (1785).

Die zweite Goldonirezension, die sich auf das ganze Werk in der Übersetzung von Schatz erstreckt, stand in der „Allgemeinen Literaturzeitung" vom 13. Januar 1783. Wir geben den Wortlaut dieser Besprechung im Nachtrag zu Bd. XIX. S. 322 ff.

Briefe über Don Karlos.

Gedruckt im „Teutschen Merkur" 1788, Juli: 1—4. Brief, Dezember: 5—12. Brief. — Der Wiederabdruck in den „Kleineren prosaischen Schriften", 1. Teil (1792) ist leicht stilistisch überarbeitet worden.

Veranlassung zu den Briefen boten die Kritiken des Dramas, die nach des Dichters Meinung zumeist den Kernpunkt, auf den es ankam, nicht trafen. Er schreibt aus dieser unmutigen Empfindung heraus, das Urteil über seine Kritiker zusammenfassend, an Körner (7. Januar 1788, Jonas II, 3): „Für meinen Karlos — das Werk dreijähriger Anstrengung — bin ich mit Unlust belohnt worden." Von den gedruckten Kritiken kommt, besonders für den 11. und

12. Brief, die der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung (10. und 11. Juni 1788), von „einem jungen Manne von vielem Feuer" herrührend (abgedruckt bei Braun I, 193—207), und eine von dem Theologen Chr. V. Kindervater verfaßte in Göschens „Kritischer Übersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen" I, 2, 9 ff. in Betracht, von denen die zweite, als ein elendes Geschwätz, Körners ganzen Zorn auf sich geladen hat (7. Oktober 1788). Auch Wielands Rezension im Teutschen Merkur (September 1787) hat den Dichter nicht durchaus befriedigt, wenn er auch „einiges gut darin gesagt" findet (an Körner, 6. Oktober 1787, Jonas I, 422). Daneben aber sind auch mündlich übermittelte Urteile mit heranzuziehen. So z. B. Gotters Äußerung über die Posaszene und den Auftritt zwischen dem Marquis und der Königin (an Körner, 29. Juli 1782. Jonas I, 364), die von völliger Verkennung der Absichten des Dichters zeugte. Weiter der Bericht Gotters über die Wirkung der Vorlesung in Tiefurt im Kreis der Herzogin Anna Amalia (an Körner, 8. August 1787, Jonas I, 373): „Wie ich den andern Tag von ihm erfuhr, so hat just die erste Hälfte von der Marquisischen Geschichte Wirkung getan, die andere keine oder eine widrige. Gotter behauptet mit Eifer, daß diese zwote Hälfte und die ganze Aufopferungsgeschichte des Marquis durch Dunkelheit der Exposition, durch Unwahrscheinlichkeit von seiten des Königs, durch das geschwächte Interesse an Karlos u. dgl. ganz verloren ginge. Urteile aus diesem Pröbchen, was ich mir von dem übrigen Publikum versprechen darf." Schon in demselben Brief empfindet er es unangenehm, aber doch als eine Notwendigkeit, seinem Text einen Kommentar beifügen zu müssen. Ja selbst Charlotte von Kalb versagte an einigen Stellen, obgleich manches auf sie „erstaunlich viel Wirkung" hat (Jonas I, 364). Endlich wäre wohl noch auf die Unterredung mit Herder zu verweisen, von der Schiller berichtet (an Körner, 14. Oktober 1787, Jonas I, 425): „Er hat mir viel Schönes und Geistvolles über den Karlos gesagt; er hat äußerst viel auf ihn gewirkt, aber die drei ersten Akte findet er mehr unis und mehr ausgearbeitet, als die letzten," wohinter natürlich derselbe Einwand steckt, den Gotter erhoben hatte. Was will dem gegenüber die freundliche, wohl uneingeschränkte Anerkennung bedeuten, die Corona Schröter geäußert hat (Jonas I, 416). Der Dichter fühlte sich gedrungen, „sein Drama und in diesem seinen Posa zu rechtfertigen, die Einheit der Handlung und die tragische Notwendigkeit des Opfertods nachzuweisen" (Berger I, 596). — Das Unternehmen ist freilich nicht völlig gelungen, wenn auch Körner, der es zunächst für gefährlich hielt, mit Recht den Ton rühmt, den weder affektierte Bescheidenheit noch Selbstlob auszeichne, und die „Briefe" unter den

prosaischen Produkten des Dichters obenan stellt. Aber auch er muß betonen, daß Schiller das Kunstwerk preisgibt, um seine Ideale zu retten (an Schiller, 11. August 1788), d. h. mit den Worten Bergers (I, 596) „die rätselhafte Willkür des ohne Not zum äußersten schreitenden Marquis wird selbst durch die tiefgründigen Darlegungen der Briefe mit dem Charakter des Maltesers und der tatsächlichen Lage der Dinge nicht in Einklang gebracht, aber es wird doch jene empfindsame Auffassung für alle Zeiten widerlegt, die in Posas Opfertod eine Ausgeburt schwärmerischer Freundschaft sehen möchte. Vor allem aber rückt der Ästhetiker alle jene künstlerischen Absichten in helles Licht, die der Dichter infolge der lang ausgedehnten Entstehungszeit des Werkes im Drama selbst nicht zu voller klarer Anschauung hat kommen lassen."

S. 137, 4: Sagazität, Scharfsinn.

S. 138, 11: Vgl. S. 102ff., wo das Drama durchaus als „Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause", d. h. als Liebestragödie aufgefaßt ist. Auch der Abbé betont ausschließlich die Liebesgeschichte und weist dem Marquis Posa eine ganz untergeordnete Rolle zu.

S. 139, 4ff.: Vgl. Jonas I, 364 als Gotters Äußerung: „Die Szene Philipps mit dem Marquis würde er vielleicht gar nicht berührt haben, wenn er sie nicht getadelt hätte, sie wäre in Philipps Charakter unmöglich." Auch Kindervater wundert sich, woher auf einmal Philipps Vertrauen zu Posa komme.

S. 139, 13ff.: Kritik der Allg. Literaturzeitung (Braun I, 203): „Posa könnte vielleicht zu idealisch scheinen. Aber er ist nicht unnatürlich. Es gibt Menschen, ob sie gleich selten sind, denen alles zu geringe ist, was nur sie selbst und ihr persönliches Interesse (dieses auch im weitesten Verstande) angeht: deren Seele sich mit dem größern Ganzen identifiziert, von dem sie einen Teil ausmachen, und die daher von dem großen Haufen, der sie nicht verstehen kann, für verkehrte Schwärmer gehalten werden." Im weiteren Verlauf wird Posa ein göttlicher Mensch genannt, worauf Z. 24 anspielt.

S. 140, 1: Curtius Rufus, der sich freiwillig in die auf dem Römischen Forum entstandene Schlucht stürzte. Regulus, vgl. Bd. XVII zu S. 109, 36.

S. 140, 38: Eine Reminiszenz an des Dichters Freiheitsträume während der Einkerkerung in der Karlsschule.

S. 141, 34f.: Vgl. III. Akt, 7. Szene (Bd. V, 131).

S. 142, 20f.: Anspielung auf den Plan der „Malteser" (vgl. Bd. IX, 27ff.).

S. 143, 26ff.: Schiller zitiert zumeist nach der Ausgabe von 1787, die W. Vollmer im Jahre 1880 (Stuttgart, Cotta) neu ge-

druckt hat. Wir führen die Verszahlen dieser letzteren Ausgabe hier an, ohne die mancherlei kleinen Abweichungen vom richtigen Wortlaut, die Schiller sich gestattet, im einzelnen hervorzuheben und zu benennen; außerdem Akt und Szene. Vgl. I, 2, V. 242—244, 256 bis 259, 282—283, 288—289.

S. 144, 11: I, 2, V. 292.

S. 145, 25 ff.: I, 2, V. 208—213.

S. 146, 30: Der Admiral von Coligny, Führer der französischen Hugenotten, ein Opfer der Bartholomäusnacht, wird im Drama nicht ausdrücklich genannt.

S. 147, 12 ff.: III, 10, V. 3773—3776.

S. 147, 20 ff.: III, 10, V. 3860—3862, 3842—3845, 3888—3898.

S. 148, 12 ff.: I, 2, V. 138—142.

S. 148, 23 ff.: I, 2, V. 155—156, 160—167.

S. 149, 11 ff.: I, 2, V. 198—205.

S. 150, 21 ff.: IV, 24, V. 5130—5137.

S. 150, 31: Zu Genius vgl. Bd. V, S. 228, Anm. zu V. 1002.

S. 151, 7 ff.: II, 17, V. 2877—2888.

S. 151, 26 ff.: IV, 3, V. 4157—4163.

S. 152, 5 ff.: Gegen diese Beweisführung polemisiert Bellermann in „Schillers Dramen", I, 260 ff.

S. 152, 14: Bis hierher brachte das Juliheft des Merkur die „Briefe". Körner äußerte sich sehr anerkennend, ebenso Wieland u. a. An den Dresdner Freund schreibt der Dichter aus Rudolstadt am 20. August 1788 (Jonas II, 106): „Daß Dir meine kritischen Briefe im ‚Teutschen Merkur' gefallen, freut mich. Ich finde auch, daß sie gut geschrieben sind. Wieland hat sie sehr bewundert; ich bin begierig, was Du von der Fortsetzung halten wirst; hier hatte ich eine schlimme Sache zu verfechten, aber ich glaube, mich mit Feinheit daraus gezogen zu haben. Zugleich gebrauchte ich diese Briefe zu einem Vehikel, allerlei zu sagen, was sich mir da und dort aufgedrungen hat, und zu wenig ist, um in eigener Form behandelt zu werden." Daraus geht hervor, daß die Briefe fünf bis zwölf, die erst im Dezember erschienen, schon im August fertig waren. Aber zweitens läßt die Stelle erkennen, daß Schiller sich des Mißlichen seiner Aufgabe wohl bewußt war und daß er etwas zu rechtfertigen versuchte, was er vor sich selbst als anfechtbar bezeichnen mußte. Daher gehört z. B. die Behauptung S. 154, 34 ff., daß der Marquis aus künstlerischen Absichten am Anfang des Dramas hätte so lange in Schatten gestellt werden müssen, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte.

S. 152, 27: Hamlet III, 2: „Ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,

Wie ich dich hege."

Vgl. auch Wallensteins Tod, V. 2118.

S. 153, 6ff.: IV, 24, V. 5036—5039.

S. 154, 16ff.: III, 2, V. 2997—3002.

S. 155, 34ff.: III, 8, V. 3442, 3445—3446, 3460—3463.

S. 156, 16: III, 9, V. 3492—3494.

S. 158, 25ff.: IV, 3, V. 4083—4089.

S. 159, 5ff.: V, 1, V. 5316—5329.

S. 159, 22ff.: IV, 13, V. 4703—4711.

S. 160, 28ff.: IV, 6, V. 4354—4360.

S. 160, 36—161, 2: V, 2, V. 5456—5459.

S. 161, 14ff.: IV, 24, V. 5082—5087, 5098—5115.

S. 162, 10ff.: V, 5, V. 5938—5944.

S. 164, 8f.: „Julianischer Cyklus" = ganz allgemein eine viele Jahrhunderte umfassende Zeitspanne (vgl. IV, 24, V. 5064ff.). Die Astronomie gebraucht den Ausdruck „Julianische Periode" für die Bezeichnung eines Zeitraums von 7980 Jahren, die bestimmten Berechnungen zugrunde gelegt wird. Vielleicht hat Schiller dieser Ausdruck bei dieser Hinausschiebung des Zeitpunkts der Verwirklichung seiner Ideale vorgeschwebt.

S. 164, 36ff.: V, 8, V. 5794—5796.

S. 165, 27ff.: IV, 24, V. 5070—5078.

S. 166, 24ff.: Mucius Scävola, vgl. XVII, Anm. zu S. 120, 15.

S. 167, 8f.: I, 9, V. 1116—1117.

S. 167, 14ff.: Die Stelle steht nur in der Thaliafassung.

S. 168, 21ff.: II, 2, V. 1281—1282. III, 2, V. 2975—2976, 3001—3002.

S. 168, 25f.: III, 5, V. 3300ff.

S. 168, 28: V, 4, V. 4730ff.

S. 168, 30ff.: Vgl. II, 12—15.

S. 168, 33ff.: Vgl. V, 9.

S. 169, 29—170, 5: V, 11, V. 6215—6222, 6227—6229, 6192—6196.

S. 170, 7: Der Illuminatenorden, ein Geheimbund, der volkserzieherische Zwecke anstrebte, richtete die Spitze seiner Tätigkeit gegen die trotz der Auflösung im Jahre 1773 immer noch tätige „Gesellschaft Jesu". Die Arbeit an der sittlichen Vervollkommnung der Menschheit hatte die Illuminaten mit den Freimaurern gemein, die gerade damals in Weimar eine ziemliche Rolle spielten und die bedeutendsten Geister der Stadt zu den Ihrigen zählen durften.

S. 170, 25f.: Kein Zitat, sondern Schillers eigene Worte, ebenso S. 176, 24—30.

S. 170, 36f.: Vgl. Bd. XVII., 107, 08 und Anm. Aus dem

Montesquieu, dessen Werke der Dichter unter die kostbarsten Schätze der Literatur rechnet (Jonas II, 170), stammt vor allem die in den Briefen proklamierte Idee des Dramas, vgl. S. 165, 37—166, 5.

S. 171, 5ff.: z. B. die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung (Braun I, 200): „Ein Posa, der so enthusiastisch für die allgemeine Freiheit aller Menschen wirket, bestrickt nicht seinen edlen Freund, um ihn die Gefahren unbewußt vorüber zu leiten, sucht nicht, ihn durch fein angelegte Pläne zum Handeln zu treiben, dazu dieser die wahren Beweggründe nicht sieht. Konnte ein Karlos einem solchen Freunde wieder trauen, der ihn, sowie jeder Günstling eines Großen (nur für schlechtere Absichten) durch erkünstelte Mittel, nicht durch Beweggründe zu regieren sucht? Posa verleugnet die einfache Größe des Charakters, um ein abenteuerlicher Intrigant zu werden. Denn die Absichten sind es nicht sowohl, die die Denkart eines Menschen charakterisieren, als vielmehr die Mittel, die er erwählt, sie zu erreichen."

S. 171, 25f.: Schiller denkt an die Szene im Kartäuserkloster (II, 17 der Fassung von 1787).

S. 173, 5ff.: V, 1, V. 5344—5346, 5329—5332.

S. 176, 7ff.: Allgemeine Literaturzeitung (Braun I, 200f.): „Es kann wohl nichts Rührenders erdacht werden, als ein unverschuldeter, gewählter, aber notwendiger Tod für einen Freund; aber kann wohl der Zuschauer mit einem Märtyrer sympathisieren, der sich zudrängt, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtyrertums wegen stirbt?"

S. 176, 34ff.: Nach Plutarch in der Übersetzung von Gottlob Benedikt von Schirach, 1. Teil (Berlin u. Leipzig 1777). Vgl. Bd. XVII, 159, 5.

S. 178, 17ff.: V, 3, V. 5476—5484, 5486—5488.

S. 179, 32: Linderungsmittel, das nur die Krankheitszeichen, nicht die Krankheit selbst beseitigt.

S. 180, 7f.: V, 3, V. 5533—5535.

S. 180, 12ff.: IV, 24, V. 5182—5185.

S. 180, 28f.: IV, 24, V. 5197.

Über Egmont, Trauerspiel von Goethe.

Gedruckt in der Jenaischen Allg. Literaturzeitung vom 20. September 1788. — Wiederholt in den „Kleineren prosaischen Schriften". 4. Bd. (1802) mit einigen Änderungen. —

Schiller an Körner, 20. Oktober 1788 (Jonas II, 132): „Meine Rezension von ‚Egmont' hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht, und von der Expedition der A. L. Z. sind sehr

schöne Anerbietungen an mich darauf erfolgt. Goethe hat mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen."

Körner an Schiller, November 1788 (Briefwechsel I, 239): „In der Rezension des Egmont haben mich die vorausgeschickten Bemerkungen über die Einheit des Stückes sehr befriedigt. Auch ist es Dir gelungen, deucht mich, den rechten Ton der Kritik gegen einen verdienten Schriftsteller zu treffen. — Strenge mit Achtung, ohne affektierte Schmeichelei. — Über Egmonts Liebe aber bin ich nicht mit Dir einverstanden. Du glaubst, daß das Heroische seines Charakters dadurch verliert, und das gebe ich zu. Aber es fragt sich, ob dies ein Fehler ist. Muß es denn eben Bewunderung sein, was der Held eines Trauerspiels einflößt? Unsere Liebe bleibt Egmont immer bei allen seinen Fehlern . . . Auch zweifle ich, ob das Stück durch mehr Übereinstimmung mit der Geschichte würde gewonnen haben. Ist es nicht schöner, Egmonts Sorglosigkeit zur Ursache seines Unglücks zu machen, als eine gewisse Unentschlossenheit zwischen Bleiben und Gehen, wo die Vermeidung eigener Gefahr mit Familienverhältnissen kollidiert? Hat die Sorge für Frau und Kinder und die Furcht, Vorteile des Überflusses zu entbehren, nicht etwas Prosaisches, wogegen man die Rolle von Klärchen und die schöne Szene mit Wilhelm (die alsdann auch ganz anders sein müßte) nicht gern vertauschen möchte?"

Goethes Urteil. An den Herzog Carl August, 1. Oktober 1788: „In der Literaturzeitung steht eine Rezension meines Egmonts, welche den sittlichen Teil des Stückes gar gut zergliedert. Was den poetischen Teil betrifft, möchte Rezensent andern noch etwas zurückgelassen haben."

Über die Bühnenbearbeitung des Stückes durch Schiller vgl. Bd. XII unserer Ausgabe S. 7ff. Der Einfachheit halber zitieren wir nach diesem Abdruck der Bühnenbearbeitung, der ja den vollständigen Goetheschen Text enthält.

S. 183, 1: Vgl. Bd. XII, 42, 23f.

S. 183, 26f.: Bd. XII, 94, 26.

S. 183, 27ff: Bd. XII, 42, 13ff., 37ff.

S. 184, 17: Gabrielle d'Estrées, die Geliebte Heinrichs IV. von Frankreich.

S. 184, 30ff.: Bd. XII, 65, 11ff.

S. 185, 5ff.: Bd. XII, 49, 10ff.

S. 188, 13ff.: Bd. XII, 23, 17ff.

S. 188, 25ff.: Bd. XII, 23, 38ff.

S. 188, 38—189,2: Bd. XII, 38, 33ff.

S. 189, 13ff.: Bd. XII, 29, 16ff.

S. 189, 24f.: Bd. XII. 68, 28ff.

S. 189, 36—190, 13: Bd. XII, 93, 19ff., 95, 3ff.

S. 190, 28ff.: Bd. XII, 87, 22ff.

S. 191, 5ff.: Über die Traumerscheinung und ihre Notwendigkeit, vgl. besonders Zimmermann, Goethes Lebensanschauung im Egmont. Leipziger Dissertation 1909. Vgl. auch die Einleitung zur Bühnenbearbeitung des Egmont in Bd. XII.

S. 191, 15f.: Im zweiten Abdruck wurde diese Stelle gemildert: „Wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angetan werde."

Über Goethes Iphigenie auf Tauris.

Gedruckt in Göschens „Kritischer Übersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen" II, 2 (1789). Zwei Briefstellen zur Entstehungsgeschichte:

An Göschen, 31. März 1788 (Jonas VII 254): „Apropos, wie steht's mit Ihrem zu edierenden Rezensionswerk. Ich habe treffliche Lust zu Iphigenie und will mich den Sommer recht gern dran machen."

An Göschen, 8. Januar 1789 (Jonas II, 205): „Die Rezension der Iphigenie, die ich diesen Sommer hingeworfen, schreibe ich eben ins reine, und in 10 bis 12 Tagen werden Sie solche erhalten."

Entstanden ist der Aufsatz also während des Rudolstädter Aufenthalts im Sommer 1788, der zumeist mit dem Studium der Klassiker ausgefüllt war. Vgl. die Einleitung zur „Iphigenie in Aulis" und zu den „Phönizierinnen" im XI. Band unserer Ausgabe. Die dort erwähnten Übersetzungen des Pater Brumoy und des Josua Barnes bilden auch die Unterlage der im vorliegenden Aufsatz enthaltenen Zitate aus dem Euripides. — Die versprochene Fortsetzung ist nicht erschienen, da die „Übersicht" mit dem 2. Heft des 2. Jahrganges einging. Damit fehlt Schillers Besprechung das eigentliche Resultat, die Kritik von Goethes Drama.

Doch hat sich Schiller, wenn auch erst in späterer Zeit, brieflich über das Drama geäußert, das er ja auch einer leider verloren gegangenen Theaterbearbeitung unterzog. Da anzunehmen ist, daß des Kritikers Urteil, der stets den szenischen Schauplatz vor Augen hatte und eine bewegte äußere Handlung in erster Linie forderte, im Jahre 1789 nicht wesentlich von dem späterer Jahre wird verschieden gewesen sein, teilen wir diese Briefstellen als Ersatz für das fehlende Schlußurteil unseres Aufsatzes mit.

An Goethe, 26. Dezember 1797 (Jonas V, 311): „Umgekehrt [vorher ist von Hermann die Rede] schlägt Ihre Iphigenie offenbar

in das epische Feld hinüber, sobald man ihr den strengen Begriff der Tragödie entgegenhält. Von dem Tasso will ich gar nicht reden. Für eine Tragödie ist in der Iphigenie ein zu ruhiger Gang, ein zu großer Aufenthalt, die Katastrophe nicht einmal zu rechnen, welche der Tragödie widerspricht. Jede Wirkung, die ich von diesem Stücke teils an mir selbst, teils an andern erfahren, ist generisch, poetisch nicht tragisch gewesen, und so wird es immer sein, wenn eine Tragödie, auf epische Art, verfehlt wird. Aber an Ihrer Iphigenie ist dieses Annähern ans Epische ein Fehler, nach meinem Begriff; an Ihrem Hermann ist die Hinneigung zur Tragödie offenbar kein Fehler, wenigstens dem Effekte nach ganz und gar nicht. Kommt dieses etwa davon, weil die Tragödie zu einem bestimmten, das epische Gedicht zu einem allgemeinen und freien Gebrauche da ist?" Als es sich später um die Vorbereitung der Aufführung des Dramas dreht, schreibt er an Goethe, 22. Januar 1802 (Jonas VI, 337 ff): „Ich habe, wie Sie finden werden, weniger Verheerungen in dem Manuskript angerichtet, als ich selbst erwartet hatte, vornehmen zu müssen; ich fand es von der einen Seite nicht nötig und von einer andern nicht wohl tunlich. Das Stück ist an sich gar nicht zu lang, da es wenig über zweitausend Verse enthält, und jetzt werden die zweitausend nicht einmal voll sein, wenn Sie es zufrieden sind, daß die bemerkten Stellen wegbleiben. Aber es war auch nicht gut tunlich, weil dasjenige, was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen, als in der Haltung des Ganzen liegt, die für die dramatische Forderung zu reflektierend ist. Öfters sind auch diejenigen Partien, die das Los der Ausschließung vor andern getroffen haben würde, notwendige Bindungsglieder, die sich durch andre nicht ersetzen ließen, ohne den ganzen Gang der Szene zu verändern. Ich habe da, wo ich zweifelte, einen Strich am Rande gemacht; wo meine Gründe für das Weglassen überwiegend waren, habe ich ausgestrichen, und bei dem Unterstrichenen wünschte ich den Ausdruck verändert.

Da überhaupt in der Handlung selbst zuviel moralische Kasuistik herrscht, so wird es wohlgetan sein, die sittlichen Sprüche selbst und dergleichen Wechselreden etwas einzuschränken.

Das Historische und Mythische muß unangetastet bleiben, es ist ein unentbehrliches Gegengewicht des Moralischen, und was zur Phantasie spricht, darf am wenigsten vermindert werden.

Orest selbst ist das Bedenklichste im ganzen; ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloß im Gemüt ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenstand; hier ist eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerspiels. Möchte Ihnen et-

was einfallen, diesem Mangel zu begegnen, was mir freilich bei der jetzigen Ökonomie des Stücks kaum möglich scheint; denn was ohne Götter und Geister daraus zu machen war, das ist schon geschehen. Auf jeden Fall aber empfehl' ich Ihnen, die Orestischen Szenen zu verkürzen.

Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht ratsam sein möchte, zur Belebung des dramatischen Interesses, sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei ganze Akte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern und beide Aktionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten. Man hört zwar im zweiten und dritten Akt von der Gefahr des Orest und Pylades, aber man sieht nichts davon, es ist nichts sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erscheinung käme. Nach meinem Gefühle müßte in den zwei Akten, die sich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beschäftigen, noch ein Motiv ad extra eingemischt werden, damit auch die äußere Handlung stetig bliebe und die nachherige Erscheinung des Arkas mehr vorbereitet würde. Denn so, wie er jetzt kommt, hat man ihn fast ganz aus den Gedanken verloren.

Es gehört nun freilich zu dem eigenen Charakter dieses Stücks, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Kulissen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Gesinnung, darin zur Handlung gemacht ist und gleichsam vor die Augen gebracht wird. Dieser Geist des Stücks muß erhalten werden, und das Sinnliche muß immer dem Sittlichen nachstehen; aber ich verlange auch nur soviel von jenem, als nötig ist, um dieses ganz darzustellen.

Iphigenia hat mich übrigens, da ich sie jetzt wieder las, tief gerührt, wiewohl ich nicht leugnen will, daß etwas Stoffartiges dabei mit unterlaufen mochte. Seele möchte ich es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmacht.

Die Wirkung auf das Publikum wird das Stück nicht verfehlen, alles vorhergegangene hat zu diesem Erfolge zusammen gewirkt. Bei unsrer Kennerwelt möchte gerade das, was wir gegen dasselbe einzuwenden haben, ihm zum Verdienste gerechnet werden, und das kann man sich gefallen lassen, da man so oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen gescholten wird."

S. 203, 28f: Die richtige Übersetzung lautet: „Die sich vor den Freveln der Pelopiden abwendende Sonne."

S. 208, 30ff: Goethe hat diese Beanstandung des Metrums nicht beachtet.

S. 210, 20: falsch zitiert. Goethe: „im Guten wie im Bösen" (V. 793).

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen.

Vgl. die Anmerkung zu S. 130, 4ff. Schiller selbst wollte eine Darstellung der Verschwörung des Fiesko zu dem Bande beisteuern.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires.

1. Vorbericht.

Der Titel lautete: „Allgemeine Sammlung historischer Memoires im zwölften Jahrhundert bis auf die neue Zeit, durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nötigen Anmerkungen versehen und jedesmal mit einer universalhistorischen Übersicht begleitet." Jena J. M. Maucke. Das Werk erschien in zwei Abteilungen: die dem Mittelalter gewidmete in 4 Bänden (1790—1795), die der neueren Zeit dienende in 29 Bänden (1791—1806). Schiller wurde in seiner redaktionellen Tätigkeit, die sich 1793 erstreckte und drei Bände der ersten und fünf Bände der zweiten Abteilung umfaßte, von verschiedenen Fachgelehrten unterstützt. Vielleicht hat er auch später noch seinen Nachfolgern in der Redaktion mit seinem Rat beigestanden. — Schiller selbst hat außer dem im vorliegenden Band abgedruckten „Vorbericht" und der „Nachricht" die im Bd. XVI, unter Nr. 5, 7, 8, 11 und 12 vereinigten Aufsätze für das Unternehmen geliefert. — Über die äußere Geschichte der Sammlung vgl. die Abhandlung von G. Lücking, Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung (Programm der 3. Berliner Realschule 1901).

S. 224, 20, 24: Anna Komnena (1083—1148), die feingebildete Tochter des byzantinischen Kaisers Alexius I. suchte nach dem Tode ihres Vaters ihrem Gemahl Nikephoros Bryennios auf den Thron zu erheben, vermochte diesen aber nicht zur Verschwörung gegen ihren Bruder, den Kaiser Johannes, zu bewegen. Nach ihres Gatten Tod (1137) ging sie in ein Kloster, wo sie die „Alexias" schrieb, die Geschichte ihres Vaters von 1069—1118, eine der besten byzantinischen Geschichtswerke, besonders wichtig für die Geschichte des ersten Kreuzzuges.

S. 225, 11: „Mémoires de la maison de Brandebourg" von Friedrich dem Großen.

S. 225, 14: Die Memoiren des Kardinal de Retz, die Wilhelm von Humboldt für die Sammlung übersetzen wollte, sind erst lange nachdem Schiller die Redaktion abgegeben hatte, gebracht worden. Vgl. folgende Briefstellen: an Körner 1. Dezember 1788 (Jonas II, 167), an denselben 2. November 1801 (Jonas VI, 313).

2. Nachricht.

Die Bemerkung war dem zweiten Band vorangestellt, der die Fortsetzung der „Anna Komnena“ und Otto von Freisings Denkwürdigkeiten aus dem Leben Friedrichs I. brachte.

Anmerkung zum Menschenfeind.

Gedruckt als Fußnote im 11. Heft der Thalia (1790). Schiller hat eine epische Gestaltung des Stoffes gedacht, ist aber nicht zur Verwirklichung des Planes gekommen.

Erklärung des Herausgebers.

Gedruckt im 11. Heft der Thalia (1790).

Über G. A. Bürgers Gedichte und Verteidigung des Rezensenten.

Schiller an Lotte und Karoline, 30. April 1789 (Jonas II. 283): „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in seinem Äußern und in seinem Umgang — aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter an Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier wie dort verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu gefallen, miteinander einzugehen. Er soll darin bestehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Virgils-Äneide, jeder in einer andern Versart, übersetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.“

Schon bei diesem Zusammentreffen offenbarte sich leise der Gegensatz zwischen beiden Dichtern, der Schiller immer deutlicher wurde, als er die zweite Auflage von Bürgers Gedichten (1789), die ihm im Mai zur Besprechung zugesandt wurde, wieder durchging. Diese Besprechung, die am 15. und 17. Januar 1791 in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung erschienen ist, bedeutet aber mehr als eine Verurteilung Bürgers. Sie ist in letzter Linie eine Selbstkritik. „In Bürger, dem Vorbilde seiner derbnatürlichen Jugendpoesie, stieß er den eigenen alten Menschen von sich, ver-

dammte er seine frühere Art und Kunst, über die sein machtvoll vorwärtsschreitender Geist sich längst erhoben hatte. Um seine neuen hohen Ziele zu beleuchten, stellt er ohne Zögern auch sich selbst ins Dunkel. War er ungerecht, so war er es so gut gegen sich wie gegen den andern." (Berger II, 56). — Als Schiller die Rezension im 4. Teil seiner „kleineren prosaischen Schriften" wieder abdruckte, hatte er nichts davon zurückzunehmen, wie aus der dort zugefügten Schlußbemerkung sich ergibt: „So urteilte der Verfasser vor elf Jahren über Bürgers Dichterverdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger als sein Räsonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt, aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Rezensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen." Die Rezension hatte — wie schon aus dieser Stelle hervorgeht — bei ihrem Erscheinen viel Staub aufgewirbelt. Vgl. auch an Körner, 3. März 1791 (Jonas III, 135): „In Weimar habe ich durch die Bürgersche Rezension viel Redens von mir gemacht; in allen Zirkeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner erriet, von wem sie war." — Wie sehr Goethe in der Sache auf Schillers Seite stand, erhellt aus einem Brief an Zelter vom 6. November 1830 „Schiller hielt ihm freilich den ideal geschliffenen Spiegel schroff entgegen, und in diesem Sinn kann man sich Bürgers annehmen; indessen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben sich leiden, weil er etwas anders wollte, was er auch erreicht hat." Die leidenschaftliche Parteinahme, von der Schiller oben sprach, veranlaßte ihn — abgesehen von seiner Verteidigung auf des Angegriffenen Erwiderung — wiederholt auf seine Verurteilung Bürgers zurückzukommen, so in der Abhandlung „über Anmut und Würde" (Bd. XVII, 339, 24—39) und in dem Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung" (Bd. XVII, 549, 35 ff.). Vgl. ferner die Briefstelle an A. W. Schlegel vom 11. März 1796 über einen für die „Horen" bestimmten Shakespeareaufsatz (Jonas IV, 428): „Auch Bürgers Macbeth und die übersetzten Hexengesänge haben Sie mir zu räsonnabel behandelt. Ich halte die letztern für eine recht Bürgerische Pfuscherei, so arg als irgendeine von ihm, und das ist nicht bloß meine Privatmeinung. Goethe z. B., mit dem ich erst kurz noch davon sprach, findet sie greulich, und er hat, da er den Macbeth gern einmal in Weimar spielen lassen wollte, schon darauf gedacht, wie er sie anders übersetzt bekommen könnte. Ich will, wenn Sie es nicht kontremandieren, wozu es binnen 14

Tagen noch Zeit ist, jene Stelle in Ihrer Abhandlung, welche die Bürgerischen Hexengesänge betrifft, herauslassen. Es ist mir bloß deswegen, weil man nicht weiß, ob man einander nicht über kurz oder lang in Rücksicht auf diesem Punkt in demselben Journal widersprechen könnte, welches das Publikum irre machen würde."

S. 230, 24: Bürger (sämtliche Werke, vgl. v. W. v. Wurzbach-Leipzig, Hesse III. Bd. Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte S. 160): „Popularität eines Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Wer diesen Satz sowohl in der Theorie als Ausübung verleugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen."

S. 230, 28ff.: Bürger (ebenda S. 161): „In dem Sinne, wie wie ich ein Volksdichter oder lieber ein populärer Dichter zu sein wünsche, ist Homer wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, sind es mehr oder weniger alle großen Dichter, auch die unsrigen, und gerade in ihren allgemein geliebtesten und unsterblichsten Versen, unendlich mehr als ich gewesen." Von den Troubadours, die ja auch keine Volksdichter waren, spricht Bürger nicht. Über Schillers Auffassung der Minnesänger vgl. zu Bd. XVII, 547, 25ff.

S. 233, 38—234, 4: Veranlaßt durch das von Bürger gebrauchte Gleichnis von dem Schuhmacher, der mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigter Schuhe zu Markte zieht, wobei er wohl weiß, daß seine Erzeugnisse nicht jedermann passen werden. Aber doch ist der von ihm beobachtete allgemeine Maßstab kein Unding, denn wenn auch dem gewöhnlichen Mann nicht alle seine Schuhe wie angegossen passen, so kann er doch wohl, wenn es darauf ankommt, in allen hundert und tausend Paaren ganz leidlich einhergehen. Wenig Nutzen würde dagegen sowohl ihm als dem Publikum seine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- und Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte. Einige Paar von beiderlei Abweichungen mögen immer mit unterlaufen (ebda. S. 161).

S. 234, 26—236, 35: Die Stelle blieb im 2. Druck weg: Vgl. Bürgers sämtliche Werke, Bd. I, S. 61ff. — Schiller zitiert nicht ganz genau: 235, 3: „Verdammnis", 235, 9: „um Mittag".

S. 236, 25: „Fortunens Pranger" (Bürger I, S. 70ff.) ist das Vorbild von Schillers „Venuswagen" (Bd. III, 166ff.); mit der Verwerfung dieses Gedichtes sagt sich der Dichter bewußt von seiner eigenen Jugendpoesie los.

S. 237, 1f.: Im zweiten Druck geändert: „Eine notwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche ...." Veranlaßt wurde die Änderung einesteils durch eine

Bemerkung in Bürgers Erwiderung (vgl. unten). Wichtiger aber vielleicht ist die Umgestaltung, die unterdessen Schillers ästhetisch-philosophische Anschauungen erfahren hatten. Wir zitieren eine Stelle aus Berger (II, 58): „Aber schon der in der Rezension von ihm eingeführte Begriff der Idealisierung ist durch einen moralischen Zusatz getrübt und deshalb zum ästhetischen Wertmesser nicht recht geeignet. Idealisieren ist dem Kritiker hier noch soviel wie veredeln — eine Gleichsetzung, die er nach tieferem Eindringen in das Wesen des Ästhetischen ausdrücklich verworfen hat zugunsten einer rein künstlerischen, nicht entfernt an moralisches Verbessern erinnernden Auffassung. Etwas idealisieren heißt dem gereiften ästhetischen Schiller . . . weiter nichts als einen Gegenstand aller seiner zufälligen Bestimmungen entkleiden und ihm den Charakter innerer Notwendigkeit beilegen."

S. 237, 27: Bürger I, 46 ff.: Der Titel wurde später geändert: „Die Holde, die ich meine". — „Das hohe Lied von der Einzigen": Bürger I, 82 ff.

S. 237, 31 ff.: Bürger I, 33 ff.; Bürger: „Am edlen Gang".

S. 238, 22 ff.: „Trallirum larum", der Anfang von dem „Ständchen" (Bürger I, 45 f.), die andern Klangnachahmungen aus der „Lenore".

S. 239, 1 ff.: Bürger I, 103 ff.; Bürgers Wortlaut: „Es teilt . . . Und wandelt". — Die beanstandete 4. Strophe lautete:

„Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Des Wangen hoch sich blähn,
Des Nase nur nach Äther schnaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön."

Bürger ändert:

„Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt."

und macht den Zusatz: „Diese Änderung hat Herr Gracchus, der von Aufruhr sprach, veranlaßt." — Im übrigen nimmt aber Bürger das „Blümchen Wunderhold" energisch in Schutz: „Wenn übrigens dieses Lied sonst nur, wie Herr Schiller selbst eingestehen muß, lieblich gesungen ist, so wollen wir es gut sein lassen, daß ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit, daß es, frei heraus gesagt, Tändelei ist. Es ist also kein würdiges, aber doch ein liebliches, kein geistreiches, aber doch ein liebliches Symbol, zwar eine Tändelei, aber doch eine liebliche Tändelei. Mir fällt die bekannte Schnurre dabei ein: ‚Garstig, Herr Gevatter, grundhäßlich, aber doch — angenehm.'" Auf Schillers Einwand, daß der Bescheidenheit mit den Worten „Du teilst der Flöte weichen Klang des Schreiers Kehle

mit" usw. zuviel Ehre geschehe, erwidert er: „Ich will doch nimmermehr hoffen, Herr Schiller habe geglaubt, ich wolle soviel sagen, als ob die Bescheidenheit ihre Besitzer zu guten Sängern oder Tänzern mache. Aus den unüberlegtesten aller Kritiken möchte ich das beinahe argwöhnen. Gesetzt aber auch, der Dichter hätte so etwas Abenteuerliches von seiner Bescheidenheit behauptet, so wäre das doch immer noch wahre Kleinigkeit gegen die kosmischen Wundertaten, die er seine Freude, die doch gegen die Bescheidenheit nur eine moralische Untergöttin ist, verrichten läßt:

Sonnen lockt sie aus den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt."

S. 239, 15: Hamb. Dramaturgie 89.—95. Stück.

S. 239, 24: „Der Selbstpeiniger" des Terenz wird im 87. Stück der Dramaturgie besprochen. Lessing wendet sich dort gegen Diderots Meinung, der Selbstpeiniger sei für die Komödie nicht geeignet, weil er keinen Typus darstelle und die Situation durchaus eine Ausnahme sei.

S. 240, 2ff.: Früher hat Schiller im Aufsatz über das gegenwärtige deutsche Theater (Bd. XVII, 149ff.) die gerade entgegengesetzte Anschauung vertreten.

S. 240, 22: Über das Gedicht schreibt Schiller an Lotte und Caroline am 30. Mai 1789 (Jonas II, 297): „Das große Gedicht an Bürgers zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen."

S. 240, 24: Gemeint ist A. W. Schlegel, der im Neuen deutschen Museum (1790) einen Aufsatz über Bürgers Gedichte veröffentlicht hatte.

S. 241, 3f.: Die Stelle in der Schlußstrophe lautet (Bürger I, 92):

„Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn."

S. 241, 16: Horaz, Ode an Mäcenas: „Ich werde mit erhabenem Scheitel an die Sterne rühren."

S. 241, 37: A. W. Schlegel war Bürgers Schüler und wird von dem Meister in einem Sonett besungen. Auch teilte Bürger in der Vorrede ein Sonett Schlegels „Das Lieblichste" mit (vgl. Bürger III, 163).

S. 242, 5: Das Lied, „Ich will einst bei Ja und Nein! Vor dem Zapfen sterben" (Bürger I, 53) ist gar nicht von Bürger, sondern eine Übersetzung des Trinklieds aus der Sammlung der Carmina burana „Mihi est propositum in taberna mori."

S. 243, 1: Die gegen Schiller gerichtete Satire Bürgers „Der Vogel Urselbst" knüpft an diese Stelle an (vgl. Bürger II, 72ff.). Es heißt da:

„Es fliegt im dritten Himmelssaal
Ein Vogel, namens: Ideal.
Mit dessen Federn rüste dich,
Sonst fliegst du ewig schlecht für mich.
Noch tatst du keinen Flügelschlag,
Der tadellos passieren mag.
Versagt bleibt dann auf mein Geheiß
Dir der Vollendung Paradeis."

S. 243, 15ff.: Bürger hatte die Prachtausgabe seiner Gedichte im September 1789 angekündigt (Werke III, 170ff.). Sie erschien jedoch erst nach seinem Tod im Jahre 1796, herausgegeben von Karl v. Reinhard.

Bürger, der sich in einer Zuschrift an die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, die sich auf eine dort erschienene Besprechung von Langbeins Gedichten bezog, eine „hübsche Rezension" ausgebeten hatte, „d. i. eine solche, woraus er noch hübsch was lernen könnte" (Werke III, 170), war durch die harte Beurteilung von seiten Schillers tief getroffen. Er schickte dem Herausgeber der Zeitung, dem Hofrat Schütz, eine Erwiderung auf die Kritik, die wir im folgenden wörtlich wiedergeben. In seinem Begleitbrief schreibt er: „Verschiedene wollen aus unumstößlichen Gründen behaupten, kein anderer als Herr Schiller sei der Verfasser. Ich habe dem noch immer widersprochen. Denn wie kann man so von Gott und sich selbst verlassen werden, allen seinen eignen sowohl gebornen als ungebornen Kindern Rattenpulver zu legen? Was für Lumpengesindel wollte ich nicht mit einer solchen Theorie aus allen Dichtern aller Nationen machen! Daher halte ich immer noch einen bloßen Metaphysiker für den Verfasser." — Bürgers Entgegnung erschien im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung vom 6. April 1791 und lautete:

Vorläufige Antikritik und Anzeige.

Das Urteil über mich und meine Gedichte in der Allgemeinen Literaturzeitung Nr. 13 u. 14 v. d. J. muß meine und meines ganzen Publikums Aufmerksamkeit ganz vorzüglich erwecken. Denn mit der ehrwürdigen Miene des gründlichsten Tiefsinns, der geübtesten Urteilskraft, des raffiniertesten Geschmacks, kurz, mit der ganzen Herrn- und Meistergebärde, vor welcher selbst der kühnste Geist des Widerspruchs andachtsvoll verstummen möchte, strebt sein Verfasser darzutun, daß wir uns seit zwanzig Jahren sehr übel geirrt haben.

Ich meinesteils wußte nun zwar längst und werde es in keinem Moment meines Lebens vergessen, daß weder ich selbst ein gereifter und vollendeter Geist bin, noch daß ich einen solchen in meinen

Werken ausgeprägt habe. Denn wie könnte mir wohl die triviale Wahrheit entfallen, daß kein endlicher Geist jemals zur Vollendung ausreife? Dennoch glaubte ich, mein Geist und wenigstens einige seiner Früchte wären wohl so weit emporgediehen, um von dem reiferen Ausschusse absolut unreifer und unvollendeter Geister, wie unterm Monde wir alle sind, ohne Mundverziehung genossen werden zu können. Das aber war grober Irrtum. Man muß, möglich oder nicht möglich, man muß ein reifer und vollendeter Geist sein und nur reife, vollendete Produkte liefern. Ich aber — ach! selbst für die Unreifen bin ich noch lange nicht reif genug.

Weit ärger noch als ich war mein großgünstiges Publikum vom Irrtum befangen. Denn dieses hielt fast durchgehends meinen Genius für ein viel höheres Wesen, als ich selbst, sogar in den Stunden des jugendlichsten Dünkelrausches, ihn jemals zu halten vermochte; und wahrlich! an weit mehreren seiner Produkte, als mir lieb war, hatte es sein überaus großes Wohlgefallen. Mit Scham und Unzufriedenheit erfüllte mich öfters dieser Glaube, dieser Feiertanz um manche meiner Pagoden. Nicht ohne Besorgnis dachte ich daher an die Miene, mit welcher es wohl aufgenommen werden dürfte, wenn ich ihm bei einer neuen, strengeren Musterung wenigstens seine unwürdigsten Lieblingspuppen entziehen müßte. Jetzt täte es not, ich entzöge ihm sogar die wohlgeratensten Gestalten.

Denn siehe, aus einer höheren Sphäre ist ein reifer und vollkommener Kunstgeist auf die „Allgemeine Literaturzeitung" heruntergestiegen; aus einer Sphäre, wo die Poesieströme lieblich flöten; aus einer Sphäre, wo die jugendlichen Blüten des Geistes in der Fruchtzeit nicht absterben; das ist, wo das Vorhergehende und Nachfolgende als Eins und in einem Zeitmoment gedacht und im Bilde angeschaut werden kann; aus einer Sphäre, wo man nicht so genau und bestimmt als hienieden sich auszudrücken braucht, und die Redensarten, etwas mit einem einzigen Schönheitsgenuß — oder Schönheitsverlust erkaufen, als Synonyme verwechseln darf; aus einer Sphäre, wo ein verjüngendes Licht ebensogut als eine verjüngende Wärme der Erstarrung eines frühzeitigen Alters wehret; aus einer Sphäre, wo die menschlichen Geisteskräfte vereinzelt und getrennt wirken, wo die Poesie die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit, geläutert und veredelt, in ihren Spiegel sammelt; mit einem Wort, aus einer Sphäre, wo man nach ganz anderen Gesetzen denkt, anschaut, empfindet, kombiniert, tropisiert, bildert, bezeichnet, als wir unreifen, unvollendeten Geister hier unten zu tun uns für schuldig erachten. Diesem Herabgestiegenen geziemt es, kraft obiger statistischen Nachrichten, unverzagt zu behaupten, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten, selbst den am reichlichsten ausgesteuerten,

keines zu nennen wisse, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe. Ein langes Register von Ursachen ist unmittelbar hierauf dargelegt. Ich bitte, man vergleiche dies doch mit der obigen Statistik.

Zu unserer nicht geringen Verwunderung erfahren wir samt und sonders, was bisher weder ich selbst mir noch vollends mein ganzes verblendetes Publikum sich träumen ließ, daß ich nicht bloß — ein unreifer, unvollendeter Dichter? — o wenn es das nur wäre! — nein, daß ich ganz und gar kein Dichter bin, daß ich diesen Namen gar nicht verdiene. — Man glaubt hier doch nicht etwa, daß ich den Kunstgeist nur schikaniere? Bewahre! Hier ist der Beweis: Eins der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisierung, Veredlung (ob dies wohl Synonyme sein sollen?), ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Nun aber vermißt man bei mir diese Idealisierkunst. Also!

Vermöge dieses Mangels bin ich nun freilich schon so viel als gar nichts. Aber wie noch weit weniger als nichts müsset nicht vollends ihr sein, meine geliebten und hochverehrten Brüder in Apollo, die ihr mit mir um den lyrischen Lorbeerkranz ringet! Ihr, Asmus, Blumauer, Gleim, Göckingk, Goethe[1]), Herder, Jacobi, Langbein, Matthisson, Ramler, C. Schmidt, Schiller[2]), Schubart, Stäudlin, Stolberg, Voß und — o verzeihet, oder vielmehr dankt mir, daß ich nicht euch allen das Herzeleid antue, euch hier zu nennen! Denn euch alle erblickt der reife und vollkommene Astralgeist so tief unter mir, als ich selbst seiner Meinung nach bisher noch unter dem höchsten Schönen geblieben bin. Welchen Erdensohn muß nicht Schwindel befallen bei solcher höchsten Höhe der Schönheit und des neben ihr schwebenden Kunstgeistes!

Meine Elegie „als Molly sich losreißen wollte“, so werden wir weiter belehrt, gehört zu meinen mattesten Produkten. Ganz einleuchtend tun dies schon die kaum zur Hälfte ausgezogenen dicta probantia dar, ohne daß es nötig gewesen wäre, nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Merkt es euch, ihr vielen rohen, unreifen und unvollendeten Männer- und Weiberseelen, die ihr euch von den Naturtönen dieses Liedes so innig durchdringen, so tief rühren ließet! Ihr steht betäubt und wißt nicht, wie euch geschieht? O glaubt mir, ich weiß es noch weniger. Aber tilgen aus dem künftigen Buche der Lebendigen werde ich ja nun wohl auch dies Lied müssen.

Kunstrichter auf anderen Stühlen, die ihr doch, meinem eignen

---

[1]) Im 8. Bande seiner Schriften. (Anmerkung Bürgers.)
[2]) In seinen lyrischen Produkten. (Anmerkung Bürgers.)

Wunsche gemäß, mir ebenfalls nichts geschenkt habt, vernehmt es von meinem und euerem Oberrichter, daß euer so hoch gepriesenes Blümchen Wunderhold, frei heraus gesagt, Tändelei ist! Und was alsdann anders als alberne Tändelei?

Priester und Laien, durch Horazens „Si vis me flere“ [1]) verführt, glaubten bisher immer, die Empfindungen, welche der Dichter darstellt, müßten wahr, natürlich, menschlich sein. Sie glaubten, alsdann gelänge die Darstellung am besten, wenn der Dichter sie nicht sowohl erkünstelte, als vielmehr wirklich im Busen hegte. Der reife, vollkommene Kunstgeist aber weiß es besser. Idealisiert — ja, idealisiert! — müssen sie sein. O Engel, Garve, Herder, Wieland, ich bitte euch, kommt doch herbei, diesen wundersamen, aus Ariosts Monde heruntergefallenen Fund mit mir zu betrachten! — Ha, daß nicht die Lessing, die Mendelssohn, die Sulzer in ihren Gräbern sich noch umwenden! Meine neueren Gedichte, sonderlich die an Molly, taugen nichts. Denn so unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch sind sie empfunden! Das nenne ich mir doch eine scharf- und tiefsinnige Antithese! Sicherlich hat sich der Kunstgeist darin weit mehr als ich mir in der Erfindung des Blümchens Wunderhold gefallen. Des hatte er aber auch Ursache. Denn man denke nur den herrlichen Sinn, der daraus hervorgeht. Nicht meine, nicht irgendeines sublunarischen Menschen wahre, natürliche, eigentümliche, sondern idealisierte, das ist, keines sterblichen Menschen Empfindungen — Abstraktionen — man denke! — Abstraktionen von Empfindungen müßten jene Gedichte enthalten, wenn sie etwas wert sein sollten. — O Petrarca, Petrarca, der du eigentümlicher als je einer sangest, was du eigentümlicher als je einer für deine Laura empfandest, Sonne der lyrischen Dichtkunst, die du Jahrhunderte durchstrahltest, wo bleibst du vor dem höheren Glanze dieses ätherischen Kunstgeistes? — Bei dem allen findet es der tiefsinnige Richter seiner Theorie nicht widersprechend, wenn er behauptet, daß alles, was der Dichter uns geben könne, nur seine Individualität sei.

Solche und noch mehr ähnliche Merkwürdigkeiten sind mir und unstreitig dem ganzen ästhetischen Publikum zu — merkwürdig, als daß ich nicht von einer sonst immer beobachteten Weise abgehen sollte. Noch verlor ich in meinem ganzen Leben auch nicht das kleinste gedruckte Wort über irgendeine Rezension meiner Werke. Aber bei dieser muß es mir selbst von dem stolzesten und edelsten Taciturn

---

[1]) [Horaz, Ars poetica 102: „Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi.“ Weine erst selbst, wenn du weinen machen willst. Vgl. 246, 4. Anm. des Herausgebers.]

gutgeheißen werden, wenn ich den Verfasser laut und dringend auffordere, uns seine unbegreifliche Weisheit irgendwo ausführlicher, als hier geschehen konnte, mitzuteilen und so eine Menge Widersprüche aufzulösen, mit denen wir andern durchaus nicht fertig werden können. Besonders wünschte ich dem Begriffe einer idealisierten Empfindung, diesem mirabili dictu, nur eine einzige interessante Anschauung aus irgendeinem alten oder neuen, einheimischen oder fremden Dichter, der das mirabile so recht getroffen hätte, untergelegt zu sehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieser Ausführung meine „Akademie der schönen Redekünste" an. Denn da ich ohnehin schon so sehr mit Wunden bedeckt bin, so mag der zürnende Kunstgenius nur vollends, sogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum Ecce-Homo machen, wenn ich wirklich und überall, auch in den gelungensten meiner Produkte, mich so schwer an der Kunst des Schönen versündigt habe, als es aus dieser Rezension das Ansehen gewinnt.

Ich übrigens, wenn ich einmal Beruf und Mut genug in mir gefühlt hätte, einem alten Günstlinge des Publikums so wie der Verfasser mir mitzuspielen, ich — ja, ich würde auch Tapferkeit genug besitzen, mein Visier aufzuziehen, wenn ich darum gebeten würde. Wohlan denn! Gestrenge und vermutlich ebenso tapfere Maske, ich bitte dich, wer bist du? Ich frage nicht deswegen, um nur meine und des Publikums eitle Neugier zu befriedigen. Auch dürfte ich nicht etwa nach vergeltender Rache an dem Beurteiler und seinen vermutlich ebenfalls, wenn auch nur wie der große, der göttliche Achill an der Ferse, verwundbaren und sterblichen Geisteskindern. Denn vielleicht hat er, wie Macbeth, keine Kinder. — Vielleicht, sag' ich? Nein, er hat zuverlässig keine! Er ist kein Künstler, er ist ein Metaphysikus. Kein ausübender Meister erträumt sich so nichtige Phantome, als idealisierte Empfindungen sind. Hätte er aber dennoch, wider allen meinen Glauben, jemals ein Kind mit einer Muse erzeugt, so hätte er ihm zuverlässig schon ohne mein Zutun in einer solchen Rezension das Todesurteil gesprochen. Daher muß ich auch nur lachen, wenn ich sie ein Meisterstück nennen und keinem Geringeren als einem Engel oder Schiller beilegen höre. Wenn Männer, die Phöbus Apollo mit Geisteskindern gesegnet hat, fremder Leute Kindern Gift zubereiten wollen, so würden sie es so tun, daß wenigstens ihre eigenen nicht mit bis zum Tode daran erkrankten. Vielmehr darum wünschte ich, daß mein Richter sein Angesicht enthüllte, damit jedermann gleich beim ersten Anblick wüßte, wonach er sich in seiner ferneren Geschmackskultur zu richten hätte. Denn man sage, was man wolle, in Geschmackssachen, wo nicht, wie bei Gegenständen der Verstandeserkenntnis, feste Begriffe und Formeln,

sondern so manche ἄῤῥητα des Gefühls das Urteil leiten, muß auch nicht selten das bloße Ansehen eines erkannten und erklärten höheren Genies gelten und durch sein Beispiel Geschmacksnorm festzustellen befugt sein. Wäre nun mein Beurteiler kein höheres, sondern ein Kunstgenie bloß meinesgleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwei gleiche, unabhängige Kräfte, sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem meinigen wie ein Souverän von dem andern, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen. Zeigte sich's aber gar, daß er an Kunsttalent und Kultur noch unter mir wäre — o, so dürfte ja sein Geschmacksurteil sich's noch weit weniger anmaßen, dem meinigen und dem Urteile des mir gleich gebildeten und gestimmten Publikums zum herrschenden Kanon dienen zu wollen. Dann müßte er vielmehr seinen abweichenden Geschmack, den ich einen Verschmack nennen möchte, wonach er das Blümchen Wunderhold für ein unwürdiges und geistloses Symbol der Bescheidenheit erklärt, an dem Urteile seines Erfinders und der andern gebildeten Geister, denen es nicht also vorkommt, bescheiden und demutsvoll zu berichtigen und also seinen Verschmack in Geschmack umzubilden suchen. So viel kommt also darauf an, zu wissen, wessen die Stimme sei, die so anmaßend hinter dem Vorhange hervortönet!

Ich muß hier, wiewohl ungern, abbrechen, hoffe aber sowohl diesen als auch andere Rezensenten nächstens in der „Akademie", wo es wohlfeiler zehren für mich ist als hier, reichlicher zu bewirten. Denn ich bin willens, etwas über mich selbst und meine Werke, nicht mir, sondern der Kunst zuliebe, zu schreiben.

* * *

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch anzeigen, daß noch nicht der vierte Teil der ohnehin so wenigen und kaum hinlänglichen Subskribenten auf die außerordentliche Ausgabe meiner Gedichte die Pränumerations-Pistolette eingesandt hat. Wie kann ich denn also wagen, das Werk zu unternehmen oder, wie ich's wünschte, schon nächste Ostermesse zu liefern? Noch einmal und zum letzten will ich den Termin bis Ende Mai d. J. hinaussetzen, und wenn bis dann nicht wenigstens so viel bar einkommt, daß ich vor beträchtlicherem Schaden gesichert bin, so will ich alsdann lieber den geringen, wiewohl für mich auch nicht unerheblichen Verlust an Insertions- und Portokosten über mich ergehen lassen und jedem sein eingesandtes Geld wieder zurückschicken. Das Schicksal meiner Gedichte sei hernach, welches es wolle. Mich gehen sie weiter nichts an.

Göttingen, den 5. März 1791.

Gottfried August Bürger.

Dieselbe Nr. 46 der Literaturzeitung brachte auch Schillers Verteidigung.

S. 245, 4ff.: „Eidli“ ist der poetische Name für Meta Moller, die Gattin Klopstocks. — „Psyche“ in Wielands „Bruchstücken von Psyche“, „Amanda“, der spätere Name Rezias im „Oberon“. — „Julie“ ist die weibliche Hauptperson der „Nouvelle Héloïse“. — Clarissa Harlowe, die Titelheldin von Richardsons berühmtem Roman.

S. 246, 12ff.: In Bürgers Epigramm „Über die Dichterregel“:

Non satis est pulchra esse poëmata; dulcia sunto,
Et quocunque volent, animum auditoris agunto.
(„Schön sein reichet nicht hin; auch würzig müsse das Lied sein
Und des Hörers Gemüt locken, wohin es nur will“.)

wird Schiller diese Stelle fast wörtlich zurückgegeben:

„Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbautest, bewohnt.
Traun, wir hätten alsdann an dir statt Fülle des Reichtums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz.“

S. 247, 25: Bürger hat von dieser Vollmacht den anständigsten Gebrauch gemacht und hat den Dichter Schiller stets hochgeschätzt, so sehr er auch den Kritiker verwarf.

S. 247, 31ff.: Die zweite Hälfte der 9. Strophe des „hohen Liedes von der Einzigen“ lautete:

„Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein.“

Später hat er die Stelle, nicht zu ihrem Vorteil, so geändert:

„Das ist süßer als der Kette,
Süßer als der Geierpein
An Prometheus rauhem Stein
Auf der Ruhe Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein.“

S. 247, 35ff.: Darauf antwortet Bürger in dem Epigramm „Unterschied“ (Bürger II, 77):

„Der Kunstkritik bin ich, wie der Religion
Zu tiefer Reverenz erbötig;
Nur ist nicht eben dieser Ton
Von ihren schlechten Pfaffen nötig.“

In seiner Erwiderung auf Schillers „Verteidigung“, die erst aus seinem Nachlaß bekannt geworden ist („Über mich und meine Werke. Materialien zu einem künftigen Gebäude“) bedauert Bürger, daß er auf die Kritik Schillers geantwortet habe. „Es kommt mir

nun vor, als habe ich nicht wohl gehandelt. Denn in jener Apathie liegt, deucht mir, eine Würde, deren Gefühl süßer ist als alle Siege über den Gegner, auch in der gerechtesten Fehde." Er wirft dem Kritiker vor, daß seine Erwiderung Ausfluß einer Erbitterung sei, welche in edlen Gemütern innere Reue und Mißfallen nachzulassen pflegt. Weiter schreibt er: „Meine Übereilung, geantwortet und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Rezensenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Überzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, sondern vielmehr zu verstärken, kann ich nicht besser wieder gutmachen, als wenn ich alles, was der Rezensent im Namen der Kunst wider mich und meine Werke zu haben vorgibt, etwas umständlicher und auf eine solche Art erwäge, wie es sich vor den Altären der Weisheit, der Musen und der Grazien geziemt. Das Ziel, welches ich mir dabei vorsetze, ist nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich gestehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu tun habe, als ich bin. Es ist, wie die meisten ohnehin schon wissen und ich zu verschweigen keine Verpflichtung auf mir habe, Herr Schiller. Seiner auch in der gerechtesten Sache mit Gewalt mächtig zu werden, darf ich mir nicht schmeicheln; und nur durch freiwillige Pazifikation kann ich hoffen, den Streit am vorteilhaftesten für mich beizulegen. Aber das ist mein Bestreben, ein Beispiel aufzustellen, wie gelehrte Ehrenkämpfe geführt werden müssen, um denen auf den ersten Plätzen lehrreich und unterhaltend zu werden. Sollte ich dies Ziel erreichen, so würde ich glauben, durch eine Fehde über so geringe Gegenstände, als ich und meine Werke sind, mir dennoch einiges Verdienst um unser gelehrtes Zeitalter erworben zu haben."

Öffentlich hat Bürger den Gegner im Musenalmanach in Epigrammen angegriffen, doch hat Schiller darauf nicht erwidert, wenn er sich auch darüber ärgerte.

An Körner schreibt er gelegentlich (15. Oktober 1792, Jonas III, 223), der Freund werde sich über die Platitüden Bürgers, über seine Anmaßungen und seine völlige Unbekanntschaft mit dem, was ihm in der Rezension gesagt worden ist, verwundern. Doch hat sich sein Groll bald gelegt, und später hat er sogar in den Xenien dem toten Dichter, dem die Schillersche Kritik den letzten Lebensmut geraubt hatte, ein versöhnendes Wort nachgerufen (vgl. Bd. II, 207, Nr. 345). Zu dem Thema „Bürger und Schiller" vgl. Erich Ebstein in der Zeitschrift für Bücherfreunde. 9. Jahrg. S. 94 ff.—

Vorrede zur Zerstörung von Troja.

Gedruckt im ersten Heft der „Neuen Thalia" (1792). — Vgl. den oben mitgeteilten Brief an Lotte und Caroline vom 30. April 1789.

S. 249, 24: Schiller denkt wohl an Ständlins Proben einer deutschen Äneis (S. 38 ff.), vielleicht auch an Bürgers „Dido“ und an seine eigenen Übersetzungsversuche in Hexametern (Bd. III, 162).

S. 250, 37: Wieland hatte im Vorwort zum „Idris“ die freiere Behandlung der Stanze gerechtfertigt.

S. 251, 12 ff.: Vgl. den Brief an Körner, 10. April 1791 (Jonas III, 143), wo es von der Übersetzung heißt: „Der Wunsch, mich in Stanzen zu versuchen und eine Kitzelpoesie zu treiben, hat mich dazu verführt. Du wirst, denke ich, daraus finden, daß sich Virgil, so übersetzt, ganz gut lesen ließ. Es ist aber beinahe Originalarbeit, weil man nicht nur den lateinischen Text neu einteilen muß, um für jede Stanze ein kleines Ganze daraus zu erhalten, sondern weil es auch durchaus nötig ist, dem Dichter im Deutschen von einer andern Seite wiederzugeben, was von der einen unvermeidlich verloren geht.“

S. 252, 12 ff.: Das 2. und 3. Heft der „Neuen Thalia“ enthielt die Übersetzung des vierten Buches („Dido“), im 6. Heft erschienen Proben aus dem dritten Buch von einem Unbekannten „Seefahrt von Troja“. — Im Jahre 1793 brachte die Zeitschrift die Übertragung des siebenten Buches von C. L. Neuffer.

Bemerkung zu H. P. F. Hinze „Ogier von Dänemark“.

Gedruckt im ersten Stück des Jahrgangs 1792 der „Neuen Thalia“.

Vorrede zur Geschichte des Malteserordens.

Gedruckt in: Geschichte des Malteserordens, nach Vertot von M. N. bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Schiller. 2 Bde. Jena, bei Christian Heinrich Cunos Erben 1792/93. Der Titel des 1726 erschienenen französischen Originals des Abbé René Aubert de Vertot lautete: „Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jerusalem.“ Schiller besaß eine Ausgabe in 7 Bänden von 1772. Der Bearbeiter der deutschen Ausgabe war ein unbemittelter Theologe, der Magister Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848), Schillers Landsmann, dem dieser durch Zuweisung literarischer Arbeit einigen Erwerb zu verschaffen suchte. Niethammer verfuhr ganz nach des Meisters Angaben, welch letzterer mit der Publikation einen doppelten Zweck verfolgte: er wollte sich selbst eine Übersicht über das umfangreiche Werk verschaffen und wollte anderseits das deutsche Lesepublikum für den Stoff interessieren, der den Dichter ja seit langem zu dramatischer Gestaltung lockte (vgl. Bd. IX, 27 ff.).

Zu 256, 3—5 vgl. Karlos 2899 ff. (Bd. V, 131).

Vorrede zu Pitaval.

Gedruckt in: Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet, herausgegeben von Schiller. Erster Teil. Jena bei Christian Heinrich Cunos Erben. 1792—1795 erschienen vier Bände der Sammlung, der, wie Schiller selbst andeutet (261, 1), schon eine Auswahl gleicher Art vorausgegangen war (4 Bde. 1782—1792). Das Vorbild war die Zusammenstellung der „Causes celèbres et interessantes, avec les jugemens qui les ont decidées," besorgt von dem Advokaten Gayot de Pitaval. Paris 1734 ff.

Vorbericht zu den kleineren prosaischen Schriften.

Schiller ließ dem 1. Bd. seiner gesammelten prosaischen Schriften (1792) diesen Vorbericht vorangehen. Der Band enthält die „Philosophischen Briefe", die „Briefe über den Don Karlos", weiter Erzählungen und historische Aufsätze, die zuerst in der „Thalia", im „Teutschen Merkur" und in den „Historischen Memoires" erschienen waren. Die folgenden Bände erschienen 1800, 1801 und 1802.

Anmerkung zur Seefahrt von Troja.

Gedruckt in der Neuen Thalia 1792. 6. Stück. Der Verfasser der Übersetzung ist nicht bekannt.

Bemerkungen zu Rapps Kritik der „Resignation".

Nr. 207 des Jahrgangs 1808 vom „Stuttgarter Morgenblatt" brachte einen mit der Chiffre L gezeichneten Artikel, in dem erzählt wird, der Verfasser habe vor Jahren „eine Art von Apologie des Gedichtes ‚Resignation' niedergeschrieben, in welcher er seinen Standpunkt bei Würdigung desselben und poetischer Produktionen überhaupt anzudeuten suchte." Das Manuskript dieser Arbeit sei gelegentlich des Stuttgarter Aufenthalts im Jahre 1794 zufällig in Schillers Hände gekommen, der die folgenden Bemerkungen darunter geschrieben habe. Hinter der Chiffre verbarg sich der kunstverständige Bankier Gottlieb Heinrich Rapp, der Schwager Danneckers und Freund Cottas, der Schiller seinerzeit in die Schönheiten des Hohenheimer Parks eingeführt hatte. (Über Rapp vgl. den Aufsatz: „Schiller in Hohenheim von Joh. Proelß im Marbacher Schillerbuch II, 1907, S. 170 ff.")

Einladung zur Mitarbeit an den Horen.

Die Aufforderung wurde als Einblattdruck in Folio, worin einige Angaben handschriftlich ausgefüllt waren, (Titel, Verleger, Honorarbemessung) den verschiedenen Gelehrten und Dichtern zugeschickt, die bei weitem nicht alle darauf reagierten. — Veröffentlicht wurde die Einladung zuerst im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (1828).

S. 265, 31: Die Angaben über das Honorar waren verschieden. Nach dem am 28. Mai 1794 festgesetzten Kontrakt schwankt es zwischen drei und acht Louisdors. Der Redakteur erhielt jährlich 100 Dukaten; die Mitglieder des Ausschusses je 10 Louisdors.

S. 266, 3: Den Redaktionsausschuß bildeten Goethe, Fichte, A. v. Humboldt, Körner, Woltmann.

Über J. Kants philosophische Religionslehre.

Gedruckt in der Allgemeinen Literaturzeitung vom 6. August 1794. Nr. 256. — Es ist zweifelhaft, ob die Besprechung von Schiller herrührt; doch vgl. den Brief an Körner vom 28. Febr. 1793. (Jonas III, 287 ff.).

Generſich, von der Liebe des Vaterlandes.

Gedruckt: Allgemeine Literaturzeitung 1794 vom 11. August. Nr. 262. Auch hier ist Schillers Autorschaft nicht über alle Zweifel erhaben. — Der Titel lautet: „Von der Liebe des Vaterlandes. Ein historisch-philosophischer Versuch." Wien, Stabel 1793. 2 Bde. Unser Text gibt nur den Eingang der Besprechung wieder; im weiteren Verlauf der Rezension wird eine Inhaltsangabe mit einigen Gegenbemerkungen geboten.

Matthissons Gedichte.

Gedruckt in der Allgemeinen Literaturzeitung vom 11. und 12. September 1794. — Wiederholt mit einer Auslassung im 4. Band der „kleineren prosaischen Schriften" (1802). — Friedrich von Matthisson (1761—1831) war Schiller während des schwäbischen Aufenthalts persönlich nahe getreten (vgl. Joh. Proelß im Marbacher Schillerbuch II, 1907), auch auf Schillers Dichtung hat Matthisson eine gewisse Einwirkung gehabt (vgl. Adolf Frey, Schiller und Matthisson im Marbacher Schillerbuch I, 1905, 92 ff.). Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Mitarbeiterschaft Matthissons an den „Horen"

und am „Musenalmanach“ den Ton der Besprechung, die sich auf die 3. Auflage bezieht, (die erste war 1787 erschienen) einigermaßen beeinflußt hat. Vgl. dagegen die Briefstelle vom 25. August 1794 (Jonas III, 478): „Ich glaube versichern zu können, daß ich gegen Sie nur gerecht war, und mehr braucht es nicht, um Ihr Lobredner zu werden.“ — In den folgenden Jahren lernt Schiller den gepriesenen Dichter wesentlich anders einschätzen. Körner gegenüber (4. Mai 1795, Jonas IV, 166) nennt er Matthissons Briefe ein herzlich mittelmäßiges Produkt, und an Goethe schreibt er (31. August 1798, Jonas V, 423), es sei ihm zwar lieb, daß Matthissons Name in seiner Zeitschrift oft vorkomme, aber erquicken könne sich wohl niemand an seinen Sachen.

S. 271, 22: Matthisson spricht in dem „Genfersee“ (Gedichte S. 9 ff.) davon „mit Claude Lorrains Kunst die Erd' umflogen“ zu haben (S. 12) und nennt in einer Anmerkung diesen Künstler „den vielleicht größten Landschaftsmaler aller Zeiten“. (S. 149.)

S. 277, 13: Seine Gedanken über Musik hat Schiller auch gelegentlich einer brieflichen Besprechung von Körners Aufsatz „Über Charakterdarstellung in der Musik“ („Horen“ 1795, 5. Heft, wiederholt in Körners „Ästhetischen Ansichten“ Leipzig 1808) geäußert. Wir haben diese Auslassungen in den Anmerkungen zum XVIII. Bd. unserer Ausgabe abgedruckt.

S. 281, 19 ff.: Diese und die beiden folgenden Strophen aus dem Gedicht „Erinnerung am Genfersee“. (S. 54).

S. 282, 22: Eurhythmie, Ebenmäßigkeit.

S. 284, 4—32: Wurde im 2. Druck weggelassen. Ist es Zufall, daß gerade diejenigen Verse gestrichen wurden, die zweifellos auf den „Spaziergang“, auf das „Berglied“ und auf den „Tell“ einen gewissen Einfluß ausgeübt hatten? (Vgl. Freys oben zitierten Aufsatz.) Die Strophe 8 ff. ist aus dem „Alpenwanderer“, die übrigen sind aus der „Alpenreise“ genommen.

S. 285, 22 ff.: Matthisson S. 12. Clarens und Meillerie, zwei Ortschaften am Genfersee, aus der „Nouvelle Héloise“ bekannt.

S. 285, 31 — 286 4: Die beanstandeten Strophen lauten (S. 13):

„Schön ist's, von Aetnas Haupt des Meeres Plan,
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siziliens und Strombolis Volkan,
Beglänzt von Phöbus' erstem Strahl, zu schauen.

Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,

Wie Lunas Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

Süß ist's am Wogensturz in Tiburs Hain,
Wo Flaccus oft, entflohn den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bei Albanerwein
Den Genius der Vorwelt zu beschwören:

Doch süßer noch in Prangins Götterwald,
Wann seine Laubgewölbe sich erneuern,
Und weit umher der Vögel Mailied schallt,
Erhabener Freundschaft Bundestag zu feiern.

Entzückend ist's, wenn donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen sich erheben,
Auf Napels Golf, bei Nacht, im leichten Kahn
In magischer Beleuchtung hinzuschweben:

Mit höhrer Lust sieht auf des Lemans Flut,
Wann Tal und Hügel schon in Dämmrung sinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurglut
Mein Aug' aus dunkler Klarheit widerblinken."

S. 286, 16: Matthisson hat tatsächlich eine vierte Bearbeitung vorgenommen, sich dabei aber keineswegs um Schillers kritische Einwände gekümmert. Er hat zwar eine Strophe gestrichen, hat aber ein ganzes Reisebild (der Rhein bei Bacherach und Bingen) an ihre Stelle gesetzt.

S. 289, 29: Der „Pythonsieger" ist Apoll.

Taschenkalender für Natur- und Gartenfreunde.

Gedruckt in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 11. Oktober 1794.

Die Besprechung erfolgte auf Bitten des Verlegers, doch hatte Schiller seit dem Besuch in Schwaben auch ein persönliches Interesse an der Gartenkunst gewonnen (Marbacher Schillerbuch II, 175).

S. 290, 6: Christian Lorenz Hirschfeld (1742—1792) war der Herausgeber einer umfangreichen „Theorie der Gartenkunst" (1779—1785) und eines „Gartenkalenders" (1782—1789), der als Vorläufer des Cottaschen anzusehen ist.

S. 290, 24 ff.: Gemeint ist die französische Gartenkunst des Barock, die speziell in Süd- und Südwestdeutschland mehrere hervorragende Werke zustande gebracht hat.

S. 290, 34ff.: Die Opposition gegen die steife Regelmäßigkeit des französischen Parks hatte mit der Nouvelle Heloise eingesetzt.

S. 293, 31f.: Der Verfasser ist Gottlieb Heinrich Rapp, vgl. oben S. 300.

S. 294, 33ff.: Schiller nahm an, daß Rapp die Grundidee der Anlage herausgefunden habe, sie steht aber schon in Hirschfelds Theorie der Gartenkunst (V Bd. 1785), offenbar hat sie der Herzog dem Verfasser selbst mitgeteilt (Marbacher Schillerbuch II, S. 139).

S. 295, 27ff.: Hier liegen Anregungen zum „Spaziergang". Vgl. Bd. II, S. 41ff. und Marbacher Schillerbuch II, 1907, S. 140ff.

Ankündigung und abgekürzte Ankündigung der Horen.

Ankündigung: Gedruckt im „Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung" vom 10. Dezember 1794, auch im 1. Stück der „Horen".

S. 297, 30: Hinweis auf den ersten Koalitionskrieg, der für die Verbündeten ungünstig ausgegangen war.

S. 299, 21: Eunomia, Dike, Irene, Verkörperungen der guten Sitte, des Rechtes und des Friedens.

S. 300, 27ff.: Die Mitarbeiter und ihre hauptsächlichsten Beiträge zählen wir hier nach der Zusammenstellung von Julius Petersen in der Säkularausgabe von Schillers Werken Bd. XVI auf: Wilhelm von Archenholz (1743—1812). Beitrag: „Sobieski". — Karl Theodor von Dalberg (1744—1817), Beitrag über „Kunstschulen". — Johann Jakob Engel (1741—1802), Herausgeber der Zeitung „Der Philosoph für die Welt"; Beiträge: „Entzückung des Las Casas", Bruchstücke aus dem Roman „Herr Lorenz Stark". — Johann Benjamin Erhardt (1766—1827), Mediziner und Kantianer. Beitrag: „Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Gesetzgebung betrachtet". — Joh. Gottl. Fichte steuerte zum ersten Stück bei „Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit" Er entzweite sich bald mit Schiller, vgl. Bd. XVII, S. 708. — K. W. F. v. Funk, sächsischer Generalleutnant (1761—1828), Beitrag: „Robert Guiscard." — Christian Garve (1742—1798), der bekannte Popularphilosoph, lieferte keinen Beitrag. Ebensowenig der Historiker Friedrich von Gentz (1764—1832) und der alte Gleim. Goethes hauptsächlichste Beiträge: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", „Märchen", „Episteln", „Elegien", „Benvenuto Cellini". — Karl Heinrich Gros (1765—1840), ein schwäbischer Magister, der von der Theologie zur Rechtsgelehrsamkeit übergegangen

war und im Hause Schillers in Jena (1793—94) viel verkehrte. Beitrag: „Über die Idee der Alten vom Schicksal". — Herders Beiträge: „Gedichte", „Das eigene Schicksal", „Homer, ein Günstling der Zeit", „Homer und Ossian", „Das Fest der Grazien", „Iduna". — Aloys Hirt (1759—1839), Archäolog, der sich lange Jahre in Italien aufgehalten hatte. Beiträge: Reisebeschreibungen und Abhandlungen: „Über das Kunstschöne" und „Laokoon" — Gottlieb Hufeland (1760—1817), Jurist, Mitherausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung, lieferte keinen Beitrag. — Wilhelm von Humboldts Beiträge: „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur", „Über die männliche und weibliche Form", „Übersetzung von Pindars neunter Pythischen Ode". — Alexander v. Humboldts Beitrag: „Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius". Über das, was Schiller von ihm erwartete vgl. Jonas VI, 15. — Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), Goethes Jugendfreund. Sein Beitrag: „Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers". Friedrich Matthisson (1761—1831) Beitrag: „Elegie". — Johann Heinrich Meyer (1760—1832), Goethes Berater in allen Fragen der bildenden Kunst, lieferte kunsthistorische Beiträge. — Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809) steuerte einige seiner Fabeln bei. — Schillers Beiträge: Gedichte, ästhetische und historische Abhandlungen. — August Wilhelm Schlegel lieferte Proben seiner Verdeutschungen des Dante und des Shakespeare, Aufsätze: „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters", „Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache". — Christian Gottfried Schütz (1747—1832), Professor der Beredsamkeit in Jena und Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung, lieferte keinen Beitrag. Seine Zeitschrift brachte einige günstige Besprechungen des neuen Unternehmens und leistete diesem dadurch einen großen Dienst. — J. C. F. Schulz (1762—1798), Professor in Mitau, lieferte keine Beiträge. — K. Ludwig Woltmann (1770—1817), Historiker in Jena, steuerte Gedichte und historische Aufsätze bei. — Unter den Mitarbeitern ist auf Grund einer Verabredung zwischen den Freunden Körner nicht mit aufgezählt. Die „Horen" brachten von ihm „Über Charakterdarstellung in der Musik", „Über Wilhelm Meisters Lehrjahre". — Da nur die wenigsten der genannten Mitarbeiter dem Unternehmen treu blieben, sah sich Schiller bald auf die Unterstützung schriftstellernder Frauen angewiesen (Caroline von Wolzogen, Sophie Mereau, Amalie von Imhoff, Friederike Bonn, Luise Brachmann). Aus Manuskriptnot griff der Herausgeber zuletzt zu hinterlassenen Werken und brachte den „Waldbruder" von Lenz und Gotters „Geisterinsel" (vgl. S. 303).

Der Ankündigung fügte Schiller noch folgende geschäftliche Notiz

bei, die er mit dem Namen der Verlagsbuchhandlung unterzeichnete: „Jeden Monat, von Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmäßig ein Stück von sieben Bogen in Großoktav, und die Verlagsbuchhandlung wird für ein anständiges Äußere sorgen. Wer Exemplare auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe beizeiten die Bestellung zu machen. Der Preis des ganzen Jahrganges ist ein Karolin in Gold oder sechs Reichstaler acht Groschen sächsisch; einzelne Stücke können nicht unter sechzehn Groschen erlassen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den Herrn Redakteur der Monatsschrift, die Herren Subskribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die Oberpostämter Stuttgart und Kannstatt die Hauptversendung besorgen. Wer zehn Exemplare zugleich bestellt, erhält das elfte frei. Man ersucht die Herren Subskribenten sich zu nennen, weil man entschlossen ist, am Ende des Jahres ein Verzeichnis derselben beizufügen.

J. G. Cottaische Buchhandlung in Tübingen.

Abgekürzte Ankündigung.

Gedruckt in der Staats- und Gelehrtenzeitung des „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten" vom 27. Dezember 1794. — Der neugenannte Mitarbeiter (S. 302, 31) ist P. J. S. Vogel (1753 bis 1834), Rektor in Nürnberg, dann Professor der Theologie in Alldorf. Er hat keinen Beitrag geliefert.

Den Lesern der Horen und des Schillerschen Musenalmanachs.

Gedruckt im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung Nr. 124 vom 14. September 1796.

Anmerkung zur Geisterinsel von Gotter.

Gedruckt im 8. Stück der „Horen" von 1797. Die Oper stellt eine Bearbeitung von Shakespeares Sturm dar und hat keineswegs Schillers Beifall gefunden. Er veröffentlichte sie nur aus Manuskriptnot.

Anzeige der Gedichte.

Gedruckt im Musenalmanach für das Jahr 1799. — Die Sammlung ist erst im August 1800 erschienen.

Über die erste Aufführung der Piccolomini.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte in den Nrn. vom 25. bis 31. März 1799 einen umfänglichen Bericht über die erste Aufführung der Piccolomini (30. Januar 1799). Goethe hatte es übernommen, diese Anzeige zu verfassen und bereitete schon vor der Aufführung den Artikel vor, wozu er Schillers Hilfe in Anspruch nahm. An Schiller, 17. Januar 1799: „Worum ich Sie aber in dem Augenblicke der völligsten Improduktion inständig bitte, ist: mir das Apperçu über Piccolomini zu verschaffen, womit ich mich in der neuen Zeitung baldmöglichst produzieren könne. Wir müssen um so mehr eilen, weil die Berliner gewiß, sobald das Stück gespielt ist, mit einer Sündflut von Urteilen werden angeschwollen kommen." — Am 17. Februar schickt er die erste Lage mit der Bitte, die politische Möglichkeit, sich zum König von Böhmen zu machen, kürzlich auszuführen und diesen Abschnitt und was sonst noch einzuschalten nötig wäre, auf besondere Blätter zu schreiben und einzulegen, ohne daß es nötig sei, das Ganze nochmals abzuschreiben. — Unterm 8. Mai 1799 (Jonas VI, 28 f.) richtet nun Schiller an Körner die Bitte, das III. Stück d. h. „Wallensteins Tod" in der Allgemeinen Zeitung zu besprechen. Er könne sich dabei nach der Anzeige der Piccolomini in eben dieser Zeitung richten, die Goethe und er in Gemeinschaft, obgleich etwas eilfertig, aufgesetzt hätten. Demnach hat Schiller auf Goethes oben mitgeteilte Aufforderung hin, zu dem Manuskript des Freundes mancherlei hinzugesetzt, vielleicht auch durch das gewünschte „Apperçu" die Grundlage der ganzen Auseinandersetzung geliefert. Mit Sicherheit läßt sich das von dem Schluß — der in unserer Ausgabe abgedruckten Würdigung der Schauspieler — behaupten, denn dieses Stück ist in Schillers Handschrift erhalten (im Goethe- und Schillerarchiv). Doch liegt die Vermutung nahe, daß auch andere Teile der Anzeige von ihm herrühren. So der Abschnitt über die „politische Möglichkeit, sich zum König zu machen", der folgenden Wortlaut hat: „Seine eigenen weitläufigen Besitzungen in diesem Königreiche, der Geist des Aufruhrs in demselben, der noch immer unter der Asche glimmt, die hohen Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihrer Krone, das noch frische Andenken der pfälzischen Anmaßung, das Interesse der feindlichen Partei, Österreich auf jede Art zu schwächen, endlich das Beispiel mehrerer im Laufe dieses Krieges gelungenen Usurpationen konnten ein Gemüt wie das seinige leicht in Versuchung führen." Über Schillers Verfasserschaft von anderen Abschnitten, z. B. dem unmittelbar auf diesen folgenden lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Die ganze Besprechung s. in Goethes

Sämtlichen Werken herausgegeben von Geiger. Leipzig, Hesse, Bd. XIII, 250 ff.

Über die von Schiller genannten Schauspieler vgl. Pasqué, Goethes Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863, Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung (Schriften der Goethegesellschaft, 6. Bd.), auch die Erinnerungen eines alten Schauspielers von Genast u. a.

S. 305, 21 ff.: Die Wrangelszene gehörte nach der ursprünglichen Einteilung noch zu den „Piccolomini".

An den Herausgeber der Propyläen.

Gedruckt in der von Goethe und Meyer herausgegebenen Kunstzeitschrift „Die Propyläen", 1800, 3. Bd., 2. Stück. Wiederholt im 4. Band der „Kleineren prosaischen Schriften" (1802).

Die doppelte Preisaufgabe war im 1. Stück des 3. Bandes gestellt worden: Hektors Abschied von Andromache (Ilias VI, 395 ff.). — Der nächtliche Überfall des trojanischen Lagers durch Ulyß und Diomed, mit der Ermordung des Rhesus und seiner Gesellen und dem Raub der schönen Pferde (Ilias X, 377 ff.). Die Preisträger waren: Johann August Nahl d. J. in Kassel (1752—1825) für seine Zeichnung „Hektors Abschied" (er erhielt zwei Drittel des 30 Dukaten betragenden Preises) und Joseph Hoffmann aus Köln für den „Tod des Rhesus".

Einige Briefstellen:

Schiller an Goethe, 29. September 1800: „Hier erhalten Sie den Brief. Ich wünschte sehr, daß Ihnen dadurch etwas an eigener Arbeit erspart sein möchte, aber ich hoffe es kaum; ich war nicht auf meinem Felde, und worauf es hier eigentlich ankommt, die Proprietät der Sache, ist von mir nicht zu erwarten. Einige Gedanken auszusprechen, den Leser zu unterhalten, den Künstler ein wenig anzuregen und mitunter konfus zu machen, das hab ich versprochen und so ohngefähr auch geleistet."

Goethe an Schiller, 30. September 1800: „Eben wollte ich meine Depesche schließen, als zu meiner größten Freude Ihr Aufsatz anlangt. Ich habe ihn geschwind gelesen und finde ihn so schön, gut und zweckmäßig, als Sie es selbst nicht wissen."

Schiller an Goethe, 1. Oktober 1800: „Daß Sie mit meiner Arbeit zufrieden sind und sie mit Ihrem Zweck zusammenstimmend finden, muß mir doppelt lieb sein, weil ich sie wirklich mehr auf Ihren Wunsch als aus eigenem Trieb unternommen; denn Sie werden gefunden haben, daß gerade das, was mich ganz am Anfang

dazu bestimmte, die Ergießung meiner Empfindung über Nahls Zeichnung, nicht die Hauptsache darin geworden ist."

S. 316, 5: In corpore vili, am wertlosen Körper.

S. 317, 19: Nahls Zeichnung war mit Sepia getuscht.

Dramatische Preisaufgabe.

Gedruckt: „Propyläen" 3. Jahrgang (1800) 2. Stück von Goethe und Schiller im Sinne der Anschauungen des letzteren verfaßt. Goethe an Schiller, 9. November 1800: „Möchten Sie wohl an die Preisaufgabe des Intrigenstücks denken, da der letzte Bogen der Propyläen endlich gefördert werden soll?" Die Angelegenheit war vorher mündlich besprochen worden und wurde wohl am Abend des gleichen Tages endgültig erledigt.

Das Preisausschreiben hatte keinen Erfolg, einmal weil die eingesandten Stücke — dreizehn an der Zahl — wertlos waren oder doch den gestellten Bedingungen nicht entsprachen (vgl. Schiller an Rochlitz, 16. November 1801. Jonas VI, 316) und dann, weil die Propyläen inzwischen ihr Erscheinen eingestellt hatten.

Vorerinnerung zum zweiten Band der Gedichte.

Erschienen bei Crusius in Leipzig im Mai 1803. Die unrechtmäßige Ausgabe, von der Schiller spricht, hatte den Titel: „Sämtliche Gedichte von Friedrich Schiller, Professor in Jena. Jena-Weimar 1800 bis 1801". Sie hatte die Jugendgedichte (besonders die mit Y unterzeichneten Gedichte der „Anthologie") wieder abgedruckt, und Schiller hatte darum keine Veranlassung mehr, mit seinen Jugendpoesien, von denen er eine recht geringe Meinung bekommen hatte, in seiner rechtmäßigen Ausgabe zurückzuhalten, auf deren Durcharbeitung er überdies aus mancherlei Gründen keine Sorgfalt verwenden konnte.

Über das Geschenk des Königs von Schweden.

Gelegentlich des Besuchs, den König Gustav IV. von Schweden in Weimar abstattete, wurde am 30. August 1803 der „Wallenstein" als Festvorstellung gegeben. Schiller schickte die Notiz über das Geschenk, das ihm der König machte, an Cotta, der es in der Allgemeinen Zeitung vom 22. September 1803 veröffentlichte.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

